Der Finnische Meerbusen als Brennpunkt

Wandern und Wirken deutschsprachiger Menschen im europäischen Nordosten

Robert Schweitzer
Waltraud Bastman-Bühner
(Hrsg.)

Der finnische Meerbusen als Brennpunkt

Wandern und Wirken deutschsprachiger Menschen im europäischen Nordosten

Beiträge anläßlich des „I. Internationalen Symposiums
zur deutschen Kultur im europäischen Nordosten"
der Stiftung zur Förderung deutscher Kultur (Aue-Stiftung) Helsinki
und der Ostsee-Akademie Lübeck-Travemünde
in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Kulturinstitut Tallinn
und dem Finnland-Institut Tallinn
vom 6. bis 10. September 1995 in Tallinn/Estland

Helsinki 1998

Saksalaisen kulttuurin edistämissäätiön julkaisuja; 9
Skrifter utgivna av Stiftelsen för främjande av tysk kultur; 9
Veröffentlichungen
der Stiftung zur Förderung deutscher Kultur; 9

ISSN: 1237-7422

© **1998 Copyright:** Stiftung zur Förderung deutscher Kultur/Helsinki
und die Herausgeber
Robert Schweitzer
Waltraud Bastman-Bühner

Die für die Umschlaggestaltung verwendeten Karten wurden mit freundlicher Genehmigung der Verlage aus folgenden Werken entnommen:
Europakarte: Diercke-Weltatlas, begr. von C. Diercke, fortgef. v. R. Dehmel, 100. Aufl. (12. Aufl. d. Neubearb.), Braunschweig u. ö., c. 1957, S. 72–73.
Kartenausschnitt Finnischer Meerbusen: SILTA–BRÜCKE, Nr. 18 (1994).

Alle Abbildungen, sofern die Quelle nicht eigens genannt ist, von Robert Schweitzer, Pekka Bastman (S. 31, 100, 215).

Satz und Druck: Todt-Druck GmbH
Rudolf-Diesel-Straße 1
D-78048 Villingen-Schwenningen
Telefax 0 77 21 / 7 31 77

Tämän teoksen kopioiminen on tekijänoikeuslain (404/61, muut. 897/80) ja valokuvalain (405/61, muut. 898/80) mukaisesti kielletty.
Jede Art von Vervielfältigung ist ohne vorweisbare schriftliche Erlaubnis der Herausgeber unzulässig.

Inhalt

Vorwort 7

Festakt zur Eröffnung
im historischen Rathaus von Tallinn
Dokumentation der Grußworte 11

„Gegenwärtigkeit des Vergangenen“
Eröffnungsvortrag von Antti Karppinen, Botschafter a. D. . . . 19

Einführungsreferat
Michael Garleff, Oldenburg
Im Spannungsfeld zwischen „fremd“ und „autochthon“? –
Die Deutschbalten als Typus der Deutschen im Nordosten . . 29

I

Historischer Hintergrund
bis zum Großen Nordischen Krieg

Hermann Beyer-Thoma, München
Deutsche in Finnland während des Mittelalters 43

Hannes Saarinen, Helsinki
Gemeinsam im Schwedischen Reich 89

II

Migration

Georg Luther, Helsinki
Beibehalten und Aufgeben des Deutschtums
in Familien im östlichen Ostseeraum 105

Michail Katin-Jarcev, Moskau
Deutschbaltischer Adel in Rußland –
die erste Einwanderung im Zusammenhang mit dem
Livländischen Krieg und den großen Wirren 119

Dirk-Gerd Erpenbeck, Bochum
Kaufleute und Unternehmer in Narva –
deutsche Migration an die Ostgrenze des schwedischen
Reiches und ihre Kontinuität in russischer Zeit 129

Rudolf Mumenthaler, Zürich
Schweizer im Nordwesten des Zarenreichs 145

III

Bildung

Arvo Tering, Tartu
Die Universität Dorpat in der schwedischen Zeit
und ihre Ausstrahlung nach Ingermanland und Karelien 169

Timo Rui, Joensuu
Die deutschsprachige Universität Dorpat im 19. Jahrhundert
als Hochschulort für Finnland 183

Sirje Kivimäe, Tallinn
Deutsche Frauenbildung im Nordosten 191

IV

Literatur, Theater, Musik

Laurence P. A. Kitching, Burnaby, Kanada
Die deutsche Literatur im Nordosten Europas im Überblick . 219

Svetlana Mel'nikova, St. Petersburg
Deutschsprachige Bühnen im 17.–19. Jahrhundert
in St. Petersburg – ein Literaturbericht 241

Sven Hirn, Helsinki
Deutsche Unterhaltungsmusiker in Finnland
vor dem Ersten Weltkrieg 257

Avo Hirvesoo, Tallinn
Ein Kulturkontakt in extremen Verhältnissen –
Dr. Helmut Wirth als Musikleiter des „Landessenders Reval"
1943–45 271

V

Architektur

Viktor Dmitriev, Wiborg
Karl Speckle – Baumeister des Ingenieurkorps
in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts 303

Petri Neuvonen, Helsinki
Zwischen Ost und West:
Bemerkungen zu Wiborgs Architekturgeschichte 315

Mart Siilivask, Tallinn
Deutsche Architekten und Baumeister in Dorpat/Tartu in der
zweiten Hälfte des 19. und am Anfang des 20. Jahrhunderts
und ihr Beitrag zur örtlichen Baukunst 323

Ljubov' Kudrjavceva, Wiborg/St. Petersburg
Deutscher Einfluß oder
gemeineuropäischer Stil des Ostseeraums? 329

VI
Wirtschaft, Berufliche Wanderung, Innovation

Thomas Martin, Gießen
Deutsche Bankiers in St. Petersburg 337

Marjatta Hietala, Tampere
Das deutsche Element als Innovationsträger im Nordosten . . 347

VII
Wichtige Datenbanken zu Migration und Kontinuität des deutschsprachigen Elements im Nordosten

Hermann Beyer-Thoma, München
Die „Datenbank Amburger" am Osteuropa-Institut München 363

Dirk-Gerd Erpenbeck, Bochum
PAN: Das Personen-Archiv Narva 367

Antero Leitzinger, Helsinki
Einbürgerungen in Finnland bis 1939 371

Robert Schweitzer, Lübeck
Datenbanken über Deutschbalten aus der PRPD-Gruppe
an der Universität Tartu –
Aufgrund des Materials von Veiko Berendsen 375

Ausblick

Igor Ljamin, Wiborg
Monrepos – der Blick in das 21. Jahrhundert – Die Rolle der
kleinen kulturellen Zentren bei der Bildung einer neuen
kulturellen Union des Ostseeraums 379

Anhang

Autoren und Herausgeber 393

Beteiligte Institutionen 403

Vorwort

Nach geraumer Vorbereitungszeit liegen nun die Vorträge des ersten internationalen Symposiums zur deutschen Kultur im europäischen Nordosten gedruckt vor. Zur gleichen Zeit rüsten schon die Teilnehmenden des zweiten Symposiums zur Reise nach Tallinn. Es findet vom 10. bis 13. September 1998 statt und gehört zu den Veranstaltungen der estnischen Hauptstadt anläßlich des 750. Jubiläums der Erwähnung des Lübischen Rechts für Tallinn.

Neben das leise Bedauern über den Verzug der Kongreßpublikation tritt so die große Freude darüber, daß die gelungene Veranstaltung tatsächlich eine Fortsetzung findet, wie es sich damals viele gewünscht haben. Die Kooperation finnischer, estnischer und deutscher Institutionen, der würdige Rahmen des historischen Rathauses und die anregende Arbeitsatmosphäre in den Räumen des Stadtarchivs sowie die Anteilnahme der Vertretungen der beteiligten Länder sollen auch diesmal wieder zum Gelingen beitragen.

Als Herausgeber danken wir den Beteiligten für ihre Beiträge und für ihre Geduld während des Editionsprozesses. Das anspruchsvolle Ziel, die 27 verschiedenen Aufsätze zu einem geschlossenen Band in deutscher Sprache zusammenzufügen, hätte vielleicht noch mehr redaktionellen Aufwand gefordert. Aber Heterogenität in Terminologie und Betrachtungsweise spiegelt auch die historiographischen Traditionen wider, aus denen die Forschenden kommen – sie zu nivellieren hätte uns widerstrebt. Nur redaktionelle Eindeutigkeit innerhalb der Beiträge und Auffindbarkeit der Quellen für die Lesenden sollte erreicht werden.

Wie so viele Symposiumsbände stellt auch dieser keine vollständige Dokumentation dar. Edgar Hösch hatte anläßlich der eintägigen Exkursion nach Tartu/Dorpat in der kongenialen Umgebung der alten Dorpater Universitätsbibliothek (heute Universitätsmuseum) Gedanken über deutsche Pädagogen im Nordosten vorgetragen, die inzwischen bereits veröffentlicht sind.[1] Jüri Kivimäes Darstellung der historischen Wurzeln der Deutschen im Nordosten „zwischen Lübeck, Reval und Wiborg" werden in anderen Zusammenhängen verarbeitet. Olga Glazkovas einfühlsame Interpretationen zur deutschsprachigen Literatur Wiborgs sollen einer Edition vorbehalten wer-

den, die auch die inzwischen zu Rara gewordenen Texte dazu wieder greifbar macht. Die Hoffnungen unseres österreichischen Gastes Hans Derkits, seine in der Diskussion in Umrissen vorgetragenen Beobachtungen zur Ausstrahlung österreichischer Schriftsteller und Dichter in den Nordosten exemplifizieren zu können, haben sich durch die schwierige Quellenlage nicht erfüllt. Robert Schweitzers eigener Zwischenbericht zu deutschbaltischer Migration über St. Petersburg nach Finnland ist aus den gleichen Gründen nicht zur Publikation gereift. Aber uns tröstet Bert Brecht: „Unsere Niederlagen beweisen nämlich nichts, als daß wir zu wenige sind."

Die – durch visuelle Präsentationen gesteigerte – Farbigkeit der Podiumsdiskussion in der Sektion Architektur können die Einzelbeiträge leider kaum wiedergeben. Thesen aller Referate des Symposiums und den Tenor der Debatten konnte man allerdings schon bald nach der Veranstaltung durch das Entgegenkommen der Herausgeber in der Zeitschrift Nordost-Archiv, N.F. 4, 1996, S. 669–677, nachlesen.

Der Redaktionsstand aller Beiträge ist nicht über den Abgabezeitpunkt der schriftlichen Fassungen hinausgeführt worden; lediglich das Erscheinen seinerzeit in Vorbereitung stehender Titel wurde verifiziert. Eine Ausnahme von diesem Prinzip machen die Artikel in Teil VII über die Datenbanken, die als Hilfsmittel zur Erforschung deutschsprachiger Personen am Exkursionstag des Symposiums in den Räumen des Estnischen Historischen Archivs in Tartu mit seiner Präsentationstechnik demonstriert werden konnten. Hier waren die Autoren dankenswerterweise bereit, kurzfristig den jeweiligen Stand unmittelbar vor der Drucklegung im August 1998 wiederzugeben.

Welche Erwartungen an das Symposium herangetragen wurden, welche Funktion es damals und wohl auch noch jetzt in der Forschungslandschaft haben sollte, ist in der Dokumentation der Eröffnungsansprachen dargelegt. Das Urteil, was davon erreicht werden konnte, stellen wir alle nun den Lesenden anheim.

Lübeck/Helsinki, im Sommer 1998 Robert Schweitzer
Waltraud Bastman-Bühner

[1] Edgar Hösch: „Das deutsche Schulwesen in Altfinnland und Querverbindungen zu St. Petersburg und der Universität Dorpat" in: Deutsche Sprache und Kultur – Brücke und Scharnier im Nordosten Europas? Hrsg. von Burkhardt Bendel, Clemens-Peter Haase und Olli Salminen. Tampere 1997 (Deutsche Studien Tampere), S. 45–58.

Festakt zur Eröffnung im historischen Rathaus von Tallinn

Festakt zur Eröffnung im historischen Rathaus von Tallinn

Dokumentation der Grußworte

Den Auftakt zum Symposium *Der finnische Meerbusen als Brennpunkt – Wandern und Wirken deutschsprachiger Menschen im europäischen Nordosten* am 6. September 1995 bildete die feierliche Eröffnung im historischen Rathaus von Tallinn/Reval. Neben den Vertretern der veranstaltenden Institutionen und den mehr als 30 Wissenschaftlern aus 7 Ländern waren zahlreiche Gäste und Vertreter von Kultur, Politik und Gesellschaft vorwiegend aus Finnland und Estland erschienen.

In seiner Begrüßungsansprache hob *Urmas Oolup*, Hausherr des Tagungsortes und Vorsitzender des Vorstands des Deutschen Kulturinstituts Tallinn, die Bedeutung hervor, die der deutsche Einfluß jahrhundertelang gerade auf die Gastgeberstadt am Finnischen Meerbusen gehabt hat.

Im Namen des Hauptveranstalters, der Stiftung zur Förderung deutscher Kultur/Helsinki (Aue-Stiftung), dankte Geschäftsführerin *Waltraud Bastman-Bühner* allen beteiligten Organisatoren sowie den estnischen, finnischen und deutschen Ministerien und Botschaften, besonders aber den Verantwortlichen der Stadt Tallinn, die am Eröffnungstag diesen würdigen Rahmen ermöglichten. Sie führte aus, daß das Symposium eine wichtige Aufgabe der Stiftung erfülle, da es dem Gründer der Stiftung, Theodor Aue, als in Usbekistan geborenem, deutschstämmigen Finnen, der eine wichtige Zeit seiner Jugend selbst in Tallinn gelebt habe, zeitlebens ein dringendes Anliegen gewesen war, „die durch zwei unselige Weltkriege und den nachfolgenden Kalten Krieg auseinandergerissenen und sich fremd gewordenen europäischen Völker dieses geographischen Raumes bzw. ihre Menschen, wieder an einen Tisch zu bringen." Dies sollte seine Stiftung auf dem Gebiet der Wissenschaft und Forschung und mit der deutschen Kultur als Vermittlerin verwirklichen helfen.

Dr. Robert Schweitzer, Forschungsleiter der Aue-Stiftung und Stv. Direktor der Bibliothek der Hanse-Stadt Lübeck, dem auch die wissenschaftliche Leitung des Symposiums oblag, führte mit Hinweis auf die geschichtsträchtige Architektur des Tallinner Rathauses u. a. aus:

„Das Gewölbe, das sich über uns so spannt, wie uns unser gemeinsames Forschungsinteresse vereinigt, scheint mir ein Symbol für das Thema unseres Symposiums zu sein. Zunächst als ein Zeugnis deutscher Präsenz und zugleich endgültiger deutscher Vergangenheit hier im Nordosten...

Dann aber ist es ein Bild für unsere Forschungssituation: wie dieses Gewölbe hat unser Gegenstand viele Facetten. Und wie jedes Gewölbegeviert in sich selbst vollkommen und abgerundet ist, so haben alle von uns als Historiker unserer jeweiligen Länder, aber auch als Wirtschaftsgeschichtler oder Genealogen, Literatur- oder Kunstwissenschaftler ihre Gegenstände getreu den Regeln unserer jeweiligen Disziplin untersucht. Das bedeutet auch, daß wir dabei dem deutschsprachigen Element, wo es uns in Politik, Bevölkerung oder Kultur begegnete, die ihm objektiv gebührende Beachtung geschenkt haben. Dennoch würde jeder von den Vortragenden es wohl als eine unzulässige Verengung auslegen, als Spezialist für „Deutsches im Nordosten" bezeichnet zu werden. Dennoch wollen wir heute und in den nächsten Tagen in diese Rolle schlüpfen. Um in dem Bild von dem Gewölbe zu bleiben – wir wollen durch die uns gemeinsamen Bögen aus unseren Facetten hinausschauen in die Nachbardisziplin und zugleich in die Weite des Raums und nach oben, wo als gesamtes Gewölbe der gemeinsame Forschungsgegenstand sichtbar wird. Modern gesprochen: wir wollen in diesem Symposium unseren Gegenstand konstituieren, indem wir aus unseren Mosaiksteinen den Stand der Forschung, „the state of the art", zusammentragen... Lassen Sie mich noch einmal betonen, wie wichtig uns ist, Referenten aus allen drei deutschsprachigen Herkunftsländern in Mitteleuropa und aus allen drei Zielländern um den finnischen Meerbusen hier versammelt zu haben. Das erfüllt nicht nur das Vermächtnis von Theodor Aues Internationalität. Es ist die bedauerliche Tatsache, daß die Epoche des kleindeutschen Nationalstaats auch die Zeit der Krise oder des Niedergangs des deutschen Elements im Nordosten war, so daß ein Hinausblicken

Vor der Eröffnung des Symposiums im Rathaus von Tallinn: Dr. Jörg Hackmann, Studienleiter an der Ostsee-Akademie Lübeck-Travemünde, Prof. Dr. Seppo Zetterberg, damals Leiter des Finnland-Instituts in Estland, und Waltraud Bastman-Bühner, Geschäftsführende Vorsitzende der Stiftung zur Förderung deutscher Kultur (Aue-Stiftung), Helsinki (v.l.n.r.).

über diesen Rand durchaus angezeigt erscheint. Vor allem aber ist es wichtig, Estland, Rußland und Finnland gemeinsam zu betrachten. Die Deutschen in den drei Ländern waren so unterschiedlich: in Estland lange Zeit ausschließliche Träger politischer Rechte, in Rußland – das meint hier zunächst St. Petersburg – rechtlich integriert, aber sozial abgegrenzt, in Finnland eine recht integrationswillige Minderheit. Die Erkenntnis, daß ihr Verhalten keine Konstante war, könnte folgende neue Blickwinkel eröffnen: 1) aus der differenzierenden Erkenntnis einem Stereotyp vom Deutschen entgegenwirken, 2) ihr unterschiedliches Verhalten in den drei Ländern neu in Beziehung zu den Unterschieden der drei Gesellschaften selbst setzen, 3) aus der Tatsache ihres lebhaften Austausches zwischen den drei Ländern erkennen, daß diese doch einen gemeinsamen Geschichtsraum voller verbindender Elemente darstellen.

Das sind die Hoffnungen eines Forschungsleiters... Als mir Theodor Aue selbst noch die vorurteilsfreie Erforschung des deutschen Elements im Nordosten als Aufgabe der Stiftung skizzierte, habe ich gesagt, daß ich diese nicht ohne eine Welt voll Helfer angehen könnte. Ich war aber zuversichtlich, sie zu finden – unter den Alten, die bewahrt und dem Trennenden widerstanden haben, unter den Jüngeren, die frei von bitteren Erfahrungen die Chance eines neuen Anfangs haben. Beide sind meiner Bitte gefolgt – mein Wunsch ist erfüllt..."

Dr. Jörg Hackmann, Studienleiter der Ostsee-Akademie in Lübeck-Travemünde als Mitveranstalterin, begrüßte die Gäste und unterstrich die Wichtigkeit des Symposiums mit den Worten: „... Ein Europa, in dem seine Völker friedlich miteinander leben und ihre nationalen Antagonismen überwinden, wird ein Europa der Regionen sein. Was verbirgt sich hinter dieser Vorstellung? Ethnische und kulturelle Homogenität in einer Region, in einem Land ist zumal in der Mitte und im Osten – und auch im Norden – Europas kaum anzutreffen. Im Verlauf der Geschichte sind stets Menschen, Einzelpersonen und Gruppen, von ihrem Herkunftsort in andere Gebiete gewandert – sei es auf der Suche nach einem neuen Ort zur Ansiedlung, sei es als Kaufleute oder auch in kriegerischer Absicht. Die Folge ist eine vielschichtige Vermischung von Kulturströmen und von Bevölkerung – so gab und gibt es in Polen Deutsche und in Deutschland Polen, Dänen in Deutschland, Deutsche in

Dänemark, Schweden in Estland und – wenn auch nicht freiwillig – Esten in Schweden... Diese Situation zu akzeptieren, die verschiedenen kulturellen und ethnischen Verhältnisse in einer Region, von einem Ort bis zu einem ganzen Land, ernstzunehmen und uns als Reichtum, den es zu bewahren gilt, bewußt zu machen, steht als Aufgabe immer noch vor uns... Das Wandern und Wirken deutschsprachiger Menschen im europäischen Nordosten kann als Ausgangspunkt dienen für eine Diskussion über die Bedeutung kulturellen Austausches – wenn wir uns befreien von alten verkrusteten und verinnerlichten stereotypen Bildern von unseren Nachbarn und uns selbst.

Wenn es um den Osten Europas geht, dachten die Deutschen über ein Jahrhundert lang in den Kategorien des Kulturträgertums, des machtvollen deutschen ‚*Zugs* nach dem Osten', der sich allein durch die Aufbauleistung deutscher Kräfte entwickeln könne. Der Fortschritt der Zivilisation sei an die ethnische Zugehörigkeit gebunden, so war die weit verbreitete Vorstellung. Es ist nicht verwunderlich, daß die positive deutsche Beurteilung der Ostbewegung zu einer negativen bei unseren östlichen Nachbarn wurde, die darin einen agressiven, auf imperiale Unterdrückung zielenden ‚deutschen *Drang* nach Osten' sahen. Dagegen hielten sie die Priorität ihres Volkes, seinen autochthonen Charakter auf dem Gebiet, das man allein für die eigene Nation reklamierte: ‚Wir leben hier seit Urzeiten' – so lautet eine These, die auch heute noch in den meisten Nationen lebendig ist. Dazu trat der Anspruch auf die ethnische Reinheit des Territoriums, auf dem die ausländischen Ankömmlinge als unerwünschte Eindringlinge betrachtet wurden. Daß diese Ideen nicht nur Geschichte sind, sondern heute in fast allen modernen Gesellschaften anzutreffen sind, muß ich nicht eigens betonen.

Von all diesen Vorstellungen müssen wir uns freimachen und nüchtern die Motive für die Wanderungsbewegungen und auch die Auswirkungen im Gastland wie die Rückwirkungen auf das Auswanderungsgebiet erörtern. Dies setzt voraus, daß sich die hier vertretenen Wissenschaftsdisziplinen nicht mehr nationalen oder imperialen Zielen verpflichtet fühlen, die – ich spreche hier über die deutsche Geschichtsschreibung – in ihrem Nachleben immer noch zu erkennen sind." Dr. Jörg Hackmann schloß mit dem Wunsch, daß die Einbeziehung der finnischen Kollegen in den Fragenkomplex

„Deutschland und der Osten" und seine Ausweitung zu „deutschsprachigen Menschen im europäischen Nordosten" über den wissenschaftlichen Kontext hinaus einen neuen Horizont erschließen und Anstöße zum politischen Nachdenken geben mögen.

Der Leiter des Finnland-Instituts in Estland, *Prof. Dr. Seppo Zetterberg*, erklärte das Symposium für eröffnet, nachdem er ausführte: „Heute haben wir uns im historischen Rathaus zu Tallinn versammelt, um ein internationales Symposium zu eröffnen. Dieses alte Symbol des alten Tallinn hat in den letzten Jahrzehnten innerhalb seiner Mauern die verschiedensten Veranstaltungen erlebt. Aber wir mußten bis zum heutigen herbstlichen Tag warten, um dieses Symposium, das vielseitig, kritisch und frei von ideologischem Ballast eine der Kernfragen nordosteuropäischer Geschichte – das Wirken deutschsprachiger Menschen am Finnischen Meerbusen – behandelt, eröffnen zu können.

Dieses Thema hat die Forscher selbstverständlich alle Zeiten hindurch interessiert, und auch der großen Allgemeinheit ist es nicht gänzlich unbekannt.

Aber es ist ganz klar, daß die Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg die Lage der Gebiete um die Ostsee und den Finnischen Meerbusen so radikal verändert haben, daß die internationale Zusammenarbeit mindestens schwierig, wenn nicht sogar lahmgelegt wurde, und viele Themen wurden zu Tabus, über die geschwiegen wurde.

Jetzt, wo Ostsee und Finnischer Meerbusen nicht mehr ein tragisches Monument der Folgen des Kalten Krieges – ein Freilichtmuseum des Stalinismus – darstellen, haben wir das Recht und die Pflicht, alle Themen der Vergangenheit aufzugreifen, auch die weißen Flecken. Nur dadurch können wir aus der Vergangenheit lernen und mindestens versuchen, eine bessere Zukunft zu bauen.

Im Laufe des europäischen Integrationsprozesses der letzten Zeit ist der Schwerpunkt vieler Angelegenheiten von uns aus gesehen südlicher gerückt, nach Brüssel, wie man sagt. Gerade deshalb müssen wir an der Ostsee und am Finnischen Meerbusen die Bedeutung unserer Region als wichtige Gesamtheit unterstreichen. Wir sind ein fester Teil Europas. Tallinn/Reval, Tartu/Dorpat, Narva, Helsinki, Wiborg, St. Petersburg sind mindestens ebenso bedeutende Städte wie Brüssel.

Ich glaube, daß gerade solche Symposien wie dieses geeignet sind, die Bedeutung der Ostsee und des Finnischen Meerbusens innerhalb Europas hervorzuheben. Deshalb darf diese Veranstaltung nicht die letzte, sondern muß die erste einer Serie sein.

Besonders erfreut bin ich darüber, daß unser Symposium hier in Tallinn stattfindet, in der Stadt, die während Jahrhunderten die ganze Breite der Skala deutscher Einflüsse erlebt hat, im Guten wie im Bösen. Wenn überhaupt, so war Tallinn der wahre ‚Brennpunkt'."

Im Anschluß an diese Eröffnungsrede übermittelte der Kultusminister der Republik Estland, *Jaak Allik*, die Grüße und guten Wünsche seiner Regierung.

S. E. Botschafter *Henning von Wistinghausen*/Deutschland äußerte sich in seinem Grußwort kritisch zu den auf vielen Gebieten von westlichen Institutionen wenig genutzten Chancen sowohl zur Rückbesinnung auf historisch gewachsene Zusammenhänge, als auch zu Versuchen, diese neu mit Leben zu erfüllen. Was die Anerkennung der Unabhängigkeit des wiedererstandenen freien Estlands durch die Sowjetunion vor damals genau 4 Jahren eigentlich ermöglicht habe, seien Chancen, die wiederum die baltischen Länder wegen gravierender Existenzprobleme nicht wahrnehmen konnten. Um so mehr begrüßte er die Initiative zu diesem internationalen Symposium.

S. E. Botschafter *Jaakko Kaurinkoski*/Finnland beleuchtete die Bedeutung des deutschen Einflusses auf Finnland und betrachtete Estland und seine Deutschen als „wichtige Vermittler zwischen dem deutschen Sprach- und Kulturraum und Finnland, und das sogar unabhängig davon, ob Finnland und Estland zu demselben Reich – mal zum schwedischen Königreich, mal zum russischen Zarenreich – gehörten oder durch Staatsgrenzen getrennt waren."

Höhepunkt der Eröffnungsfeier bildete der Festvortrag – *Gegenwärtigkeit des Vergangenen* – von Botschafter a. D. *Antti Karppinen*, nachfolgend auf den Seiten 19–26 ungekürzt wiedergegeben.

Einen großartigen Abschluß fand das Symposium am 10. September in der Residenz des finnischen Botschafters, der zusammen mit seiner Gemahlin, Frau *Kaarina Kaurinkoski*, zu einem unvergeßlichen Empfang eingeladen hatte. ■

Antti Karppinen

Gegenwärtigkeit des Vergangenen

Am Reformationstag, dem 31. Oktober 1939, war bei uns in den deutschen Schulen in Riga Schulschluß. Aus den Fenstern des Rigaer Städtischen Realgymnasiums, gelegen in der sog. Vorburg am Kaisergarten, unweit des Exporthafens, konnte man die Schiffe der KdF-Flotte auf der Düna sehen. Sie standen unter Dampf – der Exodus der Deutschbalten konnte beginnen: unter der Devise „Heim ins Reich". Die meisten meiner damaligen Schulkameraden habe ich nie mehr wiedergesehen.

Hier im alten Rävala/Reval oder Lindanise/Tallinn schloß zur selben Zeit wohl eine der ältesten Unterrichtsstätten im nordöstlichen europäischen Raum, die Domschule, die schon seit dem 14. Jh. bekannt war, ihre Pforten – nach etwa 600jähriger, fast ununterbrochener Tätigkeit.

Wie schon mehrmals zuvor – mir kommt hierbei die Begegnung Alexanders I. von Rußland mit Napoleon auf dem Floß vor Tilsit 1807 in den Sinn, bei der über die Zukunft Schweden-Finnlands entschieden wurde – hatten zwei Selbstherrscher, die Diktatoren Stalin und Hitler, sich über die Neuordnung in demselben Raum geeinigt – jeder mit seinen eigenen Hintergedanken. Am 23. August 1939 unterzeichneten Molotow und Ribbentrop in Moskau die Dokumente, die für Millionen von Menschen, unsere Zeitgenossen, zum Verhängnis werden sollten. Durch einen Federstrich wurde dabei der rund 750jährigen Geschichte der Deutschen in den baltischen Staaten ein jähes Ende gesetzt.

Der Ruf „Heim ins Reich" war eine Doppeldeutigkeit: es handelte sich nicht, wie wir wissen, um eine Rückkehr nach Westfalen, oder Niedersachsen oder in den hanseatischen Norden Deutschlands, von wo damals Kreuzritter, Kaufleute und andere fromme Leute gekommen waren, sondern die etwa 52 000 Deutschbalten aus Lettland und die 12 000 aus Estland wurden in den 1939 durch Kriegshandlungen den Polen abgenommenen Gebieten um Poznań/Posen und Lódź/„Litzmannstadt" angesiedelt, mit dem Auftrag des „Führers", als erfahrene und standhafte Grenzbewoh-

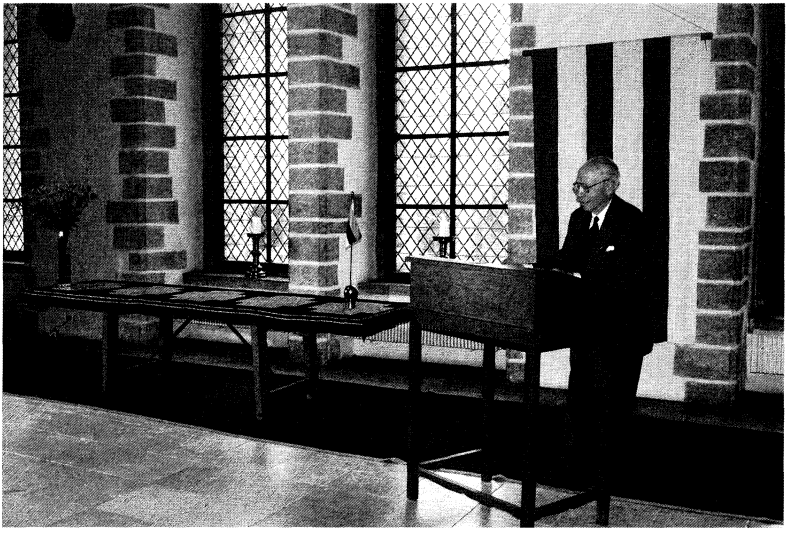
ner das Deutschtum im Großdeutschen Reich gen Osten „abzusichern".

Wollte Hitler auf Anraten des Deutschbalten Alfred Rosenberg einer Deportation der Deutschen – zusammen mit anderen patriotisch denkenden Bürgern Estlands und Lettlands (auch der Memeldeutschen in Litauen) – durch die Sowjetunion zuvorkommen, oder geschah hier präventiv eine „ethnische Säuberung" als Maßnahme, um eine bedeutsame, selbstbewußte, liberale und tolerante Werte traditionell vermittelnde Volksgruppe unter den Bürgern des kommenden Dritten Reiches auszudünnen – sogar einzudeutschen?

Mir ist nicht bekannt, daß für die Zeit nach dem „Endsieg" eine Wiederkehr der Deutschbalten nach dem Reichsprotektorat Ostland vorgesehen war. Vieles deutete aber darauf hin, daß das Baltikum fest in großdeutscher Hand bleiben sollte. Für Kurland war eine Besiedlung mit etwa 100 000 Kriegsteilnehmern vorgesehen, die Selbständigkeit der drei baltischen Staaten wurde ausgeschlossen und Leningrad – als russische Kulturmetropole – sollte eliminiert, d. h. vernichtet werden.

Der 23. August 1939 brachte für die Völker im Baltikum eine der schwersten Prüfungen ihrer Geschichte, Terror und Deportationen – erst 20 Jahre nach den blutigen Wirren des Ersten Weltkrieges. Für Finnland bedeutete dieses Datum den Winterkrieg und noch zwei Kriege im Anschluß daran sowie einen zweimaligen Verlust Kareliens. Das Spannungsverhältnis zwischen Ost und West erhielt für ein halbes Jahrhundert eine neue Dimension. Zurück blieb für uns, die unmittelbar Beteiligten, eine tiefe traumatische Erinnerung. Für uns ist dieses Stück Vergangenheit, der Abschluß einer historischen Periode von rund achthundert Jahren, noch ein Stück Gegenwart.

Wenn wir uns heute hier in diesen ehrwürdigen Räumen versammeln, mahnen uns die Türme und Mauern Tallinns an eine Vergangenheit, die gerade für Sie, meine Damen und Herren, besser überschaubar ist als für viele unserer Mitmenschen. Nicht nur die materielle Geschichte, die Vergangenheit jedes Turms – ich werde auf dieses Thema noch zurückkommen – nicht nur jedes Hauses, jede Burg, jede Urkunde und Chronik im Ostseeraum ist Ihnen bekannt und wird in Verbindung zu verschiedenen anderen Fakten und Gegebenheiten gebracht, sondern auch die geistige Welt durch die Jahrhunderte ist von Ihnen erforscht worden und ist Objekt Ihrer heutigen Studien.



Der große Saal des gotischen Rathauses von Tallinn – eindrucksvoller Rahmen für die Eröffnungsrede von Botschafter a. D. Antti Karppinen. (Foto: Deutsches Kulturinstitut Tallinn)

Mit größter Genugtuung sehen wir älteren Teilnehmer an dieser Tagung, die wir ja schon in den 30er Jahren ein intaktes Baltikum miterlebt haben, so viele jüngere Gesichter: es gibt also Hoffnung, daß auch die heutige Wissenschaft mit den modernsten zur Verfügung stehenden Methoden anhand neuen Materials Forschung zu betreiben gewillt ist (auch ohne alte Vorurteile), die das Geschehen im nordöstlichen Ostseeraum in allen Richtungen ausleuchten möchte.

Schon ein kurzer Blick auf das außerordentlich reichhaltige Programm dieses Symposiums bestätigt, daß die hochgeschätzten Veranstalter dieser Tagung ihre Absicht haben verwirklichen können, sowohl führende Wissenschaftler aus allen wichtigsten Ländern hier einzuladen als auch jüngere Forscher hierher zu bringen, die vielleicht bisher nicht die Gelegenheit gehabt haben, persönlich bedeutende Autoren und Gelehrte kennenzulernen. Ein Kontakt zu der wissenschaftlichen Welt in den drei ihre Unabhängigkeit wieder erfochten habenden Staaten, zu den Kollegen aus St. Petersburg, Wiborg und Moskau wird sich als ebenso fruchtbar erweisen, wie die Bekanntschaft mit dem historischen und gegenwärtigen Tallinn, mit Dorpat und dem übrigen Estland – unserem schönen und freundlichen Gastland.

Eine reichhaltige Literatur über das Baltikum ist bereits hier seit etwa 1985 in den Kulturzentren Estlands und Lettlands entstanden. Kontakte zu den führenden Forschungszentren in Deutschland, in Skandinavien und in Rußland sind hergestellt. Wieder zugänglich gewordene Archive und Bibliotheken können durch sinnvoll zusammengesetzte Forschungsgruppen mit Vertretern aus den verschiedenen Ländern bei der Verwertung neuer Projekte genutzt werden. Es sprüht nur so von neuen Gedanken und Vorschlägen.

Ich möchte hier auf zwei wertvolle neue Arbeiten bekannter finnischer Forscher hinweisen, die den ganzen Ostseeraum als historische Einheit erstmals nach dem Zweiten Weltkrieg behandeln; es sind die Werke des Kulturhistorikers Matti Klinge und des Wirtschaftsexperten Urpo Kivikari.

Dabei ist es wichtig – meine ich – daran festzuhalten, daß der ganze deutschsprachige Raum, die Einheit des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation mit seinem nördlichen integrierten Teil – dem Marienland – als eine zentrale Basis der Forschung gelten soll; auch in seinen historischen Ausdehnungen nach Skandinavien und

Moskowien, später zu der europäischsten Metropole der Ostsee – St. Petersburg, der Stadt, durch welche die Geschicke dieser Region und ihrer Menschen und Völker seit bald drei Jahrhunderten wie durch ein Brennglas fokussiert werden.

Erfreulicherweise laufen viele neuere Forschungsbestrebungen darauf hinaus, die gemeinsamen, auf der Entwicklung Europas beruhenden Trends – Reformation, Humanismus, Aufklärung, Industrialisierung, nationales und soziales Erwachen – in ihren Einwirkungen auf die nordöstlichen Ostseeländer komplex zu durchleuchten. Waren Reichsdeutsche und Deutsche im Baltikum die alleinigen oder die regsamsten „Kulturträger" (der Ausdruck ist auch pejorativ-politisch gebraucht worden) ihrer Zeit?

Gab es überhaupt philosophische, soziale oder wirtschaftliche Strömungen und Einflüsse, die auch *ohne* das direkte Zutun der Deutschen im Baltikum oder ihrer Verwandten in Schweden-Finnland oder Rußland vermittelt wurden? Wie rege war der Anteil der Deutschen am Kulturgeschehen an den Küsten der Ostsee, wenn Kontakte zu Europa oder St. Petersburg in den gebildeten Gesellschaften im Baltikum, teilweise auf Höfen und in Städten auch in Finnland allenfalls auf Deutsch vermittelt wurden? Nicht wegzudenken sind die Namen der deutschen Unternehmer, Gelehrten, Bürgermeister und Zunftvorsteher, die der Stadtkultur in unserer Region ihre (protestantische) Prägung verliehen haben und die über die Ostsee hinaus in zahlreichen Querverbindungen unseren ganzen Raum weitgehend homogenisierten. – Als ehemaliger Philologe möchte ich nur auf den gewaltigen Schatz an Fremd- und Lehnwörtern hinweisen, den z. B. die Hansa-Zeit unseren Sprachen als Mitgift beschert hat und der in unserer Tradition, auch in Sprichwörtern, Märchen und Redensarten, weiterlebt.

Aus meiner Schulzeit erinnere ich mich an eine damals kulturell wie „völkisch" wichtige Fragestellung: wo stehen die Deutschbalten – sind sie noch immer historisch gesehen ein Teil des deutschen Volkes? Oder sind sie ein eigenes Volk, das die Schicksale Est-, Liv- und Kurlands überdauert hat und nun eine Minderheit in den Republiken Estland und Lettland sein soll, d. h. in den Staatsgebilden der ehemaligen Undeutschen? Wer alles wurde unter den Rigaer Bürgern „eingedeutscht", wie geschah der Einstieg ins deutsche und der nachfolgende Ausstieg aus dem deutschen in das eigene Volkstum?

Erlauben Sie mir auch die entgegengesetzte Fragestellung – wie wird die Leistung der Deutschen im Baltikum heute von den Völkern in Estland und Lettland oder Litauen bewertet? Gibt es nach der groben Schwarz-weiß-Einstellung der Sowjetzeit eine neue Bewertung, die das Verbindende, das allgemein Europäische wieder hervorhebt?

Und St. Petersburg – dieser besondere Gegenpol, um den seit Jahrhunderten unsere Geschicke kreisen, geladen mit einer enormen Konzentration an intellektuellen und materiellen Potenzen! Sollte, wie wir es alle hoffen, die Rußländische Föderation sich weiterhin in Richtung von Demokratie, Rechtsstaat und Marktwirtschaft entwickeln, wird St. Petersburg wieder den ihm gebührenden Platz im Kraftfeld der Ostseeregion einnehmen.

Es wird für uns nicht gleichgültig sein, welche Einstellungen uns und Europa gegenüber die neue rußländische und russische Intelligenz entwickeln wird. Wie wird sie selbst die sowjetische Vergangenheit bewerten? Werden die neuen, rationellen und kontaktfreudigen „zapadniki" die Oberhand gewinnen, oder obsiegt das emotionsbeladene Slawophilentum, Großrußlands Machtfülle (als Derschawa) nacheifernd und den Westen argwöhnisch beobachtend? In St. Petersburg wahrscheinlich anders als aus der Sicht Moskaus, Nishnij-Nowgorods oder Rostows.

Die Frage nach der Bedeutung deutschsprachiger Menschen im nordöstlichen Ostseeraum wird in diesem Jahr an vielen Forschungszentren – so z. B. an der Ostsee-Akademie Lübeck-Travemünde, in Estland, in Finnland (Kotka) und auch in Rußland gestellt. Der Zeitpunkt ist von Bedeutung, denn einerseits hat die Beendigung des Kalten Krieges zum Aufbrechen des Eisernen Vorhangs – auch in der Forschung – geführt. Kooperative Denkweise über alle Grenzen hinweg auf wissenschaftlicher Grundlage ist wieder erlaubt. Viele Völker füllen Lücken in ihrem Geschichtsbild, um ihre Identität auf die jetzt bestehende Situation auszurichten. Künstlich Aufgetragenes wird abgeschält und über den Haufen geworfen.

Andererseits lassen wir hier einen Punkt hinter uns, den die Geschichte unerbittlich gesetzt hat. Die Präsenz jenes Deutschtums, das wir noch in den 30er Jahren hier im Baltikum kannten, existiert nicht mehr und wird auch nicht wiederkehren. Die neuen Deutschen – auch wenn sie der zweiten und dritten Generation

ihrer deutschbaltischen Ahnen entspringen – können nicht die deutschbaltische Tradition ersetzen. Gleichfalls ist die jüdische Präsenz beendet worden, in Blut und Asche versunken.

Und trotzdem – man sollte eine optimistische Note zu dem Gesagten hinzufügen: indem wir eine zusammenfassende Bewertung der geschichtlichen Entwicklung in unserem Raum unter dem besonderen Gesichtspunkt des baltischen Deutschtums im breitesten Sinne vornehmen, finden wir etwas besonders Wertvolles vor: hier im Nordosten existiert heute eine eigenständige Tradition, eine Kultur- und Lebensform, die verschiedene Höhepunkte der europäischen Entwicklung miterlebt hat. Dieses europäische Erbe ist, so meine ich, in vielem unverfälscht bewahrt und fleißig weiterentwickelt worden. Die Integration Europas, an der wir Anteil nehmen, wird bereichert durch Ihre, meine Damen und Herren, persönlichen Bemühungen, das alles aufzudecken, was Europa (auch über den östlichen, ja sogar byzantinischen Weg) unserer Region anvertraut hat. Ihre Forschungsarbeit gewinnt an Gewicht durch Ihre Erkenntnisse, den neuen europäischen Wirkungskreis – die Ostseeregion der Europäischen Union – als etwas sehr Nahes und Wertvolles zu identifizieren, das schon immer in regstem gegenseitigen Kontakt zu anderen Zentren in Europa gestanden hat – und heute wieder auf neuer gemeinsamer Basis steht. Der Anteil der deutschsprechenden Vorfahren und Mitmenschen ist als einmalige, große Leistung zu bewerten.

Lassen Sie mich zum Abschluß noch einmal zum Thema der Mauern und Türme zurückkehren. Gerade hier in Tallinn ist es gelungen, große Teile der mittelalterlichen Stadtmauer instandzusetzen und sie für die Gegenwart zu erhalten. Mit großer Sorgfalt wurde etwas hergestellt, was nicht der Verteidigung der heutigen Stadt dient, aber ihr eine Identität verleiht, die auf den heutigen Menschen direkt oder indirekt einwirkt. In diesen festen Mauern, die intakt sind, fühlt sich der Städter geborgen, lebt die Stadt.

Diese Arbeiten wurden z. T. in einer Zeit vor 20–30 Jahren geplant und ausgeführt, die dieser historischen Reminizenz mit Bestimmtheit entgegensprach – die alte historische Perspektive sollte verstellt und eine neue Richtung angegeben werden. Trotzdem wurde in das Wiederbeleben eines Imago Tallinns investiert, das die

einmalige Präsenz einer westlichen, christlichen gesellschaftlichen Ordnung – wie dieses ehrwürdige Rathaus – betonte. Das hanseatisch-schwedisch-rußländische Antlitz wurde denjenigen offenbart, die sich zur geschichtlichen Wahrheit bekennen wollten und nicht einer aufgezwungenen Ideologie.

Heute sind Sie, meine verehrten Damen und Herren, an einem gleichen Turmbau beteiligt. Ihre Beiträge und Forschungsergebnisse ergänzen noch bestehende Lücken in Mauern vieler Städte rund um die Ostsee. Alles soll seinen Ort, seinen Wert und Sinn wiederhaben. Damit der neue Mensch, wenn er es nur will, jenes wiederfindet, welches er braucht, um seinen Standort im heutigen Leben zu definieren und seine Identität – in der Vielfalt der vererbten historischen Gene – zu festigen. ■

EINFÜHRUNGSREFERAT

Michael Garleff

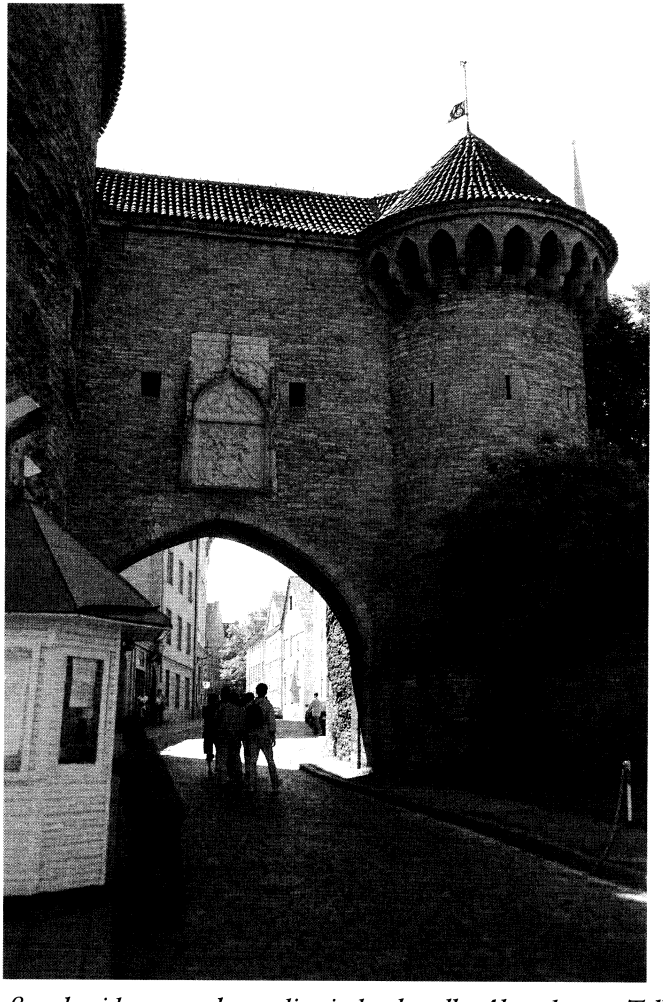
Im Spannungsfeld zwischen „fremd" und „autochthon"? – Die Deutschbalten als Typus der Deutschen im Nordosten

Eine nähere Betrachtung der historischen Wanderungsbewegungen deutschsprachiger Menschen wird deren Wirkungsbereiche nicht nur im europäischen Nordosten in der Tat im „Spannungsfeld zwischen fremd und autochthon" finden – insofern scheint mir das Fragezeichen nach dem ersten Teil meiner Themenüberschrift ohne größere Diskussion aufhebbar zu sein. Es wäre dagegen zu überlegen, ob es nicht vielmehr dem zweiten Teil hinzugefügt werden müßte – ob die Deutschbalten sich im Verlauf ihrer 750jährigen Geschichte in dieser Region tatsächlich zu einem „Typus der Deutschen im Nordosten" entwickelt haben, könnte angesichts der unterschiedlichen Erscheinungsform diverser Gruppen von deutschsprachigen Menschen und ihrer ebenso unterschiedlichen Existenzbedingungen in jeweils anderen Umfeldern erörtert werden. Dabei muß zunächst einmal deutlich sein, daß hier offensichtlich solche Deutsche im Blickfeld stehen, die – einzeln oder als Gruppe – zumindest eine längere Zeitspanne im Lande lebten; ausgenommen sind also Reisende, Angehörige diplomatischer Vertretungen oder andere, sich nur kurz im Lande aufhaltende „Reichsdeutsche", um hier einen Ausdruck des 19./20. Jahrhunderts zu verwenden.

Wesentlich scheint mir darüber hinaus ein Blick auf das Selbstverständnis der Betreffenden, auf Fragen ihrer Identität als Personen, die sich kulturell in erster Linie dem deutschen „Mutterland", politisch aber dem jeweiligen „Vaterland" und mit vielfachen weiteren Bindungen ihrem engeren „Heimatland" mit dessen oft andersnationalen Bewohnern verbunden fühlten.

Anfang der 50er Jahre erschien in der Bundesrepublik eine Reihe von Sammelwerken, in denen deutsche Volksgruppen im östlichen Europa unter dem Titel „Heimat im Herzen" in vielfältigen Beiträgen eine Art Rechenschaft über ihre Vergangenheit ablegten. In seinem Geleitwort zum Band über die Deutschbalten betonte Max Hildebert Boehm als einer der Herausgeber die Tatsache, daß die „Balten", wie er hier noch durchgängig die Deutschbalten bezeichnet, „unter den Volksgruppen aus dem Nordosten, die in dieser Bücherreihe ein Zeugnis ihrer angestammten Art, ihrer heimatlichen Überlieferung und ihres Willens zur Selbstbehauptung abgelegt haben, [...] die kleinste Landsmannschaft" gebildet hätten.[1] Boehm erweitert hier eine Argumentationsweise, die sonst vor allem für das Verhältnis der vergleichsweise wenigen Deutschen zu ihren andersnationalen Nachbarn angewandt wurde, auf den Vergleich mit anderen deutschen Gruppen. Denn die Zahl ist in seinen und vieler Deutschbalten Augen nicht ausschlaggebend für die Bedeutung, und gerade die „numerische Unerheblichkeit" habe besondere Eigenschaften und Tugenden erzwungen. Zu diesen zählt er einen „besonders festen Zusammenhalt, [...] ein landsmannschaftliches Ehrbewußtsein und eine gesellschaftliche Disziplin." Wie die Siebenbürger Sachsen, auf die als deutsche Bevölkerungsgruppe vergleichbaren Alters von deutschbaltischer Seite seit den 30er Jahren immer wieder hingewiesen worden ist, habe man Geschichte nicht nur erlebt, sondern an bedeutsamen Wendepunkten selbst aktiv in das Geschehen eingreifen können. Aufgrund des Bestrebens, „aus den Engen ins Weitere zu wirken", habe man sich „zielbewußt und mit wachen Sinnen an Kräften der Ferne abstützen" müssen, „um uns im nächsten und engsten Heimatraum behaupten zu können. Wir lebten entlegen, aber wurden dabei nicht abseitig und inselhaft."

Boehms Ausführungen sind nicht nur gelegentlich noch von völkischer Terminologie durchsetzt („deutsche Volksgeschichte", „Unterbau arteigenen Bauerntums") und betonen für die Deutschbalten insbesondere die „abendländische Aufgabe am Rande des weiten Ostens"[2], sie wollen auch Anteilnahme erwecken für „ein hart umstrittenes Grenzland westlicher Gesittung."[3] Er stellt aber darin einen bedeutsamen Unterschied zu anderen deutschen Volksgruppen im Nordosten Europas heraus: Deutschbalten haben in wesentlich geringerem Maße „fremdes Volkstum", wie er es nennt,



Wie maßgeschneidert umrahmte die eindrucksvolle Altstadt von Tallinn das Symposium. Gleich hinter diesem Stadttor, der „Großen Strandpforte", befinden sich die Gastgeber: das Stadtarchiv und das Deutsche Kulturinstitut, Tolli 2–6.

assimiliert, wohl aber waren sie gezwungen, ständig Zuwanderer aus anderen deutschen Regionen zu assimilieren.

Vier Jahrzehnte später setzte sich Gert von Pistohlkors mit den Deutungen auseinander, die die Rolle der Deutschen in der Geschichte der baltischen Länder im Verlauf höchst unterschiedlicher politischer und ideologischer Rahmenbedingungen erfahren hat – von dem der oben wiedergegebenen Interpretation entgegengesetzten Kennzeichnung der historischen Dominanz der Deutschbalten mit dem Begriffspaar „Kulturträgertum" und „Apologetentum" bis hin zur Forderung einer intensiveren Erforschung ihrer Mittlerrolle im baltischen Raum zwischen Ost und West.[4] Es gehört in der Tat in den größeren Zusammenhang des politischen und wissenschaftlichen Wandels, daß u. a. am Beispiel der Rigaer Tagung 1991 über den „deutschen Faktor" in der Geschichte Lettlands nunmehr „die ganze Geschichte der Deutschen in der Region zur Diskussion steht."[5]

Reinhard Wittram hatte nach seiner vorübergehenden „Wendung zur Volksgeschichte" in den 30er Jahren[6] im oben zitierten Sammelwerk von 1951 festgestellt, daß „kein Volksschicksal der baltischen Lande für sich betrachtet werden kann, daß es nur im Zusammenhang eines jeweils übergreifenden Ganzen zu verstehen ist."[7] In einer weiteren Auseinandersetzung mit der verfehlten Programmatik der dreißiger und vierziger Jahre sah er im Jahr 1972 kurz vor seinem Tode den „nationalpolitischen Impuls der Geschichtsschreibung" als erschöpft an.[8]

Bemerkenswert erscheint die Äußerung von Pistohlkors, wenn er im Zusammenhang mit den „Literaten" der Aufklärungszeit, die nicht mehr als Vertreter eines Bürgerstandes sprechen, sondern prinzipiell übernational nach Gleichgesinnten suchen, feststellt: „Die Stellung der Deutschen im baltischen Raum ist also von den Anfängen an keineswegs nur aus der Region geprägt. Vielmehr zeigt die Geschichte der ‚Aufsegelung' durch Kaufleute, Missionare und Adelige, die Wirkung der deutschen Reformation, des Pietismus und der Aufklärung, daß mit der Einwanderung aus Deutschland auch die großen Kulturbewegungen aus den Zentren Europas in den baltischen Raum einströmten."[9] Das berührt sich mit den allgemeineren Forderungen Hartmut Boockmanns, für den zur neuen Freiheit der Sicht auf die Vergangenheit vor allem „eine Distanz gegenüber dem

Nationalismus der eigenen Väter und Großväter" gehört; indem der „Aneignungsprozeß" der eigenen Vergangenheit nicht „auf ein exklusives Eigentum" ziele, erkennen seiner Meinung nach auch baltische Historiker heute an, „daß zur Geschichte dieser Länder auch die der Deutschen gehört, die dort lange Jahrhunderte hindurch lebten."[10]

Auf dem 5. baltischen Historikertreffen in Göttingen fragte Werner Conze im Jahre 1952, ob es denn „heute noch eine lebendige Geschichte des Deutschtums in Ostmitteleuropa geben" könne[11]. Seine Antwort war, wenn auch nicht für alle, so aber doch für viele Historiker der folgenden Jahrzehnte richtungsweisend – bis hin zur Verwirklichung seiner Initiative der umfassenden Publikationsreihe „Deutsche Geschichte im Osten Europas", die Conze begründet hat und die nach seinem Tode inzwischen auf vier Bände angewachsen ist und die weiter fortgesetzt wird. Werner Conze schrieb damals u. a.:

> „Die Geschichte der Deutschen im Vielvölkerraum Ostmitteleuropas bietet sehr bemerkenswerte, individuell ausgeprägte Beispiele für ein strukturtypisches Verhalten und einen strukturtypischen Aufbau der Gesellschaft in volklichen Mischgebieten – und zwar bemerkenswerterweise in der vorindustriellen Gesellschaftsform. Wo die Industrialisierung wie z. B. in Riga noch die Geschichte des Deutschtums mit betrifft, da führt sie etwas Neues herauf, verwischt den älteren gesellschaftlich-nationalen Strukturtypus und führt zu einem Umwandlungsprozeß, in dessen Zusammenhang das Deutschtum geschwächt, gebrochen und schließlich in Verbindung mit den politischen Katastrophen der letzten Zeit ausgelöscht wurde. Allgemein entsprach die Stellung des Deutschtums über und neben den Völkern des Ostens, wie sie auf Grund bestimmter geschichtlicher Konstellationen entstanden war und sich fortentwickelt hatte, dem Zustand relativer ständischer Stabilität in der entfalteten Agrargesellschaft Ostmitteleuropas. Auf die ständische Herrschaftsform, in der das Deutschtum entweder führend oder bevorzugt war, folgte der Gegenschlag der durch liberale Agrarreformen und beginnende bürgerliche Bewegung mobilisierten kleinen Völker. Der Kampf der Klassen und der Nationalitäten begann, verschärfte sich, schien in den Nationaldemokratien legalisiert und damit entschärft zu werden und trieb doch weiter zu krisenhafter Zuspitzung. Trotz der eben angedeuteten Minderung und Wandlung der deutschen Position im östlichen Mitteleuropa hielt das deutsche Volk in diesem Gebiet seit dem Beginn dieser Bewegung in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zäh an Lebensformen und Begriffen des älteren Strukturtypus fest und bietet von da aus gesehen noch in der späten Zeit des 19. und 20. Jahrhunderts einen einmalig bedeutsamen Forschungsgegenstand des Hereinragens ständisch gebundener Sozialstruktur in die Bewegung des letzten Jahrhunderts [...]"

Trotz mancher vereinzelt erkennbaren zeitbedingten Formulierung wie der allgemeinen Verwendung des Begriffs „Deutschtum" oder der ebenso verallgemeinernden Wendung „das deutsche Volk in diesem Gebiet" kommt vor allem den sozialhistorischen Er-

kenntnissen Conzes dauernde Geltung zu, was nicht zuletzt in dem jüngsten Arbeitsbereich über das „Hineinragen ständisch gebundener Strukturen in die sich modernisierende baltische Region im 19. Jahrhundert" deutlich wird.[12] Inhaltlich ist auch Conzes damaliger Schlußfolgerung zuzustimmen, wenn er fortfährt:

> „All diese Zusammenhänge und die vielfältig damit verbundenen Fragen verleihen dem Gegenstand der Geschichte des deutschen Volks in Ostmitteleuropa einen hohen Reiz und ein überzeitliches und über die Deutschen hinausgehendes Interesse sowohl individuell-historisch wie vergleichend-soziologisch. Es könnte so ein Gegenstand sein, der aus der Distanz völligen Unbeteiligtseins doch von hervorragender Bedeutung sein müßte, wenn er in solchem Zusammenhange gesehen würde. Um solche Sicht zu vermitteln, ist ebenso wie aus dem oben angeführten Grund das Fortführen der Einzelforschung und das Durchdenken der Erscheinungen wichtig."

Der Titel meiner als Problemaufriß gedachten Ausführungen enthält nun seinerseits mit dem Gegensatzpaar „fremd und autochthon" oder der Formulierung der „Deutschbalten als Typus der Deutschen im Nordosten" einige interpretationsbedürftige Begriffe, die eine Reihe von Problemfeldern ansprechen. So wären bei diesem Thema meiner Ansicht nach u. a. folgende Fragen zu reflektieren:

Von welchem Zeitpunkt nach der Einwanderung eines Menschen läßt er sich oder lassen seine Nachkommen sich als „autochthon" bezeichnen – oder soll dieser Begriff ausschließlich für die seit dem Beginn schriftlicher Überlieferung (wenn denn die nur archäologisch erfaßbare Geschichte ausgeklammert wird) in einer Region Lebenden Verwendung finden?

Sind in diesem Sinne die ursprünglich auf dem Gebiet des späteren Lettland einst lebenden Liven nicht in gleicher Weise als „autochthon" zu bezeichnen wie die Letten – und wenn ja, warum sollte dann nicht auch für später Hinzugekommene und hier heimisch Gewordene diese Bezeichnung gelten?

Bleibt die Frage nach den ursprünglich in einer Region Lebenden nicht letztlich unergiebig, zumal wenn ihre Erörterung zur Aufrechnung gegenseitiger historischer Versäumnisse bzw. zu Schuldvorwürfen mißbraucht wird?

Sollte man in Ostmitteleuropa und damit auch im „europäischen Nordosten" deshalb nicht besser von mehreren autochthonen Gruppen sprechen, unabhängig von der Art ihres Zusammenlebens?

Gibt nicht das in Konfrontation und Kompromiß sich vollziehende Zusammenleben mehrerer autochthoner Gruppen und bilden nicht die daraus erwachsenden Chancen gerade das Charakteristische jener nordosteuropäischen Region – nicht zuletzt im Vergleich mit anderen ostmitteleuropäischen Gegenden, in denen auch Deutsche eine historische Rolle gespielt haben?

Wie lange bleibt ein Zuwanderer „fremd", und an welchen Anzeichen wäre das ablesbar? Inwiefern läßt sich das für ganze Gruppen feststellen?

Dieses Fragenbündel kann hier nur thesenartig beantwortet werden, wobei jede einzelne These für sich hinreichenden Diskussionsstoff bietet. Um das meist politisch mißbrauchte Abrechnungsverfahren mit den Fehlleistungen – meist anderer – in der Geschichte zu überwinden, schlage ich vor, tatsächlich im Sinne einer Multi-Ethnizität in historischen Räumen von der gleichermaßen legitimierten und gleichberechtigten Anwesenheit verschiedener Ethnien auszugehen, wie stark diese sich auch in kultureller, sozialer oder politischer Organisation und Entwicklung voneinander unterscheiden mögen. Eine Hauptaufgabe – und wie ich meine: eins der spannendsten geistigen Unternehmen überhaupt – sind die Untersuchung und Darstellung der wechselseitigen Beziehungen, des Mit- und Gegeneinanders auf den unterschiedlichsten Feldern menschlichen Lebens.

Die Frage, ab wann jemand aufhört, „fremd" zu sein, läßt sich im Grunde nur subjektiv beantworten – so, wie in den Nationalitätendebatten dieses Landes Estland in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts völlig zu recht das subjektive Bekenntnisprinzip für die Bestimmung der Nationalität reklamiert und anerkannt worden ist. Wer sich zum Land, in dem er auf Dauer lebt, bekennt, wer dieses als seine Heimat ansieht und ihm dementsprechend auch seine volle äußere und innere Loyalität entgegenbringt mit allen daraus folgenden Rechten und Pflichten – der sollte nicht mehr als „Fremder" betrachtet werden. Ob er damit aber bereits den Übergang zum „Autochthonen" erreicht hat, wäre doch noch zu bezweifeln – nur vermag keine Zeitangabe letztlich zu überzeugen, von der an dieser Zustand anzunehmen wäre: Ist das bereits die Generation der Kinder, oder die Enkelgeneration, oder muß man hier noch größere Zeiträume ansetzen?

Solche Zeitvorstellungen scheinen sich überdies im Lauf der Geschichte verändert zu haben. Bei einwandernden Deutschen im 18. Jahrhundert schien man eher geneigt, sie schon recht schnell als „vollgültige Deutschbalten" anzuerkennen, als das in anderen Zeiträumen der Fall war – wer 1920 ins Land kam, hatte wohl kaum die Chance, bis zur Umsiedlung noch ein anerkannter Deutschbalte zu werden.

Ein weiteres Phänomen fällt ins Auge: Das Spannungsverhältnis zwischen fremd und autochthon gilt für die Deutschbalten im Verlaufe ihrer Geschichte innerhalb ihrer Gruppe in ganz anderer Weise. Denn es entstand nicht nur die Frage, wann jemand seine ursprüngliche Fremdheit aufgab und wesentliche Schritte auf dem Weg zum Einheimischen vollbrachte. Es entstand vielfach der umgekehrte Weg der Entfernung von der ursprünglichen Gruppe in räumlicher und geistig-kultureller Hinsicht. Dabei ist zu unterscheiden zwischen jenem verbreiteten und meist pejorativ als „Verrussung" umschriebenen Vorgang, dessen Kulminationspunkt meist im Glaubenswechsel vom Luthertum zur russischen Orthodoxie gesehen wurde. Das galt für viele Vertreter der Führungsschichten, die ihr Weg an die Zentren St. Petersburg und Moskau, aber auch in das weite russische Reich hinein führte. Bei ihnen fällt es bekanntlich gelegentlich schwer, zu bestimmen, wann sie als Deutsche oder Deutschbalten zu gelten aufhören, nur die deutsche Namensform kann nicht als ausschlaggebendes Kriterium gelten.

Zum anderen erhebt sich die Frage der Entfernung von der ursprünglichen – man sagte wohl auch wertend: angestammten – Nationalität bei den meist durch Mischehen zur estnischen oder lettischen Nationalität Übergehenden. Nach unserem oben durchgeführten Definitionsvorschlag wurde in diesem Fall eine autochthone Zugehörigkeit gegen eine andere eingetauscht.

Können Deutschbalten in diesem Sinne als Typus der Deutschen im Nordosten bezeichnet werden? Wohl in dem Sinne, daß von ihnen die einzelnen Stadien und Stufen innerhalb dieses Spannungsfeldes häufig im Verlauf ihrer 750jährigen Geschichte wirkungsvoll eingenommen worden sind. Deutschbalten waren an der Migration im Sinne des umfassenderen Tagungsthemas in mehrfacher Weise beteiligt: Zum einen, indem sie – als Deutsche unterschiedlicher landsmannschaftlicher Herkunft – in die balti-

schen Länder kamen und hier heimisch wurden, ihr Fremdsein aufgaben. Zum anderen, indem sie aus dieser neuen Heimat weiter wanderten, wobei wiederum unterschiedliche Migrationsrichtungen infrage kamen – in das weitere nordöstliche Europa, in das eigentliche Zarenreich hinein, aber auch in den benachbarten Süden wie Polen (vor allem von Kurland aus) und seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in zunehmenden Rückwanderungsschüben nach Deutschland, ab 1871 ins Deutsche Reich. Für alle an diesen Wanderungsbewegungen Beteiligten ergeben sich lohnende Untersuchungsfelder hinsichtlich ihrer jeweiligen Assilimation an die neuen Verhältnisse. Wenn das gerade auch bei den nach Deutschland Gegangenen und dort dann auch als „Reichsbalten" Bezeichneten zu beobachten ist, so bildet dieser Umstand einen deutlichen Beweis gerade für das Eigenständige, das sich bei den Deutschen in den baltischen Ländern in der Tat entwickelt hat.

Das verweist auf einen weiteren bemerkenswerten Aspekt: Bei aller festzustellenden Integration der Deutschbalten in ihrer baltischen Umwelt ist ihre differenzierte Orientierung auffallend. Die baltische Identität war nicht zuletzt dadurch charakterisiert, daß sie durchaus eine staatlich-politische Loyalität mit der jeweiligen Oberherrschaft über das Land – in der Neuzeit vor allem mit dem Zarenreich – vereinbaren konnte mit dem Bewußtsein der Verwurzelung im Lande selbst sowie mit der Zugehörigkeit zum deutschen Kulturkreis. Gerade diese in den besten Zeiten als Offenheit empfundene und gelebte Situation bot vielfältige Möglichkeiten zum geistig-kulturellen Austausch. Dessen Spuren nachzugehen und sie zu analysieren tritt heute erfreulicherweise wieder in den Vordergrund wissenschaftlichen Interesses, nachdem in einzelnen Phasen der letzten hundert Jahre oft nationale oder ideologische Betrachtungsweisen das Blickfeld verengt und eine ebenso umfassende wie nüchterne Annäherung verhindert haben.

Inwiefern können Deutschbalten als Typus der Deutschen im Nordosten Europas gelten? Das dürfte nur bedingt der Fall sein angesichts der besonderen Merkmale, die in erster Linie in ihrem eigenen Selbstverständnis zutage treten und von ihnen selbst gern und oft betont wurden. Stellt man diesem Selbstbild aber das Bild gegenüber, das die anderen Völker von ihnen entwickelten, stößt man womöglich doch auf größere Übereinstimmungen mit dem, was von diesen als „Typus des Deutschen" angesehen wurde. Der

politisch regionale, wirtschaftlich überregionale Einfluß auf die Umwelt mag die Deutschbalten in durchaus unterschiedlicher Weise als Typus in Erscheinung treten lassen. In der Tat werden sich die Hansekaufleute aus Lübeck, Danzig, Riga oder Reval im Prinzip kaum voneinander unterschieden haben und mehr Gemeinsamkeiten untereinander aufweisen als mit ihren Berufskollegen aus Süddeutschland im südlichen Europa. Hinsichtlich der Herrschaftsausübung aber muß wohl doch erheblich differenziert werden. Denn diese weist aufgrund der regionalen Unterschiede stärkere Abweichungen voneinander auf: Das macht bereits die unterschiedliche Herrschaft der beiden Zweige des Deutschen Ordens in Preußen und im mittelalterlichen Livland deutlich, abhängig von einer Reihe von äußeren und inneren Faktoren wie besonders Art und Zahl der um die Herrschaft konkurrierenden politischen Kräfte im Innern wie von Außen oder die Entwicklung des Verhältnisses zur ursprünglich autochthonen Bevölkerung (Pruzzen einerseits, Liven, Esten und Letten andererseits). In wie stärkerem Maße aber gilt das für das Zusammenleben von Deutschen und anderen nordosteuropäischen Völkern. ■

Anmerkungen:

[1] Max Hildebert Boehm, Hellmuth Weiss (Hg.): Wir Balten (Heimat im Herzen). Salzburg, München 1951, „Zum Geleit", S. 7.

[2] Ebd., S. 9.

[3] Ebd., S. 10.

[4] Gert von Pistohlkors: „Die Stellung der Deutschen in der Geschichte der Esten, Letten und Litauer". In: Nordost-Archiv N.F. 1 (1992), S. 89–122; hier S. 96, 122. – Vgl. neuerdings auch sein Einleitungskapitel „Die Deutschen in der Geschichte der baltischen Länder Estland und Lettland". In: ders. (Hg.): Baltische Länder (Deutsche Geschichte im Osten Europas). Berlin 1994, S. 13–24.

[5] Pistohlkors: Geschichte der Esten, Letten und Litauer (wie Anm. 4), S. 101.

[6] Reinhard Wittram: „Die Wendung zur Volksgeschichte". In: Volkstum und Forschung (Festschrift für Wilhelm Klumberg). Riga 1936, S. 94–99. Vgl. hierzu Pistohlkors: Baltische Länder (wie Anm. 4), S. 15 f.; sowie Maris Skujiņš: „Zum Einfluß interethnischer Beziehungen auf die Geschichtsschreibung Reinhard Wittrams in den dreißiger Jahren" und Mart Kivimäe: „Reinhard Wittram als Geschichtsdenker"; beide in: Zwischen Konfrontation und Kompromiß. 1. Oldenburger Symposium: „Interethnische Beziehungen in Ostmitteleuropa als historiographisches Problem der 1930er/1940er Jahre". Hg. von Michael Garleff (Schriften des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte 7). München 1995.

[7] Reinhard Wittram: „Wendepunkte der baltischen Geschichte. Gegebenheiten und Betrachtungen". In: Boehm, Weiss: Wir Balten (wie Anm. 1), S. 12–48; hier S. 13.
[8] Pistohlkors: Baltische Länder (wie Anm. 4), S. 15 f.
[9] Pistohlkors: Geschichte der Esten, Letten und Litauer (wie Anm. 4), S. 117.
[10] Hartmut Boockmann: „Wo liegt Ostdeutschland? Die Deutschen und ihre Geschichte im östlichen Mitteleuropa". In: Nordost-Archiv N.F. 1 (1992), S. 7–19; hier S. 13 f.
[11] Werner Conze: „Kann es heute noch eine lebendige Geschichte des Deutschtums in Ostmitteleuropa geben?" In: Baltische Geschichtsforschung. Mitteilungen der Baltischen Historischen Kommission. Baltische Briefe 1952, Nr. 8/9, S. 8.
[12] Vgl. Pistohlkors: Geschichte der Esten, Letten und Litauer (wie Anm. 4), S. 101.

I

Historischer Hintergrund bis zum Grossen Nordischen Krieg

Hermann Beyer-Thoma

Deutsche in Finnland während des Mittelalters

In der jüngsten Bestandsaufnahme der finnischen Mittelalterforschung, die Mikka Kallioinen 1995 in Historiallinen Aikakauskirja vornahm, heißt es: „Ein anderes weitgehend unerforscht gebliebenes Thema ist der Einfluß der Hanse bzw. des ganzen deutschen Kulturkreises in Finnland."[1] Meines Wissens gibt es nur eine umfassendere Spezialuntersuchung zumindest zu einem Teilaspekt meines Themas, nämlich den ausführlichen Aufsatz Rolf Denckers über „Finnlands Städte und hansisches Bürgertum" von 1959, der auf eine Hamburger Dissertation zurückgeht.[2] Ansonsten findet sich viel Material verstreut in Arbeiten zu anderen Fragen. Es wäre sicher eine reizvolle Aufgabe, diese Forschungslücke hier zu füllen, zumindest für den Aspekt der *Niederlassung* Deutscher in Finnland; und ich fände es noch ansprechender, diese Fragestellung nicht nur auf den deutschen Einfluß zu begrenzen, sondern auch die Zuwanderung von Vertretern anderer Nationen, insbesondere von Schweden und Russen, nach Finnland zu untersuchen und dies auch noch unter vergleichendem Aspekt zu tun, also zu fragen: Welche Faktoren führten dazu, daß sich im Mittelalter – für kontinentaleuropäische Begriffe handelt es sich hauptsächlich schon um das Spätmittelalter, nämlich das 14. und teilweise auch noch das 15. Jh. – fremdstämmige Bevölkerung in Finnland niederließ und in gewissen Bereichen sogar eine dominierende Rolle übernahm? Es scheint sich ja um ein gemeinsames Merkmal Ostmittel-, Südost- und eben auch Nordosteuropas zu handeln. Welche regionalen Voraussetzungen gibt es dafür? Und welche regionalen Besonderheiten in der Ausprägung?

Wie gesagt, ich kann diese Probleme hier leider nicht erschöpfend behandeln, sondern nicht zuletzt wegen Schwierigkeiten bei der Literaturbeschaffung lediglich anreißen. Die Frage, ob sich größere Gruppen von Menschen aus dem historischen deutschen Reichs- und Sprachgebiet – beide Kategorien haben sich natürlich niemals

völlig gedeckt – schon in vorgeschichtlicher Zeit in Finnland niedergelassen hätten, ist seit langem Gegenstand lebhafter Spekulationen insbesondere von Sprachwissenschaftlern, teilweise auch von Archäologen. Die Vorgeschichte reicht in Finnland bekanntlich bis ins 12./13. Jh., d. h. sie geht im Maße des schwedischen und auch russischen Vordringens nach Finnland zu Ende, und ihr Abschluß ist auch schon deswegen eine Epochengrenze. Als früheste Einwanderer aus dem Deutschen Reich bereits während der Wikingerzeit hatte man lange friesische Kaufleute im Blick. Die Friesen siedelten an der niederländischen und deutschen Nordseeküste – einen Zugang zur Ostsee hatte das Reich ja bis zur zweiten Hälfte des 12. Jh. nicht –, und die Spuren ihres Handels sind namentlich in Ostfinnland, vereinzelt auch in Ost-Häme seit der Jahrtausendwende in Form von Münzen nachweisbar.

Insbesondere aber ist vermutet worden, daß die auffallende Häufung von *Björkö-* bzw. in finnischer Form *Koivisto*-Namen an der finnischen West- und Südküste mit einem Handelssystem zusammenhänge, das Nord- und Ostsee umspannt habe und wesentlich von friesischen Kaufleuten geprägt gewesen sei. Der Name *Björkö* wurde nämlich von einem friesischen Wort *berek*, „befriedeter Marktbezirk", abgeleitet.[3] Jaakola fand vor allem in den zahlreichen *Kugg*-Häfen einen Hinweis auf die Einbeziehung Finnlands in dieses Handelsnetz.[4] Allerdings wurde schon in der Zwischenkriegszeit nachgewiesen, daß es im Friesischen ein Wort *berek* gar nicht gab.[5] Auch viele von Jaakkolas *Kugg-* und *Björkö*-Etymologien sind in der Folgezeit in Frage gestellt worden.[6] Es bleibt daher lediglich das schwedische Birka als Mittelpunkt eines wikingerzeitlichen Ostseehandelssystems, auf das zweifellos die ältesten nachweisbaren Handelsplätze in einem durchaus beschränkten Teil Finnlands zurückgehen. Diese lagen noch auf unbewohnten Inseln vor der Küste Südwestfinnlands und im Raum Wiborg.[7] Was die Friesen betrifft, so besteht heute in der Forschung die Tendenz, ihre Anwesenheit und Aktivität in Schweden und Finnland bis ins 12. Jh. hinein durchaus vorsichtig zu beurteilen.[8] Die Verbreitung friesischer Münzen der Vor-Hansezeit in Ostfinnland findet ihre Fortsetzung in Nordrußland und hängt wohl mit dem frühen Handelsweg zusammen, der die Wirtschaftszentren Englands und des Rheinlands entlang der Südküste von Nord- und Ostsee mit Nordrußland verband.[9]

Seit etwa Mitte des 13. Jh. und beschleunigt im 14. Jh. kommt dagegen ein Prozeß in Gang, der in beträchtlichem Umfang Fremde, insbesondere Schweden und Deutsche, ins Land bringt. In einigen Regionen – nämlich längs fast des gesamten Küstensaumes – und in bestimmten sozialen Gruppen – bei Stadtbürgern, königlichen Dienstleuten und Soldaten – dominiert das fremde Element vollkommen; meist stehen die Schweden dabei an erster Stelle, manchmal aber auch die Deutschen. Die – insgesamt sehr beträchtliche – Niederlassung von Russen in den östlichen Gebieten Finnlands bzw. in Ostkarelien möchte ich hier einmal beiseite lassen und das russische Karelien überhaupt nicht weiter in meine Betrachtungen einbeziehen. Nach der Teilung Kareliens im Frieden von Pähkinäsaari, schwedisch Nöteborg, gehörte nur noch ein kleiner und sich dazu noch immer mehr vermindernder Teil Finnlands – gleich, ob in den Grenzen von heute oder von 1939 – zu Rußland, und der Schwerpunkt des russischen Karelien verlagerte sich durch Siedlungsbewegungen auch immer mehr ostwärts.

Der Prozeß, der seit spätestens der Mitte des 13. Jh. vor allem Schweden und Deutsche nach Finnland brachte, läßt sich auf den Oberbegriff „Durchdringung durch das christliche Europa" bringen. Schon mit dem Wort „Durchdringung" wird dabei angedeutet, daß es sich um eine von außen in Gang gesetzte und in Gang gehaltene Entwicklung handelt. Die Teilfaktoren, auf die ich anschließend gesondert eingehen möchte, waren dabei:

1. Die Wirtschaft, insbesondere die starke Dynamik des Ostseehandels, daneben auch die Entwicklung des Handwerks.
2. Die herrschaftliche Einbeziehung Finnlands in das Schwedische Reich, namentlich der Aufbau der *Läns*-Verwaltung mit den Schlössern und Königshöfen als Mittelpunkte, und die Übertragung des Systems der Steuerimmunitäten (schwedisch *frälse*), deren Eigentümer dafür zum Kriegsdienst verpflichtet waren.
3. Der Aufbau eines kirchlichen Organisationsnetzes. Hier steht an erster Stelle natürlich die Diözesan- und Pfarreiorganisation. Nicht zu vergessen sind aber auch der Dominikaner- und der Franziskanerorden, die Finnland in ihr nordisches Provinzialsystem einbezogen.

Werfen wir aber zunächst einen Blick auf die großen Linien der Entwicklung. Finnland war spätestens seit der Wikingerzeit für den entstehenden Ostseehandel wohl vor allem wegen seines Pelzreichtums interessant. Ausschlaggebend für die Entstehung von Handelsplätzen – der schon erwähnten *Björkö-/Koivisto*-Plätze – war dabei nicht die Lage am Ostweg der Wikinger bzw. Waräger nach Rußland, sondern die relative Nähe zu den Handels- und Handwerkszentren Schwedens, insbesondere zu Birka, später zu Sigtuna und Gotland. Daher lagen diese ersten Handelsplätze Finnlands, ebenso wie im 11. Jh. auch schon die ersten Frühstädte, im Südwesten, zwischen Hanko im Süden und dem Kokemäki-Fluß im Norden.[10]

Das einheimische Element scheint sich wenig am Fernhandel und an den Wikingerzügen beteiligt zu haben.[11] Dafür konzentrierte es sich teils auf handwerkliche Tätigkeit[12], vor allem aber auf die Beschaffung von Pelzen. Dies führte während der Wikingerzeit zum Aufschwung der Wildmarknutzung und der Besiedlung in Häme und, zumindest beginnend, auch schon in Nordfinnland.[13] Die frühen Altstraßen ins Binnenland, nach Häme, die in der Wikingerzeit entstanden, endeten jedenfalls an der Südwestküste. Der bekannteste von diesen Wegen ist wohl der *Hämeen härkätie*, der „tavastländische Ochsenweg", der in die Gegend von Turku führte.[14] Der seit den ältesten Zeiten wichtigste Zugang ins Binnenland war der Kokemäki-Fluß.[15]

Es ist insbesondere aufgrund von Ortsnamensetymologien vermutet worden, daß selbst der Handel russischer Kaufleute im 12. Jh. über Südwestfinnland gelaufen sei. Allerdings läßt die offenbar ältere, im ganzen ostseefinnischen Sprachraum belegte Wortform *turku* für „Marktplatz" – im Gegensatz zum heutigen, über das Schwedische entlehnten *tori*[16] – keine Rückschlüsse auf einen *konkreten* russischen Einfluß zu. Die Herleitungen der Toponyme *Paaskunta* von погост („Steuergemeinde") und *Kupittaa* von купец („Kaufmann") wiederum sind keineswegs sicher und unumstritten. Und John Lind hat zutreffend darauf hingewiesen, daß Nordrußland mit dem Westen praktisch die gleichen Waren ausgetauscht habe wie Finnland und daß russische Kaufleute deswegen eigentlich nichts hierher habe ziehen können.[17]

Viel schwächer als in Südwestfinnland sind vor dem 13. Jh. an der damals schwach oder noch gar nicht besiedelten Südküste Finn-

lands die Hinweise auf Handelstätigkeit. Dies gilt auch für die Mündungsgebiete der nahe dem Seengebiet von Häme entspringenden Flüsse Porvoonjoki und Kymijoki. Erst von Virolahti ab nach Osten und vor allem in der Gegend von Wiborg häufen sich wieder die Indizien.[18]

Es scheint während der Wikingerzeit in Finnland höchstens in örtlichem Rahmen zu Herrschaftsbildungen und auch höchstens zu lockeren Landschaftszusammenschlüssen gekommen zu sein.[19] Daher geriet Südwestfinnland wohl bereits in der Wikingerzeit zumindest zeitweise in eine lose politische Abhängigkeit vom Mälarengebiet in Schweden. Auch sind in Sagas und auf Runensteinen für die erste Hälfte des 11. Jh. Wikingerzüge nach Finnland belegt.[20] Diese verhältnismäßig passive Rolle nach außen hin ist sicher wichtig zum Verständnis der weiteren Entwicklung.

Von der Südwestküste her geschah ab etwa Mitte des 12. Jh. dann auch in mehreren Etappen die schwedische Eroberung Finnlands: nach dem eigentlichen Finnland und Satakunta folgte, in wachsender Auseinandersetzung mit Novgorod, während der ersten Hälfte des 13. Jh. Häme und um die Wende zum 14. Jh. Westkarelien. Die Ansiedlung von schwedischer Bevölkerung längs der Küsten vom Schärengebiet um Turku bis nach Uusimaa und sogar Karelien schloß sich offenbar dem militärischen und politischen Ausgreifen an und diente besonders der militärischen Sicherung nach Süden – gegen das konkurrierende Dänemark, das sich im Baltikum festgesetzt hatte – und nach Osten hin.[21]

Karelien, d. h. das Gebiet am Nord- und Westufer des Ladogasees, spielte eine eigenständige, bedeutsame Rolle bei der Einbeziehung Finnlands in die Welt der christlichen Mächte. Es war für die wirtschaftlichen und Bevölkerungszentren des Westens und in diesem Falle auch des Ostens – namentlich der asiatischen arabischen Chalifate – vor allem als Pelzlieferant von Bedeutung. Wohl spätestens seit dem Ende des 10. Jh. gehörte Karelien zum wirtschaftlichen Einflußbereich von Staraja Ladoga.[22] Dieser Ort war Ausgangspunkt des den russischen Flußläufen folgenden Handelsweges zum arabischen Osten. Darum strebten Waräger aus Schweden und Norwegen seit der Wikingerzeit nach einer gewissen Kontrolle über Staraja Ladoga. Dieses Ziel übernahmen offenbar später auch die schwedischen Könige. Daher wurde Staraja Ladoga ab 1019/20, als

der russische Fürst Jaroslav Ingigerd eine Tochter Olavs von Schweden heiratete, für einige Jahrzehnte zu einem selbständigen Jarltum in der Hand schwedischer Großer, aber unter russischer Oberhoheit.[23] Danach fiel die Stadt mitsamt ihrem offenbar umfangreichen, aber nur locker kontrollierten Herrschaftsgebiet an Novgorod, unter dessen Vorherrschaft Karelien bis Anfang des 13. Jh. ebenfalls noch recht selbständig verblieb.

Die zunehmende Nachfrage nach Pelzen veranlaßte die Karelier, die sich im 12. und 13. Jh. als eigenständige politische und kulturelle Gruppe herausbildeten, zu immer weiterem Ausgreifen in die Wildmarkgebiete des Nordens und auch Mittelfinnlands, wobei sie mit den Bewohnern von Häme und schließlich auch mit den Schweden in Konflikt gerieten.[24] Schließlich eroberte Schweden zwischen 1293 und 1323 den Westteil Kareliens mit der neugegründeten Burg Wiborg als Mittelpunkt. Der Friede von Pähkinäsaari behinderte durch die politische Teilung sicher stark die weitere Entwicklung dieses verkehrsmäßig einmalig günstig gelegenen Gebiets. Der nunmehr am häufigsten befahrene Zugang zum Ladogasee und nach Rußland über die Neva blieb laut dem Vertrag von Pähkinäsaari zwar frei von unmittelbarer herrschaftlicher Kontrolle.[25] Er wurde aber bei Auseinandersetzungen zwischen der Hanse und Novgorod häufig durch Handelsblockaden gesperrt. Als Schlupfloch bot sich dann der Vuoksi an, dessen Ausgang in den Finnischen Meerbusen Schweden durch Wiborg kontrollierte. Allerdings war dieser Wasserweg infolge der Landhebung um diese Zeit schon nicht mehr durchgängig mit Schiffen und Booten befahrbar.[26]

Damit sind wir bereits in der Zeit der wirtschaftlichen Dominanz deutscher Kaufleute im Ostseeraum, als deren Anfangspunkte die Gründung Lübecks 1143 und Rigas 1201 angesehen werden kann.

Ich will nun, wie bereits angekündigt, die einzelnen Faktoren, welche deutsche Bevölkerung nach Finnland führten, gesondert betrachten.

Die deutschen Kaufleute, die Ende des 12. Jh. an dem damals wichtigsten Handelsplatz der Ostsee, auf Gotland, den Ton anzugeben begannen, fanden in Südwestfinnland bereits feste Strukturen des Handelslebens vor, insbesondere wohl Frühstädte mit

eigenem Recht und gesonderter Verwaltung, dem sogenannten *bjärköarätt*[27]. Solche Frühstädte werden in Teljä am Kokemäenjoki (in der heutigen Gemeinde Ylistaro), in Nousiainen, Koroinen (der etwas weiter flußaufwärts gelegenen Vorgängersiedlung von Turku), Rikala (in der heutigen Gemeinde Halikko) sowie in Wiborg vermutet.[28] Ihre Funktionen waren stärker auf den Handel spezialisiert als die der Städte, welche den deutschen Kaufleuten vertraut waren und erstrebenswert erschienen. Letztere besaßen neben Handel auch ein umfangreiches Handwerk und zentralörtliche Funktionen in religiöser und administrativer Hinsicht, und ihre Selbstverwaltung erfolgte in ganz bestimmten, vor allem in Norddeutschland ausgeprägten Formen.

Freilich gibt es einen deutlichen Bruch in der Kontinuität zwischen den Frühstädten und den späteren, stark deutschrechtlich geprägten Städten Finnlands: Nousiainen, das 1229 als offenbar schon nicht mehr sehr zentral gelegener Ort den Bischofssitz an Koroinen verlor[29], und selbst das traditionsreiche Halikko verschwanden als Handelsplätze. Auch Koroinen lag offenbar für die tiefgängigeren deutschen Koggen zu weit oben am Aura-Fluß. Bereits aus der ersten Hälfte des 13. Jh. gibt es Hinweise auf die Anwesenheit deutscher Kaufleute etwas weiter flußabwärts, wo Ende des Jahrhunderts dann auch der neue Dom errichtet wurde und das heutige Turku entstand, das um 1300 sein Stadtrecht erhielt.[30]

In Wiborg ist die Anwesenheit deutscher Kaufleute strenggenommen nicht nachweisbar vor 1293, als die Schweden die karelische Befestigung, die an dieser Stelle nachweisbar ist, eroberten und eine neue Burg errichteten. Auch wenn die deutschen Novgorodfahrer normalerweise den Weg über die Neva nahmen und zumindest dort auch mit den Kareliern Handel trieben, wird doch allgemein vermutet, daß sie außerdem Handelsplätze bei Wiborg, also im eigentlichen Karelien, aufsuchten, weil sie Ende der sechziger Jahre des 13. Jh. durchzusetzen versuchten, daß Novgorod die Sicherheit der Schiffahrt von der Neva bis zur Insel Koivisto am südlichen Ausgang der Bucht von Wiborg gewährleistete.[31] Gleichzeitig unternahm der Deutsche Orden auch Anstrengungen, die politische, militärische und kirchliche Kontrolle über Karelien zu gewinnen.[32] Im Jahr 1295 warb dann König Birger Magnusson in einem Brief an den über die Freiheit der Verkehrswege besorgten

Rat von Lübeck „und der anderen Seestädte, welche die Ostsee befahren", dafür, Wiborg als Stapelplatz für den Novgorodhandel zu benützen, wo die Waren allerdings auf kleinere russische Boote umgeladen werden mußten.[33] Erst ein Jahrhundert später – im Jahr 1393 – wird freilich erstmals ein Rat von Wiborg erwähnt; die offizielle Stadtrechtsverleihung erfolgte sogar erst 1403; und während des ganzen Mittelalters blieb in dem militärisch ständig bedrohten Vorposten des schwedischen Reiches nur wenig Raum für bürgerliche Selbstverwaltung gegenüber dem oft sehr mächtigen Schloßherrn.[34] Schloßherr Peter Jonsson Båt und der König scheinen auch in den Jahren nach 1295 bemüht gewesen zu sein, durch Handelsprivilegien und Landschenkungen deutsche Kaufleute in den Raum Wiborg zu ziehen. 1326 erhielt ein gewisser Flörekinus im Auftrag von König Magnus ein Gut in der Wiborger Bucht, und 1336 gewährte der Schloßherr den Bürgern von Reval das Recht auf freien Handel in Wiborg, Vehkalahti und Virolahti.[35]

Die Entwicklung am Kokemäenjoki zeigt schon viele Elemente eines anderen Musters: Deutsche Kaufleute bzw. ihre Agenten ließen sich hier spätestens ab Mitte des 13. Jh. in den Dörfern längs des Flusses bis tief ins Seengebiet des Landesinneren hinein nieder. Seppo Suvanto hat ihre Spuren in zahlreichen Personen- und Ortsnamen sowie in Hinweisen auf die Existenz von Landgilden nachgewiesen.[36] Auch in Ylistaro, wo das alte Teljä vermutet wird, läßt die Bautechnik eines alten Holzhauses, der sogenannten Predigtstube des Hl. Henrik, auf deutschen Einfluß schließen. Dieser Umstand macht natürlich auch die These von der Frühstadt etwas fraglich.[37] Besonders zahlreich scheinen deutsche – und andere – Kaufleute noch Mitte des 14. Jh. wenige Kilometer flußabwärts im Dorf Kokemäki gewesen zu sein.[38]

Eine Stadt wurde aber gerade zu diesem Zeitpunkt, 1347, über dreißig Kilometer weiter unten in Ulvila gegründet, vor den Flußschnellen, welche den Schiffs- und Bootsverkehr weiter flußaufwärts unmöglich machten. In Ulvila gibt es ein Dorf mit Namen Koivisto, das an die Existenz eines wikingerzeitlichen Hafenplatzes an dieser Stelle denken läßt. Die Stadt, deren Anfänge als Siedlung offenbar nicht vor die 1. Hälfte des 14. Jh. zurückgehen, entstand nach Auffassung Suvantos aus dem Zusammenwachsen oder der administrativen Zusammenführung einer schwedischen und einer

deutschen Kaufleutesiedlung.[39] Wegen der Landhebung war auch Ulvila zu Beginn der Neuzeit nicht mehr mit seetüchtigen Schiffen erreichbar, und die Stadt wurde 1558 noch weiter flußabwärts zum heutigen Pori verlegt.

Am Kokemäenjoki war also für die Niederlassung Deutscher nicht das Vorhandensein eines alten Handelsplatzes oder eines Verwaltungszentrums ausschlaggebend, sondern die einzigartige Rolle dieses Flusses als Zugangsweg zum pelzreichen Häme. Nicht umsonst war gerade in Pirkkala, am Eingang zum Seengebiet, der Anteil deutscher Namen im Mittelalter mit gut 7 % bei weitem am höchsten.[40] Im Fluß selbst wurden in großer Menge Renken und vor allem die begehrten Lachse gefangen.[41] Wegen des Freitags-Fastengebots war ja Fisch im christlichen Europa ein fast unersetzliches Nahrungsmittel. Außerdem entwickelte sich am Kokemäenjoki und seinem Nebenfluß Loimijoki sowie am nahegelegenen Eurajoki ein starkes Landhandwerk besonders mit Schmieden und lederverarbeitendem Gewerbe. Auch dieses könnte deutsche Aufkäufer angezogen haben.[42] Die durch Grabsteine belegten Deutschen aus Kokemäki vom ausgehenden 13. und frühen 14. Jh. besaßen teilweise familiäre Verbindungen nach Visby auf Gotland. Turku dürfte als nächster Handelsstützpunkt um diese Zeit noch keine Rolle gespielt haben; eher schon das um 1250 gegründete Stockholm.[43] Vermutlich über den Kokemäenjoki kamen Deutsche auch weiter ins Innere Hämes und sind dort vornehmlich in der Nähe von Kirchen nachweisbar, wo für gewöhnlich Märkte abgehalten wurden.[44]

Eine ähnliche Situation finden wir an der Südküste im Mündungsgebiet des Porvoonjoki und bei den östlichen Mündungsarmen des Kymijoki vor. Der Porvoonjoki entspringt tief im Landesinneren am Südabhang des Salpausselkä. Sein Lauf war wohl schon im 11. Jh. ein Handelsweg zwischen Häme und der Küste von eher bescheidener Bedeutung.[45] Der Kymijoki überwindet sogar den Höhenzug des Salpausselkä; er nimmt seinen Anfang im mittelfinnischen Seengebiet. Über die frühe Niederlassung Deutscher am Unterlauf dieser Flüsse ist viel spekuliert worden, kommen doch dort in beiden Fällen Ortsnamen mit dem Stamm *Saks-/Sax* vor. Saxby am Porvoonjoki, etwas oberhalb der Stadt Porvoo, ist erstmals 1384 schriftlich belegt. Auch archäologisch läßt es sich

nicht genauer datieren; namentlich gibt es keine Belege für vorgeschichtliche Wurzeln.[46] Einen gewissen Hinweis auf die Anwesenheit von Kaufleuten, und dann sicher auch deutschen, schon im Jahr 1311 gibt aber der Bericht der Ersten Novgoroder Chronik über die Landung Novgoroder Truppen an der *Kupečeskaja rěka* und ihren Vorstoß von dort längs der *Černaja reka* (Svartså) bis in das Innere von Häme hinein.[47] Die Vermutung, daß es sich bei Saxby um den von Deutschen angelegten Vorgänger Porvoos als Handelsplatz handeln könnte, der aufgegeben wurde, weil er mit den allmählich immer tiefergängigen Koggen nicht mehr anzufahren war, ist daher nicht von der Hand zu weisen.[48]

Das Saksala des Kymijoki-Gebiets und die anderen Ortsnamen, die dort auf die Anwesenheit Deutscher verweisen, liegen östlich der Mündungsarme in Vehkalahti.[49] Dieses erscheint als bereits bestehender Handelsplatz erstmals in der oben erwähnten Urkunde von 1336, mit welcher der Wiborger Schloßherr Peter Jonsson Båt Revaler Kaufleute hierher zu ziehen versuchte. Forsman sieht Vehkalahti und das noch weiter östliche Virolahti freilich als mehr von Schweden denn von Deutschen dominierte Stützpunkte für den Karelienhandel an, die ihre beste Zeit vor der Gründung der Burg von Wiborg 1293 gehabt hatten.[50] Sie entwickelten sich jedenfalls nicht zu Städten weiter.

An Kymijoki und Porvoonjoki dürften sich die deutschen Kaufleute zunächst vor allem für den Fisch interessiert haben, der in den Mündungsgebieten gefangen wurde. Besonders am Kymijoki gab es ertragreiche Lachsfangplätze. Für weitergespannte Handelsverbindungen bis nach Häme hinein fehlte den deutschen Kaufleuten an der Südküste Finnlands im 13. Jh. aber noch die solide Basis in Gestalt einer genügend zahlreichen örtlichen Bevölkerung – diese kam, wie erwähnt, erst mit den schwedischen Eroberern hierher – und eines nahegelegenen städtischen Handelszentrums. Das an der jenseitigen Küste des Finnischen Meerbusens gelegene Reval gewann als Handelsplatz eine größere Ausstrahlung erst um die Mitte des 14. Jh. Als Reaktion hierauf und wohl auch in Anbetracht der sich verdichtenden Bevölkerung wurden – vermutlich in den 70–80er Jahren des 14. Jh. – auf Initiative des damaligen Machthabers in Finnland Bo Jonsson Grip an der Südküste zwei Handelsplätze geschaffen: Im Westen, bei Karjaa, entstand die

Burg Raseborg, neben der sich eine kleine Niederlassung von Kaufleuten und Handwerkern bildete, und an der Mündung des Porvoonjoki wurde auf der Basis einer vorhandenen Siedlung und im Schutz einer kurzzeitig existierenden Burg die Stadt Borgå (finnisch Porvoo) gegründet.[51] Beide Plätze waren zugleich Sitze von Vögten, d. h. von untergeordneten Amtsleuten, die im Auftrag der Schloßherren von Turku bzw. Wiborg die West- bzw. Osthälfte der Landschaft Uusimaa verwalteten.

Der Handel zwischen Uusimaa und Reval befand sich in starkem Maße in der Hand der örtlichen Bauern, die mit ihren kleinen Schiffen selbst über den Finnischen Meerbusen fuhren. Die Stadt Porvoo konnte sich unter diesen Umständen während des ganzen Mittelalters nicht recht entwickeln. Bereits seit den achtziger Jahren sind unter den wenigen namentlich bekannten Bürgern aber auch Deutsche nachweisbar.[52] Raseborg gewann als Handelsort wohl überhaupt nie eine nennenswerte Bedeutung.[53] Der dortige Vogt von West-Uusimaa führte mit dem Rat von Reval aber einen lebhaften Schriftverkehr, um die Fortsetzung des Handelsverkehrs in der Region und dessen Sicherheit auch bei Bedrohung durch Seeräuber und in Kriegszeiten zu gewährleisten und um die Rechte der Untertanen seines Läns geltend zu machen. Auch unter seinen Schützlingen traten von Anfang an Deutsche auf.[54]

Jouko Vahtola hat bei seinen onomastischen Forschungen zu Nordfinnland herausgefunden, daß deutsche Kaufleute bzw. ihre Agenten im 13. und 14. Jh. sogar bis in das hinterste Ende des Bottnischen Meerbusens kamen und sich dort auf damals karelisch-novgoroder Gebiet an den Mündungen von Oulujoki, Iijoki, Olhavanjoki, Kemijoki und Tornionjoki niederließen. Offenbar kauften sie hier vor allem Fisch, nicht zuletzt Lachs, auf. Teilweise erwarben sie besonders ertragreiche Lachsfangplätze auch zur Ausbeutung in eigener Regie.[55]

Im 13. und frühen 14. Jh. beobachten wir also, wie sich in verschiedenen Teilen Finnlands deutsche Kaufleute niederließen. Ausschlaggebend für die Wahl des Platzes war vor allem die Nähe zu den Lieferanten der begehrtesten Waren Pelz und Fisch. Das nur vage greifbare und sicher nicht sehr gefestigte System von Frühstädten spielte hierbei keine herausragende Rolle, eher schon die Existenz eines starken kirchlichen oder weltlichen Machtzentrums

wie in Turku und Wiborg. Dieser Prozeß war offenbar noch weitgehend frei von obrigkeitlicher Lenkung. Auf das weitere Schicksal der deutschen Handelsniederlassungen und die Entstehung von Städten nahm die Krone – oder der mächtige Mann, der das jeweilige Län im Namen des Königs oft sehr selbständig verwaltete – dann schon entscheidenden Einfluß. Wir haben gesehen, daß sich keine deutsche Ansiedlung ganz aus eigener Kraft zur Stadt entwickelte. Aber eine starke Präsenz deutscher Kaufleute schuf in Verbindung mit der Nähe zu einem alten Handelsplatz und einer verkehrsgünstigen Lage sowie vielleicht noch mit einer politischen und kirchlichen Zentralortsfunktion gute Voraussetzungen dafür, daß in einer Gegend schließlich eine Rechtsstadt gegründet wurde.

Das Ziel der Krone war dabei, die Handeltreibenden zu kontrollieren und den Handel auf schwedische Umschlagsplätze zu lenken und zu besteuern sowie den Einfluß Fremder – d. h. der deutschen Kaufleute von der Südküste der Ostsee und von Gotland und der Karelier im Nordteil des Bottnischen Meerbusens – sowohl auf lokaler Ebene, im Einzelhandel und in der kommunalen Selbstverwaltung, als auch im Außenhandel zu begrenzen. Mittel war das jetzt deutsch geprägte Stadtrecht mit weitgehender, aber klar geregelter Selbstverwaltung in Form eines allgemeinen Stadtgesetzbuches und ergänzender Privilegien. Dabei wurde entsprechend den Ordnungsvorstellungen der Zeit versucht, den Handel in den Städten zu konzentrieren. In Schweden begann dieser Prozeß in den letzten beiden Jahrzehnten des 13. Jh.[56] Finnland erreichte er mit der Stadterhebung Turkus um 1300. Deutlicher faßbar wird das Bestreben, regulierend einzugreifen, hier aber erst seit dem dritten Jahrzehnt des 14. Jh., als der *capitaneus* von Finnland Matthias Kettilmundsson den freien Handel der Revaler Kaufleute in Finnland und den finnischen Bauernhandel mit Reval unterbinden wollte.[57] In diesen Zusammenhang gehört die Urkunde von 1336, welche den Handel Revaler Kaufleute in Karelien auf Vehkalahti, Virolahti und Wiborg beschränkte. Als 1347 dann Ulvila zur Stadt wurde, hatte dies einschneidende rechtliche Folgen für den Markt im Ort Kokemäki: er sollte nur noch von Bürgern Ulvilas besucht werden können, und auch das lediglich in der Zeit vom 13. Januar bis Ostern. Die zahlreichen Landkaufleute wurden damit zumindest theoretisch gezwungen, nach Ulvila zu ziehen oder dort das

Bürgerrecht zu erwerben und Steuern zu bezahlen. Diese Bestimmung vertrug sich äußerst schlecht mit der gewachsenen Wirtschaftsstruktur des Kokemäkitales. Sie konnte daher offenbar nur allmählich durchgesetzt werden.[58]

Das Stadtgesetzbuch König Magnus Erikssons, das wohl Ende der 50er Jahre des 14. Jh. in Kraft trat, beschränkte den Anteil Deutscher an den Räten und Bürgermeisterkollegien auf höchstens die Hälfte; der Stadtschreiber sollte auf jeden Fall ein Schwede sein.[59] Ebenso verbot das Stadtgesetz ausländischen „Gästen" den Landhandel und überhaupt den Handel mit Nichtbürgern, außer verständlicherweise bei Getreide; sie sollten Waren auch nur in großen Partien an- und verkaufen dürfen.[60] Der Fernhandel zu Schiff, und damit auch der Außenhandel, sowie insbesondere der Handel im Bottnischen Meerbusen war allen außer den Bürgern von Stockholm und Turku verboten.[61] Die letzteren Bestimmungen, die insbesondere auch Ulvila hart trafen, wurden freilich je nach den politischen Konjunkturen gelegentlich abgemildert.[62] Eine weitreichende Änderung des Stadtrechts kam im Jahre 1471: Reichsverweser Sten Sture errang mit Unterstützung einer Fraktion des Hochadels, der Bürger von Stockholm und der Bauern einiger Landschaften Schwedens einen Sieg über den Unionskönig Christian. Wegen der Unterstützung breiterer Schichten des Volkes mußte auf den Aufwall nationaler, fremdenfeindlicher Stimmung Rücksicht genommen werden. Die Deutschen wurden jetzt von den städtischen Wahlämtern ausgeschlossen.[63]

Für gewöhnlich wird angenommen, daß die Gesetzgebung der Mitte des 14. Jh. allmählich verhinderte, daß sich weitere Deutsche an den Flüssen des Bottnischen Meerbusens und in den ländlichen Gebieten am Kokemäenjoki niederließen. Allenfalls aus den Städten Turku und Ulvila, deren Bürger das Recht auf Fern- und Außenhandel gehabt hätten, seien noch in gewissem Umfang Deutschstämmige gekommen.[64] Bis Anfang des 16. Jh. gab es in den genannten Regionen sicher keine deutschen Landkaufleute mehr; viele hatten sich assimiliert und waren zu Bauern geworden.[65] Jedoch zwingen für das 15. Jh. die Fakten zu einer gewissen Revision dieser Auffassungen, wie noch zu zeigen sein wird. Im Umkehrschluß beruht übrigens auch die Annahme, daß die deutschen Namensschichten vor der Mitte des 14. Jh. entstanden sein müßten,

in starkem Maße, wenn auch nicht ausschließlich, auf diesen allgemeinen Schlußfolgerungen aus der Gesetzgebung.

Die finnische Forschung hat von der schwedischen Historiographie im allgemeinen die Auffassung unhinterfragt übernommen, daß die deutsche Bevölkerung während des ganzen Mittelalters in gewisser Weise ein Fremdkörper geblieben sei, mit beschränkter Bindung an das Land und tendenziell in einem Gegensatz zur einheimischen, schwedisch- bzw. finnischsprachigen Bevölkerung stehend: In die Städte Finnlands seien Deutsche im Spätmittelalter vor allem dann zugewandert, wenn sie von deutschstämmigen Königen, insbesondere Albrecht von Mecklenburg, besonders gefördert worden seien oder wenn die wirtschaftlichen Konjunkturen günstig gewesen seien. Bei kriegerischen Konflikten, unter anderem Ende des 14. Jh. während des Privatkrieges der in deutschen Städten angeworbenen Vitalienbrüder, seien sie rasch wieder abgewandert. Diese Feststellungen sind vor allem für Turku und Wiborg getroffen worden. Wiborg habe dabei noch insofern einen Sonderfall dargestellt, als die Stadt für die deutschen Kaufleute hauptsächlich dann von Interesse gewesen sei, wenn der Nevaweg durch kriegerische Konflikte oder durch Handelsblockaden der Hanse gegen Novgorod gesperrt gewesen sei. Dann hätten selbst Kaufleute aus den Hansestädten mit wohlwollender Unterstützung des Schloßherren von Wiborg den Boykott durch das Befahren des freilich beschwerlicheren Vuoksi-Weges unterlaufen. Es paßt ins Bild, daß dabei auch versucht wurde, aus den Quellen Konflikte zwischen den deutschen Kaufleuten und der „einheimischen" Bevölkerung herauszulesen.[66]

An dieser Stelle ist es leider nicht möglich, sich mit dieser Auffassung intensiver auseinanderzusetzen. Es sei jedoch darauf hingewiesen, daß im finnischen Reichsteil, anders als in Schweden, zu jener Zeit keine offenen Konflikte zwischen Deutschen und „Einheimischen" nachweisbar sind. Ab der Mitte des 14. Jh. ist zwar zu beobachten, daß die weltlichen und kirchlichen Eliten in Finnland darauf drängten, daß die höchsten Ämter im östlichen Reichsteil nur mit Einheimischen besetzt wurden. Aber als naturalisiert galt ein Fremder wohl in der zweiten oder spätestens in der dritten Generation. Das Stadtgesetzbuch König Magnus Erikssons definiert als Deutschen, wer von einem deutschen Vater abstamm-

te, und als Schweden, wer einen schwedischen Vater hatte. Die Sprache wurde dabei nicht erwähnt.[67] Als 1366 fast schlagartig die Reihe der beinahe ausschließlich aus Schweden gebürtigen Bischöfe aufhörte, kamen dafür etliche Abkömmlinge deutscher Familien zum Zug. Sehr deutlich formulierten 1386 die führenden Adligen Finnlands in einer Eingabe an den König, wer ihrer Ansicht nach zu den Ihren gehörte und daher für das Amt des Lagman, des höchsten Richters, in Finnland geeignet war: „... welcher des Landes Gebote und Gewohnheiten weiß und kennt und am besten um unsere Last und Armut weiß, besser als irgendein ausländischer Mann, sei er aus Schweden oder einem anderen Land ...“[68] Von den fünf Unterzeichnern waren mindestens zwei Männer deutscher Herkunft, der eine, Jönis Hinzekason, wohl in der zweiten Generation in Finnland ansässig, der andere, Harteka Flegh (Flögh), vielleicht selber ein Einwanderer, aber bereits seit 1365 als Grundbesitzer in Finnland belegt.[69] Was König Albrecht von Mecklenburg betrifft, so scheint er sich in Herrschaftsausübung und Verwaltung tatsächlich in starkem Maße auf Adlige und andere Dienstleute aus Deutschland gestützt zu haben;[70] in seiner Städtepolitik aber ist keine Bevorzugung der Deutschen erkennbar. Beispielsweise öffnete auch er fremden Kaufleuten nicht den Zugang zum Bottnischen Meerbusen.[71]

Turku blieb auch weiterhin die Stadt mit dem höchsten Anteil deutscher Bevölkerung in Finnland. Wenn dieser im 14. Jh. nach den Berechnungen Denckers geradezu bei 77 % lag, so liegt die Ursache freilich auch darin, daß Namen von Angehörigen der gehobenen und schriftkundigen Schichten zahlreicher überliefert sind. Daß die Deutschen zu den wohlhabendsten und einflußreichsten Kreisen der Stadt zählten, wird dadurch belegt, daß sie im Stadtregiment zeitweise sogar stärker vertreten waren, als das Stadtrecht es erlaubte. Als bürgerliche Gründungsmitglieder der vornehmsten Bruderschaft Turkus, der Dreikönigsbruderschaft, traten im Jahr 1439 fast ausschließlich Deutsche auf. Auch scheinen deutsche Bürger ihren Söhnen überdurchschnittlich häufig ein Universitätsstudium ermöglicht zu haben. Im 15. Jh. betrug der Anteil der Deutschen an den überlieferten Namen Turkuer Bürger immer noch durchschnittlich 32 % (gegenüber 43 % schwedischer Namen), wobei auch nach 1471 noch gelegentlich Deutsche als Rats-

herren belegt sind.[72] Unsere Schlußfolgerungen beruhen freilich ausschließlich auf Namen. Da bei der Auswahl des Vornamens für ein Kind familiäre Rücksichten und Traditionen eine starke Rolle spielten, sind Namen freilich nicht einmal ein verläßlicher Hinweis auf die Sprache der Eltern einer Person, noch viel weniger auf deren eigenes nationales Zugehörigkeitsgefühl und auf die nationale Zuordnung durch die Umwelt. Was Turku für deutsche Kaufleute attraktiv machte, war sicher zum einen seine wichtige Rolle als Handelsplatz: Es lag am Weg von Stockholm nach Reval, und zumindest nach dem Buchstaben des Gesetzes mußten hier die Exportgüter Finnlands gestapelt werden. Darüber hinaus flossen hier die Abgaben an den Bischof, die Domherren und aus dem bei weitem einnahmenstärksten Schloßlehen Westfinnlands[73] zusammen. Zum Vermarkten der nicht im eigenen Haushalt benötigten Überschüsse brauchten die Inhaber aller dieser Ämter starke Partner mit entsprechenden Handelskontakten insbesondere nach Reval, daneben auch mit Lübeck, Danzig, Visby und Stockholm.[74] Darüber hinaus bot das weltliche und geistliche Machtzentrum schließlich noch Möglichkeiten des sozialen Aufstiegs über Ämter – insbesondere geistliche – und durch Einheirat in den Frälse-Dienstadel, der in der Umgebung von Turku besonders zahlreich war.[75]

In Ulvila ging demgegenüber die Zahl der Deutschen nach der Mitte des 14. Jh. stark zurück: Dies verraten nicht nur die wenigen aus dieser Zeit überlieferten Namen, sondern auch das Verschwinden der Gertrudsgilde, deren gleichnamiges Turkuer Gegenstück noch weiterbestand. Hauptgrund dürfte gewesen sein, daß den Bürgern der Stadt direkter Außenhandel seit dieser Zeit und bis 1504, mit einer kurzen Lockerung von 1491 bis 1502, meist verboten war. Besser gestellt war in dieser Hinsicht das jüngere, nahegelegene Rauma.[76] Möglicherweise verlagerte sich auch die Pelzausfuhr Hämes auf andere Wege, namentlich auf den „Ochsenweg"[77] nach Turku und über die Flüsse Uusimaas zu den neuen Städten und Handelsplätzen der Südküste.

Daß freilich möglicherweise außerdem noch ein weitergehender Strukturwandel im Handel der deutschen Kaufleute eintrat, der die Niederlassung jedenfalls in den kleineren Städten und in den ländlichen Gebieten Südwestfinnlands nicht mehr so notwendig erscheinen ließ oder verhinderte, zeigt sich daran, daß die ab Ende

des 14. Jh. entstandenen Städte Rauma und Naantali kaum noch deutsche Bürger hatten. Wenn Naantali, das neben dem gleichnamigen Birgittinerinnen- und Birgittinerkloster gegründet wurde, als Stadt ein Kunstprodukt war und im Mittelalter kaum städtische Funktionen entfaltete[78], so entstand Rauma als Handelsplatz Ende des 14. Jh. spontan, als die Aktivität der Vitalienbrüder den Handel Ulvilas unterbrach und die Waren aus dem Kokemäkigebiet von ortskundigen Bauern über die etwas weiter südlich im Schärengebiet gelegenen Küstendörfer nach Turku und Reval gebracht wurden.[79]

Neben Turku entwickelte sich Wiborg zur zweiten bedeutenden Handelsstadt Finnlands. Für deutsche Kaufleute war dabei nicht nur attraktiv, daß der hier in den Finnischen Meerbusen mündende Vuoksi die Möglichkeit bot, die häufigen Sperrungen des Nevaweges nach Novgorod zu unterlaufen. Die Stadt und ihr Hinterland, zu dem sowohl das schwedische als auch das russische Karelien und das zwischen Häme und Karelien liegende Savo zu rechnen sind, hatte vielmehr auch selbst eine Reihe von Waren anzubieten. An erster Stelle stand der karelische Pelz, der im Mittelalter einen guten Ruf genoß; dazu kamen Fisch, insbesondere Hecht und Lachs, Butter und Tran. Auch hier gab es natürlich wieder die Abgabenüberschüsse eines großen Schloßläns zu vermarkten. Der deutsche Anteil an Bürgertum und Stadtregiment lag in Wiborg offenbar etwa auf gleicher Höhe wie in Turku.[80] Außerdem ließen sich Deutsche – trotz des Versuchs der Krone, den Handel in Wiborg zu konzentrieren[81] – in ganz beträchtlicher Zahl im näheren und weiteren Umland der Stadt nieder. Die überlieferten Namen, die leider hauptsächlich aus der ersten Hälfte des 16. Jh. stammen, lassen als bevorzugte Stellen die Landgemeinde Wiborg, die Gemeinden beiderseits der Grenze mit Novgorod bzw. dem Moskauer Staat auf der Karelischen Landenge (Kivennapa, Muolaa, Hiitola), den Vuoksi und Etappen auf dem Weg ins Innere von Savo (Lappee, Jääski, Ruokolahti) erkennen. Auch Vehkalahti östlich der Mündung des Kymijoki und Iitti in der Nähe des Flußoberlaufs, am Eingang zum Seengebiet von Savo und Häme, weisen in beträchtlichem Umfang deutsche Namen auf.[82]

Hier, an der neubesiedelten Südküste Finnlands, machte sich ab Mitte des 14. Jh., wie schon erwähnt, der Einfluß Revals sehr stark geltend. Die Bestimmungen des Stadtgesetzbuches von König Ma-

gnus Eriksson über die Konzentrierung des Außenhandels in Stockholm und Turku und über das Verbot des Landhandels wurden hier wohl nie ernsthaft durchgesetzt.[83] Sie waren letztlich auch auf die Bedingungen des Bottnischen Meerbusens zugeschnitten, dessen Zufahrt vergleichsweise leicht zu kontrollieren war und wo insbesondere verhindert werden sollte, daß Novgoroder Karelier und deutsche Kaufleute am schwedischen Fiskus vorbei miteinander Handel trieben. In Uusimaa finden wir denn auch gerade vom ausgehenden 14. bis zum frühen 16. Jh. in größerem Umfang Deutsche in ländlichen Gebieten, insbesondere in der Umgebung von Raseborg (Karjaa, Inkoo, Tenhola).[84]

Von den 20 überlieferten mittelalterlichen Bürgernamen aus Porvoo verraten sieben deutsche Herkunft, also ein Drittel. Die beiden namentlich bekannten Bürgermeister dieser Periode waren offenbar schwedischsprachig; sie sind allerdings erst für 1498 belegt, also für die Zeit nach der „Säuberung" der Räte.[85] Porvoo stand also Turku und Wiborg beim Anteil deutscher Bevölkerung wohl nicht nach. Bezeichnend für die Situation ist freilich, daß jedenfalls Anfang des 16. Jh. die Revaler intensivere Wirtschaftsbeziehungen zu den Bauern des Umlands als zu den Bürgern der Stadt hatten. Umgekehrt war der Handel Porvoos fast ausschließlich auf Reval ausgerichtet; selbst Turku spielte nur eine ganz untergeordnete Rolle. Insbesondere achteten die Revaler darauf, daß Porvoo nur über Reval mit Rußland handelte.[86] Während des 15. Jh. war die gängige Münze in Uusimaa nicht schwedisches, sondern Revaler Geld. All dies zeigt, daß das Gebiet zwischen Turku und Wiborg zu dieser Zeit kaum mehr war als wirtschaftliches Hinterland Revals. Neben den schon traditionellen Produkten Pelz und Fisch kaufte die Hansestadt hier jetzt auch Lebensmittel (Butter) und andere Dinge des täglichen Bedarfs (Brennholz) sowie Bauwaren (Bretter, Balken, Teer).[87]

Das Einzugsgebiet des Revalhandels in Uusimaa beschränkte sich allerdings nicht auf die Küstengebiete. Zumindest für das 16. Jh. ist belegt, daß über den Porvoonjoki in großem Umfang Waren aus Häme, u. a. Abgabengüter des Schloßläns von Hämeenlinna, an die Küste transportiert wurden.[88] Über die Flußwege gelangten schon seit dem ausgehenden 14. Jh. deutsche Kaufleute bzw. ihre Aufkäufer nach Häme. Dies gilt insbesondere für die

Konzentrationen deutscher Namen im östlichen Häme, am Seensystem des Päijänne, beispielsweise in den Gemeinden Padasjoki, Asikkala, Hollola sowie auch in Lammi und Pälkäne.[89] Im westlichen Häme könnte ein Teil dieser eindeutig dem späten 14. und vor allem dem 15. Jh. zuzuordnenden Einwanderung über Turku und den „Ochsenweg" gekommen sein. Allerdings läßt das häufige Vorkommen beispielsweise des Namen Envald selbst im westtavastländischen Sääksmäki auf Einwanderung aus der Gegend von Porvoo schließen. Dort hatte nämlich der von Deutschen mitgebrachte Kult des heiligen Theobald – in der Umformung Enwald – einen besonderen Mittelpunkt und dort war dieser Name auch im ganzen Umland sehr verbreitet.[90]

Im Bereich von Handel und Städtewesen brachten Deutsche seit dem 13. Jh. also sicher große Veränderungen nach Finnland. Die dürftige Quellenlage erlaubt keine Aussagen darüber, inwieweit die Entstehung der mittelalterlichen Städte in Finnland auf direkten Einfluß der hier lebenden Deutschen zurückzuführen ist. Am ehesten kann man dies bei den Stadtrechtsverleihungen an Turku und Wiborg annehmen. Die spezifische Ausprägung des Stadtrechts wurde jedenfalls nicht von den deutschen Kaufleuten nach Finnland gebracht, sondern von der Krone oktroyiert, wenngleich nach dem Vorbild der norddeutschen Stadtrechte.[91] Die Form des Handels mit Agenten („Liegern")[92] am Bezugsort der Waren und die bruderschaftlichen Zusammenschlüsse der Händler zu Gilden dürften, jedenfalls in Finnland, von deutschen Kaufleuten eingeführt worden sein.[93] Beides prägte auch wesentlich den Charakter der deutschen Präsenz in Finnland und dürfte, ebenso wie die den ganzen Ostseeraum umspannenden Kontakte, die sich vielfach auf verwandtschaftliche Beziehungen stützten[94], in starkem Maße zur Bewahrung der Gruppenidentität beigetragen haben.

Dies hatte aber keinen direkten Bezug zur Entstehung des Städtewesens. Die deutschen Kaufleute bzw. ihre Agenten ließen sich in erster Linie an verkehrsmäßig günstigen Plätzen und möglichst nahe beim Entstehungsort der Waren nieder. Oftmals waren dies alte Handelsplätze, manchmal vielleicht sogar Frühstädte. Ob sich eine Ansiedlung später zur Rechtsstadt entwickelte, die wie Turku oder Wiborg auch das Wirtschaftsleben einer oft großen Region dominierte, hing weit mehr mit ihrer politischen, kirchli-

chen und militärischen Zentralortsfunktion sowie mit den fiskalischen Interessen und Ordnungsvorstellungen der Krone zusammen als mit den Bestrebungen ihres deutschen Bevölkerungsteils.

Dies zeigt besonders das Beispiel des Kokemäki-Tales, wo die verordnete Zentralisierung des Handels in der Stadt Ulvila die gewachsenen Wirtschaftsstrukturen störte. Auch an der Küste des Finnischen Meerbusens richteten sich die deutschen Kaufleute ohne weiteres in der dort von der Krone weitgehend tolerierten dezentralisierten Handelsstruktur ein. Porvoo wurde aufgrund einer herrschaftlichen Entscheidung zur Stadt. Es wurde nie zum bevorzugten Aufenthaltsort deutscher Kaufleute in der Region. Einzig auf die Auswahl der Stelle, an der später eine Stadt gegründet wurde, hatten die Deutschen in etlichen Fällen vermutlich Einfluß: Der Ort mußte nahe genug an der Küste liegen, damit er mit den verhältnismäßig tiefgängigen Koggen anlaufbar war. Letztlich waren weite Gegenden Finnlands wirtschaftliches Hinterland mächtiger deutscher Hansezentren wie Visby und Reval und nicht deren potentiell ebenbürtige Partner und Konkurrenten.

Ein zweiter Bereich, wo in Finnland während des Mittelalters das deutsche Element eine herausragende Rolle spielte, waren Politik und Verwaltung.

Von 1363 bis 1522 kamen fast alle Könige Schwedens aus Deutschland, bzw. sie waren deutscher Herkunft. Zumindest im schwedischen Mutterland wurde ihre „Fremdheit" in mehrererlei Hinsicht negativ vermerkt: Zum einen brachten einige dieser Könige aus ihrer Heimat größere und kleinere militärische Dienstleute mit, deren Tätigkeit nicht mit den Gesetzen und Gewohnheiten Schwedens in Einklang stand: Als Kriegsknechte traten sie in Konkurrenz mit den einheimischen Aufgebotssystemen des Dienstadels (*frälse*) und des älteren bäuerlichen Ledung für die Flotte; aus den Landknechtsführern wurden teilweise Herren (*hövitsmän*) oder abhängige Vögte der Schloßlehen rekrutiert, die sich in einigen Fällen nach kontinentaleuropäischem Vorbild Burgen errichteten und dafür Dienste und Abgaben der Bauern in Anspruch nahmen. Zum anderen regierten die meisten deutschstämmigen Könige als Herrscher der Nordischen Union das Land Schweden hauptsächlich von Dänemark aus und häufig auch mit Hilfe dänischer bzw. aus Dänemark mitgebrachter Dienstleute.

Freilich begann die Werbung deutscher Kriegsknechte bereits unter der einheimischen Folkungerdynastie – und ebenso auch die Anstoßnahme daran, beispielsweise in einer vergeblichen Intervention der heiligen Birgitta gegen die Anwerbung von Truppen *bada aff Tyska ok Danmark* für den kreuzzugsähnlichen Feldzug gegen Novgorod im Jahr 1348.[95] Während des ganzen Mittelalters konnten freilich selbst Kräfte, die sich schwedisch-national gaben, auf diese militärisch überlegenen Truppen nicht mehr verzichten.[96] Entsprechend finden wir in den Quellen auch schon 1297 einen Mann mit dem deutschen Namen Bertold als ehemaligen Vogt von Hämeenlinna erwähnt.[97] Zwischen 1315 und 1322 ist in der gleichen Funktion in Turku ein Lyder van Kyren belegt[98], und von Gerhard Skytte wissen wir sogar, daß er eine lange Karriere in Finnland machte: 1327 war er bescheidener Vogt von Uusimaa, von 1347 bis 1350 ist er dann als Statthalter von ganz Finnland (*Österland*) belegt.[99]

In besonderem Maße stützte sich der erste deutschstämmige König Schwedens, Albrecht von Mecklenburg (1363–1389), auf deutsche Landsknechtsführer und auf deutsche Adlige wie den Grafen Heinrich den Eisernen von Holstein. Dieser hatte Albrecht als Thronprätendenten ins Spiel gebracht und auch maßgeblichen Anteil am Gelingen des Feldzugs nach Schweden gehabt. Dafür wurde er aller Wahrscheinlichkeit nach mit dem einträglichen und militärisch wichtigen Schloßlehen Turku belohnt.[100] Dies stand in klarem Gegensatz zur Bestimmung des Landrechts von Albrechts Vorgänger Magnus Eriksson, daß die Schloßherren „Einheimische" sein sollten.[101] Graf Heinrichs Nachfolger in Turku wurde 1367 der Landsknechtsführer Ernst von Dotzem.[102] Mit dem Befehl über das Schloß von Turku war zur gleichen Zeit ein anderer deutscher Condottiere, Dietrich Vieregge, betraut.[103] Diese Männer schlugen in Finnland keine Wurzeln: Sie benützten ihre Ämter, um ihre Unkosten für Truppenwerbung und Kriegführung zu decken, zogen dafür oft mit harten Methoden Abgaben ein und kehrten wieder in ihre Heimat zurück, wenn sie abgelöst wurden. Albrecht sah in seiner Ernennungspraxis wohl in der Tat auch einen Weg, sich von den weitgehenden Mitspracheansprüchen der schwedischen Hochfrälse und des Reichsrates freizumachen.

König Albrecht und seinen deutschen Gefolgsleuten wird oft

nachgesagt, sie hätten kontinentaleuropäische feudale Praktiken nach Finnland gebracht. Als Beleg wird dabei unter anderem stets der Bau von Burgen durch regionale Machthaber, namentlich Dietrich Vieregge, in der Zeit Albrechts erwähnt.[104] Im Jahr 1387 gestattete der König dem Turkuer Schloßvogt Jeppe Djäken sogar ausdrücklich, „Bergfriede oder Festungen zu bauen" (*at byggia barfridh ælla fæste*), wenn ihn „ein Schloßherr oder ein gemeiner Mann" aus seinem Verwaltungsgebiet vertreiben wolle.[105] Die Erlaubnis wurde freilich angesichts eines drohenden Bürgerkriegs in der finnischen Reichshälfte erteilt. Der Bau neuer, kleiner Burgen als Zentren von untergordneten Vogteien, die sich teilweise bald zu eigenen Länen entwickeln sollten, hatte schon vorher begonnen. Bekannt sind die schon erwähnten Burganlagen von Raseborg, Kastelholm und Porvoo (das wohl identisch ist mit dem Wartholm der Quellen[106]), ferner Korsholm am Bottnischen Meerbusen, Vregdenborg an der Mündung des Eurajoki (das nach Dietrich von Vieregge benannt sein dürfte) und das wohl am Kokemäenjoki gelegene Åberg. Diese Burgen waren, abgesehen von den beiden zuletzt genannten, von König Albrechts Gegenspieler, dem schwedischen Adligen Bo Jonsson Grip, errichtet worden, der allmählich alle finnischen Läne in seine Hände bekommen hatte. Als sein Motiv wird das Bestreben angesehen, die Verwaltung zu stärken und den Handel mit Reval bzw. Stockholm und im Bottnischen Meerbusen zu kontrollieren.[107] Jeppe Djäken war nun gerade einer von Bo Jonsson Grips Gefolgsleuten, der nach dem Tod seines Herren 1386 seine Position sichern wollte, indem er sich im Bündnis mit dem König gegen die Testamentsvollstrecker zum Beschützer der Witwe und der Kinder des Verstorbenen aufwarf.

Auch Bo Jonsson Grip umgab sich übrigens mit vielen Deutschen. Er heiratete 1373 in zweiter Ehe Margarete Dume, deren Familie mit König Albrecht aus Mecklenburg gekommen war. Deren Bruder Hennecke wurde im selben Jahr zum Schloßvogt von Wiborg ernannt. Zuvor hatte dieses Amt Bos Schwiegersohn Christoph Michelsdorf innegehabt. Und auch 1385 ist hier wieder ein Deutscher, Magnus von Alen, belegt.[108] Unter Jeppe Djäken beobachten wir die gleiche Praxis: Die ersten namentlich belegten Vögte sowohl von Kastelholm (Dietrich Marschall) als auch von Porvoo (Markward Lyncke) waren Deutsche.[109]

Erich von Pommern und seine Großtante Margareta, die für den jugendlichen König zunächst das Regiment führte, begründeten – nach einer kriegerischen Übergangsphase, die sich von 1388 bis 1397 hinzog – die sogenannte Kalmarer Union der drei nordischen Königreiche Dänemark, Schweden und Norwegen. Frau Margareta war die Tochter des dänischen Königs Valdemar Atterdag und Witwe des norwegischen Königs Haakon aus dem ehemals auch in Schweden herrschenden Geschlecht der Folkunger. Erich wiederum war Erbprinz von Pommern-Stolp und Enkel von Margaretas Schwester und König Albrechts älterem Bruder, der das Herzogtum Mecklenburg geerbt hatte. Der politische Schwerpunkt des neuen Reiches lag in Dänemark, und die politische Konzeption der Herrscherpersönlichkeiten war auf den gesamten Norden, sogar unter Einschluß der deutschen Ostseegebiete ausgerichtet. Entsprechend wurde der Einfluß der Räte der einzelnen Teilreiche zurückgedrängt.[110] Zu Schloßherren und -vögten ernannte Erich – auch bedingt durch die Unsicherheit seiner Herrschaft in den Anfangsjahren – durchaus häufig dänische oder deutsche Vertraute. Diese integrierten sich freilich durch den Erwerb von Grundbesitz und durch Heiratsverbindungen meist rasch in den einheimischen Frälseadel, jedenfalls in Finnland.

Besonders stark und hochrangig war die deutsche Präsenz bei den neuen Burgen Kastelholm und Raseborg, die aus der Bestimmung des Landrechts über das Indigenat der Schloßherren ausgenommen waren[111], andererseits aber überregionale strategische Bedeutung besaßen.[112] Besonders lang ist die Reihe der deutschen Schloßherren in Raseborg: Ab 1410 ist Thomas von Vitzen belegt, dessen Familie mit Albrecht von Mecklenburg nach Schweden gekommen waren und sich nach dem Dynastiewechsel nach Dänemark orientiert hatte. Er war Schwiegersohn von Erichs Favoriten Henning Königsmarck und starb 1416.[113] Sein Nachfolger war wohl Janeke Hampmos, der von 1418 bis zu seinem Tod um 1423 belegt ist. Er war offenbar baltischer Herkunft.[114] Danach ist ein „Herr Henning" belegt, offenbar abermals ein Vertrauter des Königs, aber nicht Henning Königsmarck. Er ließ sich durch Vögte vertreten. Von diesen war der am längsten amtierende Kort Gartz. Er ist 1424, 1425 und 1434 als Vogt nachweisbar.[115] Aber schon zwanzig Jahre früher muß er eine geachtete Stellung im Land innegehabt haben,

denn sonst wäre er im Jahre 1405 kaum in der Lage gewesen, mit einem leibhaftigen Reichsrat um dessen Vätergut eine Auseinandersetzung zu führen. 1409 finden wir ihn wieder als Beisitzer im Lagmansgericht.[116] Von 1427 bis 1435 treffen wir schließlich Otto Pogwisch als Schloßherren an.[117]

In Kastelholm auf den Ålandinseln finden wir als ersten Herren des nun selbständigen Läns von 1419 bis 1432 den Vertrauensmann des Königs Benedikt Pogwisch, einen Verwandten von Otto Pogwisch. Er stammte aus Holstein, ging dann nach Dänemark, wo er es zum Reichsrat brachte, und war mit der Tochter von Henning Königsmarck verheiratet.[118] Unter ihm sind weitere Deutsche als Dienstleute belegt, insbesondere Henrik Görrieshagen als Schloßvogt. Letzterer erwarb auf Åland Grundbesitz und verheiratete seine Tochter mit einem Vertreter der einheimischen Frälsefamilie Kodbolstad.[119] Sein Bruder Jakob ist 1434 mit Handelstätigkeit zwischen Finnland und Reval belegt; an diesen Geschäften war auch der Schloßvogt Henrik von Kastelholm sowie sein Kollege Kort Gartz von Raseborg beteiligt.[120] Ein Hannus Kurizhaghen war 1449 Bürger in Turku. Offenbar gehörte er zu den reichen und angesehenen Schichten, denn er war einer der Gründer der exklusiven Dreikönigsbruderschaft.[121] Man kann sich vorstellen, daß die Familie Görrieshagen erfolgreich Handel mit Abgabengütern aus Finnland trieb und sich infolgedessen dort niederließ.

Das Schloßlän Turku unterstand König Erich direkt; er setzte dort rechnungspflichtige Vögte ein. Diese waren anfangs schwedische Große; von 1409 ab hat das Amt des Vogtes jedoch Klaus Lydekesson Djäken inne. Er war Ende des 14. Jh. aus Deutschland nach Finnland gekommen, erwarb dort umfangreichen Grundbesitz und heiratete eine Tochter des einheimischen Reichsrates Jöns Andersson Garp, dessen Familie wohl ebenfalls deutschstämmig war. Zusammen mit seinem Schwiegervater wurde er zum Begründer des mächtigsten Geschlechterverbundes Finnlands, der im 15. Jh. praktisch alle Lagmanstellen besetzte und alle Reichsräte stellte.[122] Nach ihm erhielt 1435 sein Sohn Henrik das Amt; er galt der wachsenden nationalschwedischen Opposition jedoch als dem König zu nahestehend und wurde 1436 abgelöst.[123] Nach den Wirren des Engelbrekt-Aufstandes erhielt der ehemalige Vertraute König Erichs, Hans Kröpelin, 1437 bis zu seinem Tod, wohl 1441,

nicht nur die Vogtei, sondern sogar die Länsherrschaft in Turku und dazu noch die in Kastelholm übertragen. Er hatte inzwischen auch das Vertrauen der nationalen Partei gewonnen. Unter ihm wurde der schon genannte Henrik Görrieshagen Schloßvogt von Turku und Simon Körning Schloßvogt von Kastelholm. Der letztere brachte es später zum schwedischen Reichsrat.[124] Bei der Umbesetzungsaktion von 1436 im Sinne der schwedischen Reichsratsopposition fiel die Schloßherrschaft in Hämeenlinna an Bengt Lydikesson Djäken, den Bruder von Klaus Lydekesson. Er war selbst Reichsrat, und seine Tochter heiratete Jöns Larsson aus der deutschstämmigen Turkuer Bürgerfamilie Rengonpoika-Fincke, die am Aufsteigen in den Frälse-Dienstadel war.[125]

Erich von Pommern ereilte das in jener Zeit übliche Schicksal schwedischer Könige: Er wurde abgesetzt und zwar in allen drei nordischen Reichen. An seiner Stelle wurde 1440/41 sein Neffe, der junge bayerische Herzog Christoph, gewählt. Während seiner kurzen Herrschaft stützte er sich in Finnland vor allem auf die Hochfrälse des schwedischen Reichsteils.[126] Als Vertreter dieser Gruppe ist denn auch in erster Linie der deutschstämmige Henrik Bidz anzusehen, der 1442 bis 1446 das Schloßlän Turku im Namen des Königs als Vogt verwaltete. Er war Schwiegersohn von Klaus Lydekesson Djäken, gehörte also zum entstehenden einheimischen reichsratsfähigen Adel. Er wurde später von einem tatsächlichen, aus Schweden kommenden Mitglied des Reichsrats abgelöst, als es galt, diesen zu besänftigen, weil nicht einmal ernsthafte Versuche unternommen worden waren, Gotland vom abgesetzten König Erich zurückzugewinnen.[127]

Die Schloßläne Wiborg, Hämeenlinna, Raseborg und Porvoo hatte Christoph dem aufsteigenden Reichsmarschall Karl Knutsson überlassen müssen. Nach dem frühen Tod des Königs konnte sich Karl Knutsson von Wiborg aus als neuer Herrscher des schwedischen Reichsteils durchsetzen. Es fehlte ihm nicht an Ehrgeiz und Machtstreben, wohl aber an Geblütsrecht; außerdem hatte die Union immer noch viele Anhänger in den einflußreichen Schichten Schwedens. Darum blieben seine insgesamt drei Regierungszeiten (1448–1457, 1464–1465, 1467–1470) jeweils Episoden. Da er gegen den neuen dänischen König Christian I. von Oldenburg, der in der Nachfolge der Unionskönige auch die Herrschaft über Schweden

beanspruchte, die nationale Karte ausspielte, vermied er es offenbar, Deutsche zu Schloßherren oder -vögten zu ernennen. Er setzte vielmehr bevorzugt eigene Verwandte ein und hielt sie in abhängiger Stellung.[128]

Zwischendurch konnte sich in den Jahren 1457–1464 und 1465–1467 Christian I. auch in Schweden als König durchsetzen. Seine Macht blieb aber schwach, und er ernannte vornehmlich schwedische Reichsräte zu Schloßherren.[129]

Nach Karl Knutssons Tod regierte in Schweden von 1470 bis 1497 und von 1501 bis 1503 Sten Sture als Reichsverweser. In Finnland, wo alle Schloßläne außer demjenigen von Wiborg unter seiner direkten Kontrolle standen, setzte er vornehmlich Mitglieder der schwedischen Kleinfrälse als Vögte ein.[130] Wie sehr in Schweden das Verhältnis zu den Deutschen im Land inzwischen mit der Unionsproblematik verwoben war, zeigt sich daran, daß, wie schon erwähnt, im Jahre 1471 nach einem vergeblichen Versuch von König Christian I., seine Macht auch in Schweden durchzusetzen, alle Deutschen aus dem Stadtregiment entfernt wurden. Dies hinderte Sten Sture und seinen Wiborger Vogt Per Ragvaldsson Fargalt freilich nicht, in einer Situation außerordentlicher äußerer Bedrohung der militärischen Fachkompetenz den Vorzug zu geben und den baltischen Landknechtsführer Hartwig Winholt Ende der achtziger Jahre zum militärischen Befehlshaber der beiden Burgen Wiborg und Olavinlinna zu ernennen.[131] Sten Stures Frau, die im Schloßlän Kastelholm die Zügel der Verwaltung tatsächlich in den Händen hielt, scheute sich nicht, dort Anfang des 16. Jh. einen Deutschen namens Henrik Sander als Vogt einzusetzen.[132] Daß er den Beinamen Tysk („Deutscher") bekam, zeigt freilich, wieviel Aufmerksamkeit inzwischen der nationalen Herkunft von Amtsleuten geschenkt wurde.

Zwischen 1497 und 1501 gelang es dem neuen Unionskönig, sich auch in Schweden Anerkennung zu verschaffen. Er mußte freilich die finnischen Schloßläne Sten Sture überlassen. Später nahm er ihm die beiden wichtigsten, Turku und Wiborg, ab und setzte dort loyale Finnen ein.[133]

Die beiden folgenden schwedischen Reichsverweser Svante Nilsson und Sten Sture der Jüngere stützten sich zwischen 1504 und 1520 ebenfalls vornehmlich auf einheimische Kräfte.[134] Der

letzte Unionskönig Christian II. dagegen pflegte sich in seinem Herrschaftsstil über traditionelle Rücksichten hinwegzusetzen. Er ernannte zu Schloßherren auch in Finnland vornehmlich professionelle Militärs[135], die vielfach Deutsche waren, so in Kastelholm Lyder van Offense, der auch Frees oder Frisman genannt wurde[136], und in Turku den in Dänemark naturalisierten Wolff von Grevendorff. Dieser hatte auch als Schloßbefehlshaber Deutsche, nämlich 1521 Junker Thomas Lebe und später Graf Mauritz von Oldenburg. Der erstgenannte versuchte mit ungewöhnlich brutalen Methoden die dänische Herrschaft zu retten.[137]

Dieser summarische Überblick zeigt, daß die Deutschen als Schloßherren und Schloßvögte jedenfalls ab dem 15. Jh. eine durchaus zwiespältige Rolle spielten: Bei der Besetzung dieser Ämter, insbesondere aber des Amts des Schloßherren (*hövitsman*), zeigte sich, wie die Macht im Reich zwischen König und Reichsrat verteilt war. Die Könige, die ab der zweiten Hälfte des 14. Jh. meistens deutschstämmig waren, wenn auch später in Dänemark naturalisiert, brachten häufig Vertrauensleute aus ihrer jeweiligen Heimat mit, wobei die Deutschen unter diesen meist den doppelten Vorteil eines engen Dienstverhältnisses zum König und gleichzeitig militärischer Kompetenz hatten. Diese deutschen Schloßherren und -vögte wurden freilich – vielleicht weniger in Finnland, dafür um so mehr in Schweden – als Fremde und Eindringlinge empfunden, zumal sich in der Phase der wachsenden Entfremdung der Unionskönigreiche Ende des 15. und Anfang des 16. Jh. der Brauch durchgesetzt hatte, daß diese Ämter mit Mitgliedern des Reichsrats und der Hochfrälse besetzt wurden.[138] Nur selten – hauptsächlich in der Zeit Erichs von Pommern – gelang eine Integration der von auswärts gekommenen Dienstleute in die entstehende einheimische Hochfrälse.

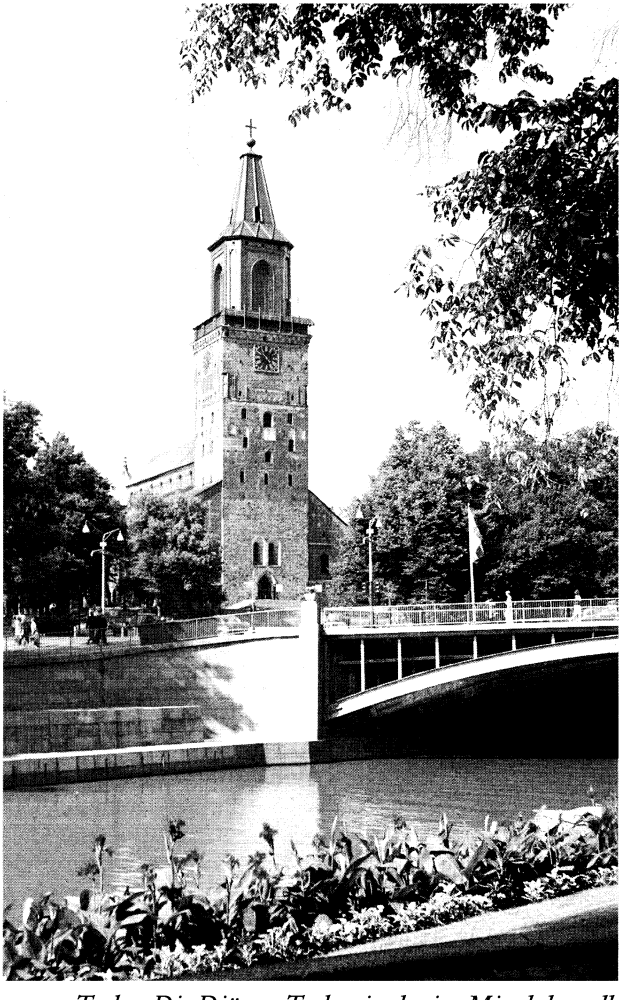
Diese Integration zeigt sich aber gerade bei den Inhabern der höheren und niederen Richterämter, der *lagmän* bzw. *häradshövdingar*, die seit dem oben erwähnten Dokument der finnischen Frälse von 1386 im allgemeinen Einheimischen vorbehalten waren, sowie bei den finnischen Reichsräten, die üblicherweise die Richterämter besetzten und in der Verwaltung des finnischen Reichsteiles mitzureden hatten. Daß zwei ursprünglich deutschstämmige Familien und ihre angeheirateten Mitglieder hier im 15. Jh. die dominierende Stellung innehatten, wurde bereits gesagt. Auch die Nachkom-

men von Claus Fleming, der mit Margarete und Erich von Pommern aus Dänemark gekommen war und als deren Vertrauensmann 1402 in Finnland als Lagman eingesetzt worden war, integrierten sich zunächst in Schweden und dann auch in Finnland.[139]

Schon vom Selbstverständnis her universal, Herrschafts- und Ländergrenzen überschreitend, war im Mittelalter die Kirche. Vor allem in der Anfangszeit konnte man jedenfalls das Amt des Bischofs – während des ganzen Mittelalters gab es in Finnland nur einen Bischofsstuhl, anfangs in Nousiainen, ab 1229 in Koroinen und dann in Turku – sicher nicht mit Einheimischen besetzen. Die Bischofschronik von Paul Juusten nennt für das 12. und 13. Jh. vor allem schwedische sowie auch zwei englischstämmige Hierarchen. In der zweiten Hälfte des 13. Jh., als nach der Eroberung Hämes die Christianisierung und der Aufbau der kirchlichen Organisation entschieden vorangetrieben wurden, kamen bevorzugt Personen zum Zug, die das besondere Vertrauen des Königs genossen. Drei aufeinanderfolgende Bischöfe waren vorher Kanzler des Königs gewesen.[140]

Die Einrichtung eines Domkapitels im Jahre 1276 schuf die organisatorische Voraussetzung für die Rekrutierung der Bischöfe aus der eigenen Diözese. Der nächste, jetzt bereits kanonisch gewählte Bischof war aber wieder ein Schwede. Danach folgten mit Magnus und Ragvald zwei Einheimische. Benedikt und Hemming stammten dann wieder aus Schweden.[141] Offenbar mußte als weiterer Anstoß aber noch die Zentralisierungsbestrebungen des Papsttums hinzukommen, damit in einem Abwehrreflex von 1366 bis zur Reformation dann fast nur noch in Finnland gebürtige Männer den Bischofsstuhl erlangten.[142] Von diesen stammten Henricus Hartmanni[143] (1366–1368) und Johannes Westfal[144] (1370–1385) aus naturalisierten deutschen Bürgerfamilien. Die nachfolgenden Bischöfe kamen mit einer Ausnahme alle aus dem einheimischen Frälseadel, was gleichermaßen das gewachsene politische und soziale Gewicht der finnischen Frälse wie des Bischofsamtes widerspiegelt.[145] Von diesen Bischöfen waren Bero (Björn) Balk[146] (1385–1412) und Konrad Bidz[147] (1460–1489) Abkömmlinge von schon seit mehreren Generationen in Finnland ansässigen deutschstämmigen Familien.

Das Domkapitel von Turku war offenbar die Hochburg jenes „Bistumspartikularismus"[148], der Auswärtige vom finnischen Bischofs-



Der Dom von Turku. Die Diözese Turku, in der im Mittelalter alle Gegenden Finnlands kirchlich zusammengefaßt waren, bildete - viel mehr als der von politischen Wechsellagen bestimmte Status eines „Großherzogtums" - den eigentlichen Angelpunkt der sich herausbildenden Identität des Landes.

stuhl fernhielt. Der Grundsatz des Indigenats wurde daher auch für das Domkapitel und dessen wachsende Zahl von Prälaturen – die Ämter des Dompropstes, später auch des Archidiakons und schließlich noch des Dekans und des Archipresbyters – angewandt, und zwar offenbar schon bevor dieser Grundsatz in der Provinzialsynode von Arboga 1474 sanktioniert wurde[149] – im Gleichklang mit den entsprechenden Regelungen für das Stadtregiment in Schweden. Die Erlangung einer Prälatur in Finnland war Fremden seit jeher auch durch die Bestimmung des allgemeinen Kirchenrechts erschwert worden, daß Geistliche mit seelsorgerischen Aufgaben die Landessprache beherrschen mußten.[150] Bis zum Ausgang des 15. Jh. versorgten die meisten finnischen Domherren nämlich gleichzeitig eine Pfarrei.[151] Manchmal freilich verlieh man absichtlich ein Kanonikat mit einer entsprechenden Pfründe an einen Fremden, der vielleicht niemals in Finnland residierte, damit er die Interessen des Bistums bei der Kurie vertrat. Dies gilt beispielsweise von 1382 bis 1391 für Johannes von Dülmen, der Anfang des 15. Jh. dann Bischof von Lübeck wurde.[152]

Für die Zeit von 1474 bis 1522 hat Kauko Pirinen das Turkuer Domkapitel genau untersucht und festgestellt, daß bei der Ernennung der 37 namentlich bekannten Domherren das Indigenatsprinzip recht weitgehend durchgesetzt wurde. Noch am ehesten konnten sich Bewerber aus den schwedischen Bistümern – sechs an der Zahl – durchsetzen, weil innerhalb der eigenen Kirchenprovinz die strenge finnische Auslegung des Indigenatsprinzips, die sich noch die Bestimmung über die Sprachkenntnisse zu Hilfe nahm, offenbar nicht anerkannt wurde.[153] Es scheint dabei so, daß jeweils eine Kanonikerstelle von einem gebürtigen Schweden eingenommen wurde und eine weitere direkt vom Papst besetzt wurde. Auf dieser saßen als einzige Kanoniker von außerhalb der schwedischen Kirchenprovinz im zweiten Jahrzehnt des 16. Jh. hintereinander zwei Deutsche, nämlich Johannes Scheuren und Heinrich Brandis. Ihre Vorgänger Winrik Lehusen und Henrik van den Bust waren Abkömmlinge deutscher Familien in Schweden.[154] Das gleiche gilt für den Schweden Konrad Rogge.[155] Keiner der bistumsfremden Kanoniker residierte in Turku. Von den finnischen Kanonikern war Petrus Benedicti Sohn des deutschstämmigen Schloßherren von Hämeenlinna Bengt Lydekesson Djäken.[156] Er stammte damit aus einer der einflußreichsten Familien Finnlands. Gotskalk Witte war Sproß einer ursprünglich deutschen Bürgerfamilie

aus Turku.[157] Als Prälat konnte sich zwischen 1474 und 1522 kein Mann von außerhalb des Bistums durchsetzen, obwohl es an Bewerbungen und sogar an päpstlichen Ernennungen insbesondere von Kandidaten aus Schweden nicht fehlte. Vermutlich deutschstämmig war der Archidiakon Arvid Garp, ein Enkel des Reichsrates Jöns Andersson Garp.[158] In der vorangegangenen Zeit war der Anteil der Deutschstämmigen unter den Prälaten eher noch höher gewesen: Allein unter den Dompröpsten kennen wir aus der Mitte des 14. Jh. die späteren Bischöfe Henricus Hartmanni und Johannes Westfal[159] sowie den Bruder des letzteren, Detmar, der offenbar 1371 bis 1373 amtierte.[160] Vinandus Vinandi, wohl aus einer Frälsefamilie, mit Gutsbesitz in Finnland, ist 1379 belegt[161], Hans Frunesson von 1385 bis 1389.[162] Nach Gerlag Nagel[163] (etwa 1398 bis 1409) finden wir Rotger Trast (1409–1420) und seinen Bruder Friedrich Trast (1421 bis etwa 1430). Sie stammten vermutlich ebenfalls aus einer Frälsefamilie, die vielleicht über die Mutter mit dem deutschsprachigen städtischen Bürgertum verbunden war.[164] Heinrich Frese war Sohn des Turkuer Bürgermeisters Jakob Frese und amtierte von 1460 bis 1466.[165]

Für die Gemeindepfarrer hat Eric Anthoni im Jahr 1947 eine Untersuchung publiziert, die sich auf die Namen stützt und bis zum Ende des 14. Jh. reicht. Eindeutig als Deutsche sind namentlich im 14. Jh. zwischen 15 und 20 % der Pfarrer zu identifizieren. Die meisten dürften Abkömmlinge in Finnland naturalisierter Bürgerfamilien gewesen sein. Gegen Ende des 14. und insbesondere im 15. Jh. treten dann auch immer mehr finnische Namen auf, was sicher nicht Folge bewußter Politik, sondern zunehmenden Wohlstandes des finnischsprachigen Bürgertums und der finnischsprachigen Frälse war.[166]

Religiöse Organisationen mit eigener Dynamik waren die Orden, von denen die Dominikaner und die Franziskaner in Finnland vertreten waren. Beide Orden hatten eine eigene Provinz für die nordischen Staaten, was für die Rekrutierung des Nachwuchses von entscheidender Bedeutung war. Jarl Gallén hat vor allem die Geschichte der Dominikaner im Norden gründlich erforscht. Über die personelle Zusammensetzung des Konvents in Turku und später auch desjenigen in Wiborg wissen wir freilich wenig. Das einheimische Element dürfte aber schon wegen der umfangreichen seelsorgerischen Tätigkeit der Dominikaner, die auch in den ländlichen Gegenden Finnlands belegt ist, eine beträchtliche Rolle gespielt haben. Immerhin

wurden Ausländer wohl in der Anfangszeit für den Aufbau der Konvente benötigt und später vor allem für die Aufrechterhaltung der internationalen Kontakte sowie für spezielle Bildungsaufgaben eingesetzt.[167] So hatte der Turkuer Dominikanerkonvent in den 20er Jahren des 14. Jh. einen Lektor, d. h. einen Lehrer für Theologie, namens Gotscalcus. Er stammte vielleicht aus einer deutschen Familie in Dänemark und fungierte gleichzeitig als erster Subkollektor für den Peterspfenning in der Diözese Turku.[168]

Einen Sonderfall stellen die Zistenzienser dar. Das deutsche Kloster Padinen in der Nähe von Reval erwarb seit 1335 systematisch umfangreichen Landbesitz jenseits des Finnischen Meerbusens in Kirkkonummi, Inkoo und Pohja. 1361 erhielt es von König Magnus Eriksson, sehr zur Verstimmung des Turkuer Bischofs, auch noch das Patronatsrecht über die Pfarrei Porvoo sowie Fischfangrechte. Es handelt sich hier um einen weiteren Aspekt der Rolle Uusimaas als wirtschaftliches Hinterland Revals. Im allgemeinen wird heute angenommen, daß von Padinen aus in Südfinnland kein eigenes Zisterzienserkloster gegründet wurde. Ebenso veranschlagt man den Einfluß der Zisterzienser auf den Kirchenbau Uusimaas als gering. Aber die zahlreichen *Munkki*-Ortsnamen und örtliche Überlieferung sprechen für die Vermutung, daß die Mönche von Padinen in Uusimaa Landwirtschaft betrieben, allerdings wohl mit Hilfe estnischer Laienbrüder. Im Laufe der ersten drei Jahrzehnte des 15. Jh. trennten sich das Kloster nach und nach wieder von seinen finnischen Besitzungen und Rechten.[169]

Selbst wenn für die Gemeindegeistlichkeit und für die Ordensleute keine genaueren Untersuchungen vorliegen, kann man davon ausgehen, daß der Anteil von persönlich aus Deutschland Zugewanderten im kirchlichen Bereich Finnlands während des Mittelalters geringer war als in den Städten und unter den Schloßherren und Schloßvögten. Dafür spricht das jedenfalls ab Mitte des 14. Jh. zu beobachtende Bestreben, Männer von außerhalb des Turkuer Bistums aus dem Domkapitel und von Bischofsstuhl fernzuhalten. Für die Rekrutierung der Geistlichkeit ist Ähnliches zu beobachten: Domkapitel und Bischof entsandten eine auffallend große Zahl junger Männer zum Studium ins Ausland, wobei länger als in den anderen nordischen Ländern Paris bevorzugt wurde. Diese Universität genoß als die älteste nördlich der Alpen einen besonderen Ruf. [170] Man woll-

te also wohl genügend eigene qualifizierte Bewerber für die Pfarrpfründen haben. Bei den Dominikanern und Franziskanern bildeten die jeweiligen nordischen Ordensprovinzen die Einheiten, die für die Heranbildung des Nachwuchses verantwortlich waren.

Gerade das Beispiel der Kirche macht darüber hinaus deutlich, wie wichtig es ist, zu unterscheiden zwischen den persönlich nach Finnland eingewanderten und vielleicht nur einige Jahre dort verweilenden Deutschen und den mehr oder weniger naturalisierten, die durch Grundbesitz und Bürgerrechte sowie durch Heriatsverbindungen in die örtlichen Eliten integriert waren.

In den meisten der hier behandelten Bereiche – namentlich in Handel, Verwaltung und Militär, nicht so sehr in Kirche und Bildungswesen – konnten sich Menschen aus dem deutschen Sprachraum durch bestimmte Kompetenzen durchsetzen, die in Finnland und auch im schwedischen Mutterland nicht in genügendem Maße bzw. in genügender Menge vorhanden waren. Dabei kann man jeweils unterscheiden zwischen einer anfänglichen Phase der unregulierten Einwanderung, die auch Veränderungen des wirtschaftlichen und des politischsozialen Gefüges nach sich zog, und eine Phase der Stabilisierung und der Integration. ■

Quellen- und Literaturverzeichnis:

Akter = Akter och undersökningar rörande Finlands historia intill år 1401 / Utg. af Ad. Neovius. Helsingfors 1912–1913. (Historiallinen Arkisto; 23).

Alopaeus, Schiffsfund = Alopaeus, Harry: Der Schiffsfund von Lapuri, Finnland. In: Deutsches Schiffahrtsarchiv. 11. 1988, 21–34.

Anthoni, Vemosläkten Balk = Anthoni, Eric: Vemosläkten Balk. In: Genos. 38. 1967, 87–91.

Anthoni, Härstamning = Anthoni, Eric: Det finländska prästerskapets härstamning och sammansättning intill början av 1400-talet. In: Historisk tidskrift för Finland. 32. 1947, 63–98.

Anthoni, Personnamnens vittnesbörd = Anthoni, Eric: Personnamnens vittnesbörd om medeltidens nationalitetsförhallanden i Finland. In: Historisk tidskrift för Finland. 29. 1944/45, 1-39; 75–129.

Anthoni, De ledande skikten = Anthoni, Eric: De ledande skikten i Finland under medeltiden. Föredrag hållet vid Finska Vetenskaps-Societetens 125-årsjubileum Helsinki = Helsingfors 1965. (Vuosikirja = Årsbok / Societas Scientiarum Fennica; 41 = 1962/63:B 6).

Anthoni, Frälsemän och frälsegods på Åland = Anthoni, Eric: Frälsemän och frälsegods på Åland under medeltiden. In: Historisk tidskrift för Finland. 44. 1959, 45–69.

Anthoni, Peder Fleming = Anthoni, Eric: Ett dokument berörande Peder Fleming, lagman i Finland efter fadern Claus Fleming. In: Historisk tiskrift för Finland. 54. 1969, 167–168.
Bjärköarätt = Bjärköarätt. In: Kulturhistorisk leksikon for nordisk middelalder fra vikingetid til reformationstid. 1. København 1956, 655–661.
Boguslavskij, Južnoe Priladož'e = Boguslavskij, O.I.: Južnoe Priladož'e v sisteme transevrazijskich svjazej IX-XII vv.. In: Drevnosti Severo-Zapada Rossii (slavjano-finno-ugorskoe vzaimodejstvie, russkie goroda Baltiki). Sankt-Peterburg 1993, 132–157.
Dencker, Finnlands Städte = Dencker, Rolf: Finnlands Städte und hansisches Bürgertum (bis 1471). In: Hansische Geschichtsblätter. 77. 1959, 13–93.
Edgren, Medeltida Borgåa = Edgren, Torsten: Om det medeltida Borgå i allmänhet och Borgbacken i synnerhet. In: Finskt museum. 92. 1985, 35–64.
Edgren/Gardberg, Porvoon kaupungin historia 1 = Edgren, Torsten; Gardberg, Carl Jakob: Porvoon kaupungin historia. 1. Porvoon seudun esihistoria. Keskiaika ja 1500-luku. Suomennos Irma Savolainen. Porvoo: WSOY 1996.
Eenilä, Keskiajan merekulusta = Eenilä, Jukka: Keskiajan merenkulusta itäisellä Suomenlahdella. In: Suomen museo. 98. 1991, 47–76.
FMU = Finlands medeltidsurkunder. Samlade och i tryck utgivna af Finlands Statsarkiv genom Reinhold Hausen. 1–8. Helsingfors 1910–1935.
Forsman, Kugghamn = Forsman, Karl: Kring en „kugghamn" i östra Nyland. In: Historisk tidskrift för Finland. 27. 1942, 91–108.
Fritz, Hus, land och län = Fritz, Birgitta: Hus, land och län. Förvaltningen i Sverige 1250–1434. 1–2 Stockholm 1972–1973. (Acta Universitatis Stockholmiensis: Stockholm Studies in History; 16, 18). Diss.
Gallén, Province de Dacie = Gallén, Jarl: La Province de Dacie de l'Ordre des Frères Prêcheurs. 1. Histoire générale jusqu'au Grand Schisme. Helsingfors: Söderström 1946. (Dissertationes Historicae / Institutum Historicum FF. Praedicatorum Romae ad S. Sabinae; 12).
Gardberg/Welin, Borgar = Gardberg, Carl J.; Welin, Per-Olof: Finlands medeltida borgar. Helsingfors: Schildts 1993.
Gardberg, Åbo stads historia = Gardberg, Carl J.: Åbo stads historia från mitten av 1100-talet till år 1366. Åbo 1973.
Gardberg, Borgbacken i Borgå = Gardberg, Carl J.: Borgbacken i Borgå. In: Historisk tidskrift för Finland. 79. 1994, 574–592.
Gardberg, Kaupunkilaitos = Gardberg, Carl J.: Kaupunkilaitos keskiajalla ja uuden ajan alussa. In: Suomen kaupunki-laitoksenhistoria. 1. Keskiajalta 1870-luvulle. Vantaa 1981, 9–49.
Gilde = Gilde. In: Kulturhistorisk leksikon for nordisk meddelalder fra vikingetid til reformationstid. 5. København 1960, Sp. 299–313.
Gillingstam, Hövitsmännen = Gillingstam, Hans: Hövitsmännen på Åbo slott under 1440-talet. Kring dateringen av ett par brev. In: Historisk tidskrift för Finland. 49. 1964, 11–14.
Glazyrina, Svadebnyj dar = Glazyrina, Galina V.: Svadebnyj dar Jaroslava Mudrogo švedskoj princesse Ingigerd. (K voprosu o dostovernosti soobščenija Snorri Sturlusona o peredače Al'dejg'juborga / Staroj Ladogi skandinavam). In: Dre-

vnejšie gosudarstva Vostočnoj Evropy: Materialy i issledovanija. 1991 god. Moskva, 1994, 240–244.
Goetz, Handelsverträge = Goetz, Leopold K.: Deutsch-Russische Handelsverträge des Mittelalters, von Leop. Karl Goetz. Hamburg: Friedrichsen 1916. (Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstituts; 37: Reihe A. Rechts- und Staatswissenschaften; 6).
GVN = Gramoty Velikogo Novgoroda i Pskova. Moskva; Leningrad 1949.
Hausen, Kastelholms slott = Hausen, Reinhold: Kastelholms slott och dess borgherrar. Helsingfors 1934. (Skrifter / utg. av Svenska Litteratursällskapet i Finland; 242).
Heininen/Nuorteva, Finland = Heininen, Simo; Nuorteva, Jussi: Finland. In: Ur nordisk kulturhistoria: Universitetsbesöken i utlandet före 1660. Jyväskylä 1981, 67–118. (Studia Historica Jyväskyläensia; 22:1).
Hiekkanen, Near but far = Hiekkanen, Markus: Near but far. Finnish and Estonian church architecture in the Middle Ages. In: Suomen museo. 98. 1991, 15–42.
Hoffmann, Anfänge = Hoffmann, Erich: Die Anfänge des deutschen Handels im Ostseeraum. In: Die Hanse und der deutsche Osten / Herausgegeben von Norbert Angermann. Lüneburg: Nordostdeutsches Kulturwerk 1990, 5–22.
Jaakkola, Suomen myöhäiskeskiaika 1 = Jaakkola, Jalmari: Suomen myöhäiskeskiaika. Unionin alkukausi. Porvoo; Helsinki: Söderström 1950. (Suomen historia; 5).
Jaakkola, Suomen sydänkeskiaika = Jaakkola, Jalmari: Suomen sydänkeskiaika. Itämaan synty ja vakiintuminen. Porvoo; Helsinki 1944. (Suomen historia; 4).
Jaakkola, Suomen varhaishistoria = Jaakkola, Jalmari: Suomen varhaishistoria. Heimokausi ja „Kalevala-kulttuuri". 2., tarkist. painos. Porvoo; Helsinki 1956. (Suomen historia; 2). Erste Auflage 1935.
Jankuhn, Haithabu = Jankuhn, Herbert: Haithabu: ein Handelsplatz der Wikingerzeit. 8., neubearb. u. stark erw. Aufl.. Neumünster: Wachholtz 1985.
Jokipii, Suomen vanhimmista kaupungeista = Jokipii, Mauno: Suomen vanhimmista kaupungeista ja Itämeren piirin kaupunkijärjestelmästä keskiajalla. In: Suomen Museo. 92. 1985, 37–85.
Juusten, Catalogus = Juusten, Paulus: Catalogus et Ordinaria Successio Episcoporum Finlandensium. edidit Simo Heininen. Helsinki 1988. (Suomen Kirkkohistoriallisen Seuran toimituksia; 143).
Kallioinen, Suomen keskiajan yhteiskunta = Kallioinen, Mika: Suomen keskiajan yhteiskunta – tutkimuksen perinteitä ja uusia mahdollisuuksia. In: Historiallinen Aikakauskirja. 93. 1995, 3–12.
Kaukiainen, Viipurin läänin ruotsalaisasutuksen synty varhaiskeskiajalla = Kaukiainen, Yrjö: Viipurin läänin ruotsalaisasutuksen synty varhaiskeskiajalla. In: Historiallinen Aikakauskirja. 73. 1974, 105–125.
Kerkkonen, Hamnar = Kerkkonen, Gunvor: De danska korstagens hamnar i Finland. In: Kring korstågen till Finland. Ett urval uppsatser tillägnat Jarl Gallén på hans sextioårsdag den 23 maj 1968. Helsinki 1968, 111–145.
Kerkkonen, Bondesegel = Kerkkonen, Gunvor: Bondesegel på Finska viken. Kustbors handel och sjöfart under medeltid och äldsta Wasatid. Borgå 1959. (Skrifter utgivna av Svenska litteratursällskapet i Finland; 369).
Kivikoski, Hämeen rautakausi = Kivikoski, Ella: Hämeen rautakausi. In: Hämeen

historia / Julkaissut Hämeen Heimoliitto. 1. Esihistoria ja keskiaika. Hämeenlinna 1955, 37–197.
Klockars, Domprostarna = Klockars, Birgit: Domprostarna Rötger och Fredrik Trast. In: Historisk tidskrift för Finland. 47. 1962, 25–34.
Knapas, Medeltida kyrkan = Knapas, Marja T.: Den medeltida kyrkan i Borgå – forskningsrön och nya alternativ. In: Finskt Museum. 94. 1987, 64–86.
Kočkurkina, Ėtnokul'turnye kontakty = Kočkurkina, Svetlana I.: Ėtnokul'turnye kontakty karel i vepsov v ėpochu srednevekov'ja. In: Drevnosti slavjan i finno-ugrov. Doklady sovetsko-finljandskogo simpoziuma po voprosam archeologii 16–22 maja 1986 g. / Pod redakciej A. N. Kirpičnikova i E. A. Rjabinina. Sankt-Peterburg: Nauka 1992, 124–129.
Kočkurkina/Spiridonov/Džakson, Pis'mennye izvestija = Kočkurkina, Svetlana I.; Spiridonov, A.M.; Džakson, Tat'jana N.: Pis'mennye izvestija o karelach. Petrozavodsk: Karelija 1990.
Kopisto/Paloposki, Viipurin pitäjän historia = Kopisto, Aarne; Paloposki, Toivo J.: Viipurin pitäjän historia. In: Viipurin pitäjän historia. 1. Vuoteen 1865. Joensuu 1967.
Lehtosalo-Hilander, Esihistorian vuosituhannet = Lehtosalo-Hilander, Pirkko-Liisa: Esihistorian vuosituhannet Savon alueella. In: Savon historia. 1. Kuopio: Kustannuskiila 1988, 11–264.
Lehtosalo-Hilander, Keski- ja myöhäisrautakausi = Lehtosalo-Hilander, Pirkko-Liisa: Keskija myöhäisrautakausi. In: Suomen historia. 1: Kivikausi. Pronssikausi ja rautakauden alku. Keski- ja myöhäisrautakausi. (Espoo) 1985, 251–405.
Lind, Varæger = Lind, John: Varaæger, Nemcer og novgoroder år 1188. Hvor var Choržek og Novotoržcek? In: Historisk tidskrift för Finland. 66. 1981, 145–177.
Magnus Erikssons Landslag i nusvensk tolkning. Av Åke Holmbäck och Elias Wessén. Lund: Nordiska Bokhandeln 1962. (Skrifter utvigna av Institutet för rättshistorisk forskning: Serien 1. Rättshistoriskt bibliotek; 6).
Magnus Erikssons stadslag = Magnus Erikssons stadslag. I nysvensk tolkning. av Åke Holmbäck och Elias Wessén. Stockholm: A.-B. Nordiska Bokhandeln 1966. (Skrifter utvigna av Institutet för rättshistorisk forskning: Serien 1. Rättshistoriskt bibliotek; 7).
Mäki, Kainuu Culture = Mäki, Sirkka: The Kainuu culture. In: Fenno-Ugri et Slavi 1983. Papers presented by the participants in the Soviet-Finnish Symposium „Trade, Exchange and culture Relations of the Peoples of Fennoscandia and Eastern Europe" 9–13 May 1983 in The Hanasaari Congress Center. Helsinki 1984, 161–168. (Iskos; 4).
Masonen, Hämeen härkätie = Masonen, Jaakko: Hämeen härkätie. Synty ja varhaisvaiheet. Helsinki 1989. (Tiemuseuon julkaisuja; 4).
Meinander, Om svenskarnas inflyttning = Meinander, C. F.: Om svenskarnas inflyttning till Finland. In: Historisk tidskrift för Finland. 67. 1983, 229–251.
Miettinen, Viikinkien reittejä = Miettinen, Timo: Viikinkien reittejä Suomenlahden pohjoisrannikolla. In: Itämeren alueen esihistoria ja keskiaika: seminaari Kotkassa 1.–3. 8. 1985. Kotka 1988, 95–113. (Kymenlaakson maakuntamuseon julkaisuja; 7).
Mühle; Handelszentren = Mühle, Eduard: Die städtischen Handelszentren der nordwestlichen Ruś. Anfänge und frühe Entwicklung altrussischer Städte bis

gegen Ende des 12. Jahrhunderts. Mühle, Städtische Handelszentren. Stuttgart: Steiner 1991. (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa; 32).
Nissilä, Germaanisen aineiston = Nissilä, Viljo: Germaanisen nimiaineiston etymologista ryhmittelyä Suomen nimistössä. Yleiskatsaus, hypoteeseja ja viiteitä. In: Viipurin Suomalaisen Kirjallisuusseuran toimitteita. 4. Helsinki 1980, 131–194.
Nordman, Albrecht = Nordman, V. A.: Albrecht, Herzog von Mecklenburg, König von Schweden. Helsinki 1938, 344. (Suomalaisen Tiedeakatemian toimituksia; B 44:1).
NPL = Novgorodskaja pervaja letopis' staršego i mladšego izvodov. Moskva; Leningrad: Izdatel'stvo Akademii nauk SSSR 1950.
Nyberg, Har Finland varit förlänt = Nyberg, Tore: Har Finland varit förlänt till en holstensk greve? In: Historisk tidskrift för Finland. 60. 1975, 101–113.
Pihlman, Ulvila = Pihlman, Aki: Ulvila – myöhäiskeskiaikainen taajama Kokemäenjoen varrella. In: Historiallista arkeologiaa, Helsinki 1982, 99–113. (Historiallinen Arkisto; 78).
Pirinen, Tuomiokapituli = Pirinen, Kauko: Turun tuomiokapituli keskiajan lopulla. Helsinki 1956. (Suomen Kirkkohistoriallisen Seuran toimituksia; 58).
Pirinen, Keskiaika = Pirinen, Kauko: Keskiaika ja uskonnpuhdistuksen aika. Porvoo; Helsinki; Juva: WSOY 1991. (Suomen kirkon historia; 1).
Pohjolan-Pirhonen, Olavinlinnan historialliset vaiheet = Pohjolan-Pirhonen, Helge: Olavinlinnan historialliset vaiheet. Savonlinna: Pyhän Olavin kilta 1973.
Pöllä, Karely v Pribotnii = Pöllä, Matti: Karely v Pribotnii. [Autor:] M. Pëllja. In: Vestnik Leningradskogo universiteta. Serija 2, Istorija, jazykoznanie, literaturovedenie 1988, 4, 81–85.
Posti, Kaarinan Paaskunta = Posti, Lauri: Kaarinan Paaskunta ja Aurajoen suun muinainen kauppa. In: Kalevalaseuran vuosikirja. 30. 1950, 128–135.
Potin, Drevnjaja Rus' i evropejskie gosudarstva = Potin, Vsevolod M.: Drevnjaja Rus' i evropejskie gosudarstva v XIII vv.. Istoriko-numizmatičeskij očerk. Leningrad: Sovetskij chudožnik 1968.
Privilegier, resolutioner och förordningar, 1 = Privilegier, resolutioner och förordningar för Sveriges städer. Stockholm 1927. 1. (1251–1523) / utg. av Nils Herlitz. – Stockholm 1927.
REA = Registrum Ecclesiae Aboensis eller Åbo domkyrkas Svartbok. Med tillägg ur Skoklosters Codex Aboensis. I tryck utg. af Finlands Statsarkiv genom Reinh. Hausen. Reprint 1996. Helsingfors 1890.
Rjabinin, Finno-ugorskie plemena = Rjabinin, Evgenij A.: Finno-ugorskie plemena novgorodskoj zemli na sovremennom ėtape istorio-archeologičeskogo izučenija. In: Drevnosti Severo-Zapada Rossii (slavjano-finno-ugorskoe vzaimodejstvie, russkie goroda Baltiki). Sankt-Peterburg 1993, 114–131.
Rohwer, Friesischer Handel = Rohwer, Barbara: Der friesische Handel im frühen Mittelalter. Leipzig 1937.
Rosén, Kymijoen suuseudun asutushistoriaa = Rosén, Ragnar: Kymijoen suuseudun asutushistoriaa. In: Kymin historia. 1. Kouvola 1960, 85–135.
Rosén, Slottslovn = Rosén, Jerker: Slottsloven. In: Kulturhistorisk leksikon for nordisk middelalder fra vikingetid til reformationstid. 16. København 1971, 224–227.
Salminen, Dateringen = Salminen, Tapio: Dateringen av några urkunder rörande Kastelholm och Raseborg. In: Historisk tidskrift för Finland. 79. 1994, 631-641.

Salmo, Deutsche Münzen = Salmo, Helmer: Deutsche Münzen in vorgeschichtlichen Funden Finnlands. Helsinki 1948. (Suomen Muinaismuistoyhdistyksen aikakauskirja; 47).
Salo, K istorii i predystorii = Salo, Unto: K istorii i predystorii provincij Zapadnoj Finljandii. In: Finno-ugry i slavjane: Doklady pervogo sovetsko-finljandskogo simpoziuma po voprosam archeologii 15–17 nojabrja 1976 g.. Leningrad: Nauka 1979, 119–130.
Salo, Suomen kaupunkilaitoksen syntyjuuria = Salo, Unto: Suomen kaupunkilaitoksen syntyjuuria ja varhaisvaiheita. In: Historiallista arkeologiaa. Helsinki 1982, 7–98. (Historiallinen Arkisto; 78).
Šaskol'skij, Bor'ba = Šaskol'skij, Igor' P.: Bor'ba Rusi protiv krestonosnoj agressii na beregach Baltiki v XII–XIII vv.. Leningrad: Nauka 1978.
Schweitzer, Die Wiborger Deutschen = Schweitzer, Robert: Die Wiborger Deutschen. Helsinki 1993. (Veröffentlichungen der Stiftung zur Förderung deutscher Kultur = Saksalaisen kulttuurin edistämissäätiön julkaisuja; 3)
Snappertuna = Snappertuna - en kustbygds hävder. Forntid / Henry Rask; med ett bidrag av Knut Drake. Ekenäs 1991. 604.
Söyrinki-Harmo, Problems = Söyrinki-Harmo, Leena: Problems of Research related to Cremation Cemeteries in Häme. In: Fenno-Ugri et Slavi 1983: Papers presented by the participants in the soviet-Finnish Symposium „Trade, Exchange and culture Relations of the Peoples of Fennoscandia and Eastern Europe" 9–13 May 1983 in the Hanasaari Congress Center. Helsinki 1984, 112–120. (Iskos; 4).
Spiridonov, Islandskie sagi = Spiridonov, A. M.: Islandskie sagi kak istočnik po rannesrednevekovoj istorii Karelii. (K postanovke voprosa). In: Skandinavskij sbornik. 32. Tallinn 1988, 129–142.
Stormbom, Cisterciensernas verksamhet = Stormbom, Jarl: Cisterciensernas verksamhet i Finland. In: Skärgård. 10. 1987, 1, 34–42.
Suomen teiden historia = Suomen teiden historia. 1. Pakanuudenajalta Suomen itsenäistymiseen. Helsinki 1974.
SKS = Suomen kielen etymologinen sanakirja. Helsinki: Suomalais-ugrilainen Seura 1975–1981. (Lexica Societatis Fenno-Ugricae; 12,1–7).
Suvanto, Keskiaika = Suvanto, Seppo: Keskiaika. In: Suomen historia. 2. (Espoo) 1985, 8–225.
Suvanto, Keskiaika (Satakunta) = Suvanto, Seppo: Keskiaika. Pori 1973. (Satakunnan historia; 3).
Suvanto, Knaapista populiin = Suvanto, Seppo: Knaapista populiin. Tutkimuksia erilaistumisesta Satakunnan talonpojistossa vuosina 1390–1571. Helsinki: Suomen Historiallinen Seura 1987. (Historiallisia Tutkimuksia; 142).
Suvanto, Suomen poliittinen asema = Suvanto, Seppo: Suomen poliittinen asema Sten Sture vanhemman valtakautena vuosina 1483–1497. Helsinki 1952. (Historiallisia tutkimuksia; 38). Diss..
Suvanto, Yksilö = Suvanto, Seppo: Yksilö myöhäiskeskiajan talonpoikaisyhteiskunnassa. Sääksmäen kihlakunta 1400-luvun alusta 1570-luvulle. Helsinki: Suomen Historiallinen Seura 1995. (Historiallisia tutkimuksia; 193).
Svenska historien, 3 = Den svenska historien. 3. Kyrka och riddarliv: Karl Knutsson och Sturetiden. – Stockholm: Bonnier, 1992.

Taavitsainen, Ancient Hillforts = Taavitsainen, Jussi-Pekka: Ancient Hillforts of Finland. Problems of Analysis, Chronology and Interpretation with Special Reference to the Hillfort of Kuhmoinen. Helsinki 1990, 294. (Finska Fornminnesföreningens Tidskrift; 94).
Talvio, Entisen Suomen Karjalan = Talvio, Tuukka: Entisen Suomen Karjalan esihistorialliset rahalöydöt. In: Suomen museo. 86. 1979, 5–20.
Törnblom, Kastelholm = Törnblom, Lena: Kastelholm, en nyckel till Sverige. Ett slottsläns politiska och militära betydelse åren 1470–1523. Helsingfors: Finska Historiska Samfundet 1996. (Bibliotheca Historica; 11).
Vahtola, Oulujokilaakson historia = Vahtola, Jouko: Oulujokilaakson historia. Keskiajalta 1860-luvulle. In: Oulujokilaakson historia. Kivikaudelta vuoteen 1865. Oulu 1991.
Vahtola, Tornionjoki = Vahtola, Jouko: Tornionjoki- ja Kemijokilaakson asutuksen synty. Nimistötieteellinen ja historiallinen tutkimus. Kuusamo 1980. (Studia Historica Septentrionalia; 3).
Vahtola, Iin asutuksen varhaisvaiheet = Vahtola, Jouko: Iin asutuksen varhaisvaiheet. In: Faravid. 12. 1988, 49–62.
Vahtola, Handel = Vahtola, Jouko: Erstreckte sich der deutsche Handel im Mittelalter bis an die finnische Küste am Ende des Bottnischen Meerbusens? In: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas. Neue Folge. 38. 1990, 161-199.
Viipurin kaupungin historia = Viipurin kaupungin historia. Kirjoittanut J.W. Ruuth ja uudistaneet Ragnar Rosén [...]. 1. Lappeenranta 1982.
Wadstein, Birka och bjärköarätt = Wadstein, Elis: Birka och bjärköarätt. In: Namn och bygd 1914, 92–97.
Wadstein, Friserna = Wadstein, Elis: Friserna och forntida handelsvägar i Norden. Göteborg 1920, 22. (Göteborgs k. vetenskaps- och vitterhetssamhälles handlingar: 4. följden; 21,1).

Anmerkungen:

1 Kallioinen, Suomen keskiajan yhteiskunta (1995), S. 10.
2 Dencker, Finnlands Städte (1959).
3 Wadstein, Friserna (1920); Wadstein, Birka och bjärköarätt (1914).
4 Jaakkola, Suomen varhaishistoria (1956), S. 73, 156–163.
5 Rohwer, Friesischer Handel (1937), S. 59–61.
6 Vgl. zum Beispiel Forsman, Kugghamn (1942); Vahtola, Tornionjoki (1980), S. 489–511; Zusammenstellung der *Björkö-/Koivisto*-Orte bei Salo, Suomen kaupunkilaitoksen syntyjuuria (1982), S. 18-28.
7 Salo, Suomen kaupunkilaitoksen syntyjuuria (1982), S. 18–52.
8 Hoffmann, Anfänge (1990); Kylstra, Friesische Spuren (1967).
9 Vgl. Taavitsainen, Ancient Hillforts (1990), S. 234; Potin, Drevnjaja Rus' i evropejskie gosudarstva (1968), S. 63–66; Salmo, Deutsche Münzen (1948), S. 428–432; Edgren/Gardberg, Porvoon kaupungin historia 1 (1996), S. 104/5; Talvio, Entisen Suomen Karjalan (1979), S. 16–18.
10 Salo, Suomen kaupunkilaitoksen syntyjuuria (1982), bsd. Karten Nr. 11 (S. 48) und 14 (S. 73).
11 Lehtosalo-Hilander, Keski- ja myöhäisrautakausi (1985), S. 323, 357, 361, 365.
12 Lehtosalo-Hilander, Keski- ja myöhäisrautakausi (1985), S. 338–345.
13 Taavitsainen, Ancient Hillforts (1990), S. 57–63, 112–114;

[14] Suomen teiden historia (1974), S. 42–45
[15] Kivikoski, Hämeen rautakausi (1955), S. 46–50, 150/1; Salo, Suomen kaupunkilaitoksen syntyjuuria (1982), S. 18 und Karte Nr. 4 (S. 20); Söyrinki-Harmo, Problems (1984), S. 112, 120.
[16] SKS, 5 (1975), Sp. 1425 (Stw. *turku*).
[17] Salo, Suomen kaupunkilaitoksen syntyjuuria (1982), S. 89–96; Posti, Kaarinan Paaskunta (1950); Šaskol'skij, Bor'ba (1978), S. 59/60 (zu *Kupittaa*); vgl. aber Nissilä, Germaanisen aineiston (1980), S. 289/90 und Lind, Varæger (1981), S. 162–165.
[18] Edgren/Gardberg, Porvoon kaupungin historia 1 (1996), S. 104–106; Kivikoski, Hämeen rautakausi (1955), S. 151–156; Forsman, Kugghamn (1942); Eenilä, Keskiajan merekulusta (1991); Alopaeus, Schiffsfund (1988) Alopaeus, Virolahden alus (1984); Salo, Suomen kaupunkilaitoksen syntyjuuria (1982), S. 31/2; Miettinen, Viikinkien reittejä (1988). Vgl. aber auch Lehtosalo-Hilander, Esihistorian vuosituhannet (1988), S. 179/80.
[19] Lehtosalo-Hilander, Keski- ja myöhäisrautakausi (1985), S. 41/2; Salo, K istorii i predystorii (1979).
[20] Suvanto, Keskiaika (1985), S. 11–14.
[21] Meinander, Om svenskarnas inflyttning (1983); Kaukiainen, Viipurin läänin ruotsalaisasutuksen synty varhaiskeskiajalla (1974).
[22] Kočkurkina, Êtnokul'turnye kontakty (1992), S. 124; Kočkurkina/Spiridonov/Džakson, Pis'mennye izvestija (1990); Rjabinin, Finno-ugorskie plemena (1993), S. 124.
[23] Glazyrina, Svadebny dar (1994); Mühle, Handelszentren (1991), S. 68/9; Boguslavskij, Južnoe Priladož'e (1993), S. 149–152; Spiridonov, Islandskie sagi (1988).
[24] Pöllä, Karely v Pribotnii (1988); Mäki, Kainuu Culture (1984), bsd. S. 163, 165; Spiridonov, Islandskie sagi (1988); Kočkurkina/Spiridonov/Džakson, Pis'mennye izvestija (1990), 100–130.
[25] GVN (1949), Nr. 38, S. 67-68.
[26] Dencker, Finnlands Städte (1959), S. 63; zur Bedeutung des Vuoksi als Wasserstraße allgemein: Spiridonov, Islandskie sagi (1988), S. 132–134; Schweitzer, Die Wiborger Deutschen (1993), S. 16; FMU, Bd. 1, Nr. 217, S. 80/1.
[27] Bjärköarätt (1956); vgl. auch Jankuhn, Haithabu (1985), S. 139/40.
[28] Jokipii, Suomen vanhimmista kaupungeista (1985), S. 47–49; Salo, Suomen kaupunkilaitoksen syntyjuuria (1982), S. 52–96.
[29] Vgl. REA, Nr. 1, S. 1: *in loco minus ydoneo.*
[30] Jokipii, Suomen vanhimmista kaupungeista (1985), S. 56; Gardberg, Kaupunkilaitos (1981), S. 14/5.
[31] Goetz, Handelsverträge (1916), S. 93–95.
[32] Suvanto, Keskiaika (1985), S. 53; Pirinen, Karjala ja Växjö (1988); vgl. FMU, Bd. 1, Nr. 140, S. 53/4.
[33] FMU, Bd. 1, Nr. 217, S. 80/1.
[34] Gardberg Kaupunkilaitos (1981), 16, 33; Schweitzer, Die Wiborger Deutschen (1993), 15–19; Viipurin kaupungin historia (1982), Bd. 1, S. 137/8.
[35] REA, Nr. 42, S. 27; FMU, Bd. 1, Nr. 443, S. 169; Kopisto/Paloposki, Viipurin pitäjän historia, (1967), S. 170. Vgl. aber auch Dencker, Finnlands Städte (1959), S. 23.

[36] Suvanto, Keskiaika (Satakunta), 270-279; Suvanto, Knaapista populiin (1987), S. 144-148.
[37] Suvanto, Keskiaika (Satakunta), S. 270/1.
[38] REA, Nr. 122, S. 79, und Nr. 191, S. 126. Vgl. auch Suvanto, Keskiaika (Satakunta), S. 269/70.
[39] Suvanto, Keskiaika (Satakunta), S. 280–284; vgl. Privilegier, resolutioner och förordningar, 1 (1927), Nr. 33, S. 35/6; zur archäologisch nachgewiesenen Lage und Datierung der Stadt Ulvila: Pihlman, Ulvila (1982).
[40] Suvanto, Knaapista populiin, S. 146.
[41] Suvanto, Keskiaika, S. 85.
[42] Suvanto, Keskiaika (Satakunta), S. 276–279; Suvanto, Knaapista populiin, S. 158–168.
[43] Jokipii, Suomen vanhimmista kaupungeista (1985), S. 57/8; Suvanto, Keskiaika (Satakunta), S. 273.
[44] Suvanto, Yksilö, S. 301, 442.
[45] Edgren/Gardberg, Porvoon kaupungin historia (1996), Bd. 1, S. 103–105.
[46] Edgren/Gardberg, Porvoon kaupungin historia (1996), Bd. 1, S. 105; Edgren, Medeltida Borgå (1985). Vgl. dagegen z. B. Dencker, Finnlands Städte (1959), S. 33–36.
[47] NPL (1950), S. 333/4.
[48] Kerkkonen, Hamnar (1968), S. 124–128; so auch noch zuletzt Edgren/Gardberg, Porvoon kaupungin historia (1996), Bd. 1, S. 148/9.
[49] Vgl. die Zusammenstellung bei Rosén, Kymijoen suuseudun asutushistoriaa (1960), S. 98-100, 124-127.
[50] Forsman, Kugghamn (1942).
[51] Gardberg, Borgbacken i Borgå (1994); Snappertuna, Bd. 1 (1991) S. 49–55.
[52] Edgren/Gardberg, Porvoon kaupungin historia (1996), Bd. 1, S. 183.
[53] Snappertuna, Bd. 1 (1991), 75–81, 481–484.
[54] Snappertuna, Bd. 1 (1991), S. 85; Dencker, Finnlands Städte (1959), S. 51–53, 70–73.
[55] Vahtola, Iin asutuksen varhaisvaiheet (1988), S. 60/1; Vahtola, Handel (1990); Vahtola, Tornionjoki (1980), S. 413–427; Vahtola, Oulujokilaakson historia (1991), S. 102–104.
[56] Magnus Erikssons stadslag (1966), S. LXI-LXV.
[57] Suvanto, Keskiaika (1985), S. 116; Kerkkonen, Bondesegel (1959), S. 12–15.
[58] REA, Nr. 122, S. 79, und Nr. 191, S. 126; Privilegier, resolutioner och förordningar, 1 (1927), Nr. 33, S. 35/6. Vgl. Suvanto, Keskiaika (Satakunta), S. 269/70.
[59] Magnus Erikssons stadslag (1966), S. 3/4.
[60] Magnus Erikssons stadslag (1966), S. 128–131.
[61] Magnus Erikssons stadslag (1966), S. 131; allgemein: Kerkkonen, Bondesegel (1959), S. 15–19.
[62] Suvanto, Keskiaika (Satakunta), S. 284–294; Privilegier, resolutioner och förordningar, 1 (1927), Nr. 49, S. 49, Nr. 92, S. 93/4, Nr. 152, S. 150, Nr. 182, S. 182/3, Nr. 228, S. 236/7, Nr. 230, S. 239/40, Nr. 231, S. 240/1, Nr. 249, S. 255.
[63] Magnus Erikssons stadslag (1966), S. 21; Svenska historien, 3 (1992), 157.
[64] Suvanto, Keskiaika (Satakunta), S. 287; Vahtola, Iin asutuksen varhaisvaiheet

(1988), S. 61; Vahtola, Tornionjoki (1980), S. 413–415, 424–427.

65 Suvanto, Keskiaika (Satakunta), S. 313.

66 Kuujo, Turun kaupungin historia (1981), 86/7, 105/6; Gardberg, Kaupunkilaitos (1981), S. 32/3; Jaakkola, Suomen myöhäiskeskiaika 1 (1950), S. 381–386; Jaakkola, Suomen sydänkeskiaika (1944), S. 332–335; Dencker, Finnlands Städte (1959), S. 63.

67 Magnus Erikssons stadslag (1966), S. 3 sowie Kommentar S. 19/20.

68 „... *huilkin som wet oc kan landzsins fal oc sidhwænior oc wet bæzt warn thunga oc fatighdom bætre æn nokar vtlensker man, antiggia av Suerike ælla androm landom*", FMU, Bd. 1, Nr. 948, S. 404.

69 Zu Harteka Flögh vgl. FMU, Bd. 1, Nr. 736, S. 308/9 (Grundbesitz). Zu Jönis Hinzekason Anthoni, Riksrad, S. 100. Auf deutsche Herkunft verweist der Zuname von Jönis Andresson (Garp), vgl. Anthoni, De ledande skikten, S. 9 und Nissilä, Germaanisen nimiaineiston, S. 142.

70 Nordman, Albrecht (1938), S. 93–151; Jaakkola, Suomen sydänkeskiaika (1944), 315–317.

71 Suvanto, Keskiaika (Satakunta), S. 286/7. Auch Jaakkola, Suomen sydänkeskiaika (1944), S. 332–335 kann für Finnland keine konkreten Maßnahmen Albrechts zur Förderung der deutschen Kaufleute anführen.

72 Dencker, Finnlands Städte (1959), S. 51/2; vgl. auch Gardberg, Åbo stads historia (1973), S. 189/90; Kuujo, Turun kaupungin historia (1981), S. 57, 68, 79–97, 105–108.

73 Vgl. die Aufstellung für die Zeit von 1497 bis 1530 bei Törnblom, Kastelholm (1996), S. 43.

74 Jaakkola, Suomen myöhäiskeskiaika 1 (1950), S. 376. Zu den Handelskontakten und verwandtschaftlichen Beziehungen siehe Dencker, Finnlands Städte (1959), S. 55–78; Kuujo, Turun kaupungin historia (1981), S. 86/7, 90–96; Jokipii, Suomen vanhimmista kaupungeista (1985), S. 58.

75 Kuujo, Turun kaupungin historia (1981), S. 94/5; Anthoni, Härstamning (1947), S. 92–94;.

76 Suvanto, Keskiaika (Satakunta), S. 287, 295/6; die zu stark aggregierten Daten bei Dencker, Finnlands Städte (1959), S. 53 verdecken den entscheidenden Umschwung ab Mitte des 14. Jh. Zu den Außenhandelsbeschränkungen: Suvanto, Keskiaika (Satakunta), S. 289–294; Privilegier, resolutioner och förordningarl (1927), Nr. 49, S. 49, Nr. 92, S. 93/4, Nr. 152, S. 150, Nr. 182, S. 182/3, Nr. 228, S. 236/7, Nr. 230, S. 239/40, Nr. 231, S. 240/1, Nr. 249, S. 255.

77 Masonen, Hämeen härkätie (1989), S. 124 ff. Vgl. auch die Rezension von Jouko Vahtola in Historisk tidskrift för Finland, 75, 1990, S. 103–110.

78 Suvanto, Naantalin historia (1976), S. 184/5.

79 Suvanto, Keskiaika (Satakunta), S. 288/9, 295/6; Dencker, Finnlands Städte (1959), S. 53.

80 Viipurin kaupungin historia (1982), Bd. 1, S. 146–155; Schweitzer, Die Wiborger Deutschen (1993), S. 15–17.

81 Viipurin kaupungin historia, Bd. 1, S. 137.

82 Zusammengestellt nach Nissilä, Germaanisen nimiaineiston (1980).

83 Edgren/Gardberg, Porvoon kaupungin historia (1996), Bd. 1, S. 205; Kerkkonen, Bondesegel (1959), S. 19–21.

[84] Zusammengestellt nach Nissilä, Germaanisen nimiaineiston (1980).
[85] Edgren/Gardberg, Porvoon kaupungin historia (1996), Bd. 1, S. 183–187; Denker, Finnlands Städte (1959), S. 53.
[86] Edgren/Gardberg, Porvoon kaupungin historia (1996), Bd. 1, S. 200-206; Kerkkonen, Bondesegel (1959), S. 19/20, 68–99.
[87] Edgren/Gardberg, Porvoon kaupungin historia (1996), Bd. 1, S. 205.
[88] Edgren/Gardberg, Porvoon kaupungin historia (1996), Bd. 1, S. 173/4, 208.
[89] Zusammengestellt nach Nissilä, Germaanisen nimiaineiston (1980); Anthoni, Personnamnens vittnesbörd (1945), S. 113–129.
[90] Anthoni, Personnamnens vittnesbörd (1945), S. 128–129; Knapas, Medeltida kyrkan (1987); Suvanto, Yksilö, S. 284/5.
[91] Gardberg, Kaupunkilaitos (1981), S. 32, 45.
[92] Vgl. Dencker, Finnlands Städte (1959), S. 84; Vahtola, Oulujokilaakson historia (1991), S. 102/3.
[93] Gilde (1960), Sp. 306.
[94] Vgl. Dencker, Finnlands Städte (1959), S. 55.
[95] FMU, Bd. 1, Nr. 552, S. 216.
[96] Vgl. beispielsweise Törnblom, Kastelholm (1996), S. 136/7, 143–145, 154; Suvanto, Keskiaika (1985), S. 169; Kuujo, Turun kaupungin historia (1981), S. 30, 33.
[97] FMU, Bd. 1, Nr. 225, S. 83.
[98] FMU, Bd. 1, Nr. 271, S. 106, Nr. 274, S. 107, Nr. 308, S. 119.
[99] REA, Nr. 43, S. 27; vgl. dazu Edgren/Gardberg, Porvoon kaupungin historia (1996), Bd. 1, S. 141, 147; REA, Nr. 128, S. 82, Nr. 130, S. 83; FMU, Bd. 1, Nr. 540, S. 210, Nr. 543–544, S. 211/2, Nr. 555, S. 222, Nr. 566-567, S. 227/8, Nr. 571, S. 229/30, Nr. 577, S. 232.
[100] Nordman, Albrecht (1939), S. 42–50, 94/5; Nyberg, Har Finland varit förlänt (1975).
[101] Magnus Eriksson landslag (1962), S. 5.
[102] Nordman, Albrecht (1939), S. 136/7.
[103] Nordman, Albrecht (1939), S. 32/3, 109/10; Fritz, Hus, land och län, Bd. 2 (1973), S. 120.
[104] Nordman, Albrecht (1939), S. 150; Jaakkola, Suomen sydänkeskiaika (1944), S. 317–332; Gardberg, Borgbacken i Borgå (1994), S. 581/2; Suvanto, Keskiaika (1985), S. 106.
[105] FUM, Bd. 1, Nr. 961, S. 411.
[106] Gardberg, Borgbacken i Borgå (1994).
[107] Gardberg, Borgbacken i Borgå (1994), S. 528 und allgemein; Snappertuna, Bd. 1 (1991), S. 49, 53–55, Edgren/Gardberg, Porvoon kaupungin historia (1996), Bd. 1, S. 174; Gardberg/Welin, Borgar (1993), S. 12/3.
[108] Nordman, Albrecht (1939), 137–140; Fritz, Hus, land och län, Bd. 2 (1973), S. 135.
[109] Fritz, Hus, land och län, Bd. 2 (1973), S. 128; Edgren/Gardberg, Porvoon kaupungin historia (1996), Bd. 1, S. 165/6, 191; Törnblom, Kastelholm (1996), S. 31; Nordman, Albrecht (1939), S. 137.
[110] Suvanto, Keskiaika (1985), S. 134/5.
[111] Suvanto, Keskiaika (1985), S. 136; vgl. allerdings auch Rosen, Slottsloven (1971), Sp. 225/6.

[112] Suvanto, Keskiaika (1985), S. 135.
[113] Snappertuna, Bd. 1 (1991), S. 58; Fritz, Hus, land och län, Bd. 2 (1973), S. 139; Nordman, Albrecht (1939), S. 72, 104–107, 226, 274; Suvanto, Keskiaika (1985), S. 135.
[114] Snappertuna, Bd. 1 (1991), S. 58; Fritz, Hus, land och län, Bd. 2 (1973), S. 140.
[115] Snappertuna, Bd. 1 (1991), S. 58; Fritz, Hus, land och län, Bd. 2 (1973), S. 140; FMU, Bd. 3, Nr. 2097, S. 63/4.
[116] FMU, Bd. 2, Nr. 1218, S. 54; Nr. 1293, S. 82.
[117] Snappertuna, Bd. 1 (1991), S. 58/9; Fritz, Hus, land och län, Bd. 2 (1973), S. 140.
[118] Fritz, Hus, land och län, Bd. 2 (1973), S. 141.
[119] Fritz, Hus, land och län, Bd. 2 (1973), S. 141; Anthoni, Frälsemän och frälsegods på Åland (1959), S. 56/7, 64, 67.
[120] FMU, Bd. 3, Nr. 2097, S. 63/4.
[121] REA, Nr. 552, S. 438.
[122] Anthoni, Riksråd (1951), bsd. S. 115; Anthoni, De ledande skikten (1965), S. 7/8; Suvanto, Keskiaika (1985), 135.
[123] Kuujo, Turun kaupungin historia (1981), S. 22/3.
[124] Hausen, Kastelholms slott (1934), S. 13; Kuujo, Turun kaupungin historia (1981), S. 23; Salminen, Dateringen (1994), S. 636.
[125] Anthoni, De ledande skikten (1965), S. 8/9; Anthoni, Riksråd (1951), S. 108–110; Suvanto, Keskiaika (1985), S. 143.
[126] Suvanto, Keskiaika (1985), 150/1; Anthoni, Riksråd (1951), 110.
[127] Suvanto, Keskiaika (1985), S. 150; Kuujo, Turun kaupungin historia (1981), S. 24–26; Gillingstam, Hövitsmännen (1964); Anthoni, Riksråd (1951), S. 110–112.
[128] Suvanto, Keskiaika (1985), S. 153.
[129] Suvanto, Keskiaika (1985), S. 154.
[130] Suvanto, Suomen poliittinen asema (1952), S. 18–42; Suvanto, Keskiaika (1985), S. 163; Pohjolan-Pirhonen, Olavinlinnan historialliset vaiheet (1973), S. 56/7.
[131] Pohjolan-Pirhonen, Olavinlinnan historialliset vaiheet (1973), S. 56/7, 59; 64.
[132] Hausen, Kastelholms slott (1934), S. 20; Törnblom, Kastelholm (1996), S. 79/80, 90.
[133] Suvanto, Keskiaika (1985), S. 172.
[134] Törnblom, Kastelholm (1996), S. 64.
[135] Törnblom, Kastelholm (1996), S. 123.
[136] Hausen, Kastelholms slott (1934), S. 39.
[137] Kuujo, Turun kaupungin historia (1981), S. 37/8.
[138] Törnblom, Kastelholm (1996), S. 126.
[139] Anthoni, De ledande skikten (1965), S. 7/8; Anthoni, Frälsemän och frälsegods på Åland (1959), S. 56/7; Anthoni, Peder Fleming (1969); Anthoni, Riksråd (1951), S. 107/8; vgl. auch Snappertuna Bd. 1 (1991), S. 59.
[140] Juusten, Catalogus (1988), S. 52/3; vgl. auch Anthoni, Härstamning (1947), S. 66–69.
[141] Juusten, Catalogus (1988), S. 54–56; vgl. auch Anthoni, Härstamning (1947), S. 69.
[142] Pirinen, Tuomiokapituli (1956), S. 49–60.
[143] Pirinen, Keskiaika (1991), S. 102.
[144] Pirinen, Keskiaika (1991), S. 103.

[145] Pirinen, Keskiaika (1991), S. 104.
[146] Anthoni, Härstamning (1947), S. 69; Anthoni, Vemosläkten Balk (1967).
[147] Anthoni, De ledande skikten (1965), S. 9.
[148] Pirinen, Keskiaika (1991), S. 148.
[149] Pirinen, Tuomiokapituli (1956), S. 93, 271.
[150] Pirinen, Tuomiokapituli (1956), S. 274–276.
[151] Pirinen, Tuomiokapituli (1956), S. 42/3, 62/3, 74/5, 144/5, 151–173.
[152] Pirinen, Tuomiokapituli (1956), S. 60.
[153] Pirinen, Tuomiokapituli (1956), S. 276.
[154] Pirinen, Tuomiokapituli (1956), S. 264/5.
[155] Pirinen, Tuomiokapituli (1956), S. 256.
[156] Pirinen, Tuomiokapituli (1956), S. 258.
[157] Pirinen, Tuomiokapituli (1956), S. 259.
[158] Pirinen, Tuomiokapituli (1956), S. 236–248.
[159] Gardberg, Åbo stads historia (1973), S. 156/7.
[160] Anthoni, Härstamning (1947), S. 82. Die angegebenen Daten können nicht stimmen; vgl. REA, Nr. 206, S. 136 und Nr. 222, S. 147/8.
[161] REA, Nr. 243, S. 172; Anthoni, Härstamning (1947), S. 77.
[162] Anthoni, Härstamning (1947), S. 83.
[163] Anthoni, Härstamning (1947), S. 82.
[164] Klockars, Domprostarna (1962), S. 25/6.
[165] Kuujo, Turun kaupungin historia (1981), S. 49.
[166] Anthoni, Härstamning (1947); vgl. auch Pirinen, Keskiaika (1991), S. 159/60.
[167] Gallén, Province de Dacie (1946), S. 68.
[168] Akter (1912–1913). S. 142; Gallén, Province de Dacie (1946). S. 142/3, 148/9, 180; Gardberg, Åbo stads historia (1973), S. 150/1.
[169] Edgren/Gardberg. Porvoon kaupungin historia (1996), Bd. 1, S. 143–147; Hiekkanen. Near but far (1991); vgl. allerdings auch die weitgehenden Schlußfolgerungen von Stormbom, Cisterciensernas verksamhet (1987).
[170] Heininen/Nuorteva, Finland (1981), S. 69–72, 74–76.

Hannes Saarinen

Gemeinsam im Schwedischen Reich

„Schweden und Finnland bilden zusammen ein Königreich, das ungefähr zweihundert Wegstunden breit und dreihundert Stunden lang ist. Es erstreckt sich, von Süden nach Norden gemessen, vom 55. bis zum 70. Breitengrad. Sein Klima ist rauh; es gibt hier beinahe keinen Frühling, keinen Herbst. Neun Monate herrscht der Winter ...

Die Schweden sind wohlgestaltet, kräftig, gewandt und fähig, die schwersten Arbeiten, Hunger und Not zu ertragen. Sie sind geborene Soldaten, voll Stolz und mehr tapfer als industriös. Der Handel, der ihnen allein geben kann, was die Natur ihnen versagt hat, wurde von ihnen lange Zeit ganz vernachlässigt und wird auch jetzt noch nicht tätig betrieben."

(Voltaire: Geschichte Karls XII. Königs von Schweden, 1731)

Als Einleitung zur Tagung „Wanderungen und Wirken deutschsprachiger Menschen im europäischen Nordosten" ist mir die Aufgabe zugefallen, einen kurzen historischen Abriß über das Königreich Schweden im 17. Jahrhundert zu geben, einer Periode, in der Bewohner fast aller Ostseeküsten in einem Reich zusammengelebt haben. In der historischen Literatur wird diese Zeit als Großmachtperiode Schwedens bezeichnet. Nach einem lange währenden Kampf unter den Königen aus dem Hause Wasa um das *Dominium maris baltici* war es der schwedischen Krone bis Ende des 17. Jahrhunderts gelungen, ihre stärksten Konkurrenten, Rußland, Dänemark und Polen, zu schwächen und sogar im kaiserlichen Reich, in Deutschland, Fuß zu fassen. Die zuletzt genannten Territorialgewinne hatten zur Folge, daß eine Zeitlang auch rein deutschsprachige Gebiete zur schwedischen Krone gehörten.

Eine Einschränkung muß jedoch gleich zu Beginn gemacht werden. Das Wort „gemeinsam" läßt ein Gemeinschaftsgefühl, wie etwa einer gemeinsamen nationalen Identität anklingen. Davon kann im 17. Jh. keine Rede sein. Weder kann die gesamte Bewohnerschaft des Schwedischen Reiches als eine Nation im modernen Sinne betrachtet werden, noch erlauben uns die damaligen Verhältnisse, einen nationalen Maßstab bei der Betrachtung der einzelnen Völker anzulegen. Im Zeitalter der Ständegesellschaft war das hierarchisch abgestufte Untertanenverhältnis mit dem Herr-

scher im Mittelpunkt – gewiß mit Übergängen und lokalen Unterschieden – weit prägender. Diese Einschränkungen sollen aber nicht so verstanden werden, daß es keine Kommunikation zwischen den einzelnen Teilen des Reiches gegeben hätte. Innerhalb ihrer Standesgrenzen haben der Adel und die in Handel und Handwerk beschäftigten Bürger der Küstenstädte rege Verbindungen untereinander aufrechterhalten.

Betrachten wir zunächst die territorialen Veränderungen zugunsten Schwedens. Beginnen wir im Nordosten: Im Jahr 1617 vermochte Schweden mit dem durch Thron- und andere innere Wirren geschwächten Rußland – oder wie man damals sagte: mit den Moskowitern – einen äußerst günstigen Frieden abzuschließen, durch den es Teile des östlichen Karelien und Ingermanland gewann. Das westliche Karelien war bereits im Mittelalter im Zuge der schrittweisen Eingliederung des heutigen Finnland in das schwedische Königreich erworben worden.

Reval (estn. Tallinn) und Estland hatten sich 1561 als Folge der Auflösung des Livländischen Ordensstaates unter den Schutz der schwedischen Krone begeben. Da die Schweden es auf eine Beherrschung des ertragreichen Leinen- und Hanfhandels zwischen Rußland und dem westlichen Europa abgesehen hatten, versuchten sie bald darauf, auch den in russische Hand geratenen Hafen Narva zu bekommen. Mit dem erwähnten Frieden von Stolbowa 1617 hatte Schweden dann seine Ziele im östlichsten Teil des Finnischen Meerbusens erreicht. Rußland war nun von der Ostsee vollkommen abgeschnitten, während Schweden sämtliche Küsten des Finnischen Meerbusen beherrschte. Die ganze nördliche Ostsee war damit ein „schwedisches Binnenmeer" geworden, auch wenn die Inseln Ösel (estn. Saaremaa) ebenso wie Gotland noch bis 1645 in dänischem Besitz blieben.

In der Folgezeit gewann Schweden noch mehr Territorien im Baltikum. Während Polen mit Rußland in einen Krieg verwickelt war, gelang es den Schweden 1621 Riga zu erobern und bald darauf Polen zur Abtretung Livlands zu zwingen (1629 Friede von Altmark).

Aus heutiger Sicht erscheint es schwer vorstellbar, daß Schweden damals am häufigsten und intensivsten Krieg gegen Dänemark führte. Es ging um dynastische Machtansprüche und Gebietserwerb. An der Mündung des Götaälvs, der schon immer schwedischer Besitz

Am Gesimse des „Reutern-Hauses" in Riga ist in der Mitte der Ziergirlanden das Relief eines Löwen angebracht, der einen Bären besiegt; so ergriff man im deutschbaltischen Riga, der größten Stadt des schwedischen Ostseereichs, für Schweden in seinen Kämpfen mit Rußland Partei.

war, war 1619 die Stadt Göteborg angelegt worden. Im Laufe des 17. Jahrhunderts gelang es den schwedischen Königen, Stück für Stück sämtliche dänischen Besitzungen an der Südspitze der skandinavischen Halbinsel zu erobern. Damit hatte Schweden nicht nur das dänische Monopol über die Kontrolle des Öresunds gebrochen, sondern es hatte auch an seiner Westküste den Zugang zur Nordsee abgesichert. Ein Streitpunkt war der sog. Sundzoll, den Dänemark seit dem Mittelalter von allen Schiffen bzw. ihren Waren, die diese Meerenge passierten, erhob. Schweden hatte sich von dieser Besteuerung des Seeverkehrs frei machen können, mußte den Zoll allerdings ab 1720 wieder verrichten. Erst 1857 wurde er für alle betroffenen Ostseeländer endgültig abgeschafft.

Das Maximalziel Karls X. Gustav von Schweden war die totale Unterwerfung Dänemarks und die Ostsee zu einem Mare clausum der schwedischen Krone zu machen. Dies ist ihm jedoch nicht gelungen. Nach dem Frieden von Roskilde 1658 verblieben Schonen, Halland und Blekinge bei Schweden. Auf einer vorgelagerten Insel der Blekingschen Küste wurde einige Jahrzehnte später der bedeutendste Flottenstützpunkt Schwedens, Karlskrona, gegründet (1680). Die Rivalität zwischen Dänemark und Schweden schwelte weiter und sollte noch einmal im Nordischen Krieg zum Ausbruch kommen, als Friedrich IV. von Dänemark einen letzten Versuch unternahm, die verlorenen Gebiete zurückzuerobern.

An der Südküste der Ostsee, in Deutschland, hatte sich Schweden während des Dreißigjährigen Krieges festsetzen können. Vorausgegangen war, daß es der kaiserlichen und katholischen Partei in diesem Krieg 1628 gelungen war, bis an die Ostseeküste vorzudringen. Stralsund, das von alters her enge Handelsverbindungen mit dem Norden besaß, hatte die Schweden um Schutz vor Wallenstein gebeten. Diese Stadt benutzte Gustav II. Adolf dann auch als Stützpunkt für seine bald darauf eingeleiteten militärischen Operationen in Deutschland. Sein Engagement für die protestantische Sache fügte sich in sein machtpolitisches Ziel des *Dominium maris baltici* ein. Die Schweden gingen keineswegs weniger zimperlich mit der Landbevölkerung um als ihre Gegner. Sie waren gefürchtet und verwüsteten genauso wie alle damaligen Heere ganze Landstriche.

Für seinen Kriegseinsatz wurde Schweden, unterstützt von der katholischen Majestät Frankreichs, im Westfälischen Frieden 1648

mit dem Erwerb von Vorpommern einschließlich der Insel Rügen und des hinterpommerschen Stettin sowie mit der Stadt Wismar in Mecklenburg belohnt. An der Nordsee erhielt Schweden zwischen Weser und Elbe die Gebiete der Bistümer Bremen und Verden (als säkularisierte Herzogtümer), die allerdings nicht die Reichs- und Hansestadt Bremen mit einschlossen.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts beherrschte Schweden zwar nicht lückenlos die gesamte südliche Ostseeküste, aber immerhin waren nun zwei strategisch und für den Handel wichtige Flußmündungen in schwedischer Hand: die der Oder bei Stettin und die der Düna bei Riga. Was der schwedischen Krone fehlte, war die Weichselmündung. Diese hatten die schwedischen Könige immer wieder zu erobern versucht, aber vergebens. Die Beherrscherin der Weichselmündung, Danzig, hatte alle Versuche im Schutz ihrer Festungsanlagen sowie dank ihrer diplomatischen Verbindungen und nicht zuletzt dank ihres Reichtums abwehren können. Weiter nördlich war dann aber noch eine große Flußmündung in schwedischer Hand, die der Newa.

Überblicken wir den Handel und Verkehr in der gesamten Ostsee im 17. Jahrhundert, so kann allerdings in dieser Hinsicht von keiner schwedischen Beherrschung der Meere gesprochen werden. Der Schiffsverkehr in die und in der Ostsee wurde von den Holländern dominiert, später von den Engländern. Sie waren es, die Getreide, Eisenerz, Salz, Teer, Hanf und Leinen, um nur einige der wichtigsten Waren zu nennen, hauptsächlich transportierten. Die Kaufleute in den baltischen Hafenstädten betrieben weitgehend sog. Passivhandel, sie fuhren nicht mehr selbst zur See. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts kamen nach Untersuchungen Åke Sandströms (s. Literaturverzeichnis am Ende des Beitrags) über die Hälfte der in Stockholm registrierten Einfuhren aus Holland, im weiten Abstand folgten als Ausgangsorte Lübeck und Danzig. Baltische Häfen hingegen spielten eine völlig untergeordnete Rolle. Riga hat erst Ende des Jahrhunderts eine wachsende Bedeutung als Ausfuhrhafen von Getreide nach Schweden erlangt.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts besaß Schweden eine recht gut ausgebaute Kriegsflotte von 38 Linienschiffen; der zivile Schiffbau war auch vorangeschritten, geriet aber dann während des langen Nordischen Krieges ins Stocken. Schweden hatte nie genügend ei-

genen Schiffsraum zur Verfügung, um das u. a. für sein Heer benötigte und aus den baltischen Gebieten eingeführte Getreide auf einheimischen Schiffen transportieren zu können.

Es ist klar, daß keiner der Rivalen Schwedens – weder der dänische König, der brandenburgische Kurfürst, der polnische König, noch der Zar in Moskau – sich mit den Verlusten an die neue nordische Macht abzufinden bereit war. Die große Abrechnung erfolgte mit dem Nordischen Krieg, vor allem nach den Niederlagen Karls XII. Der Krieg war im Jahr 1700 dem damals siebzehnjährigen Herrscher von seinen Widersachern, August dem Starken, Peter dem Großen und Friedrich IV. von Dänemark, aufgezwungen worden. Anfangs hatte Karl XII. – Schweden war gut gerüstet – das Kriegsglück auf seiner Seite, aber durch seine Maßlosigkeit während seiner immer weiter ausufernden Feldzüge verspielte er schließlich die Großmachtstellung seines Patrimoniums. Bei seinem Tod 1718 hinterließ er ein militärisch, wirtschaftlich und finanziell zerrüttetes Reich.

Schweden mußte in und nach dem Nordischen Krieg beträchtliche territoriale Verluste hinnehmen. Das Herzogtum Bremen und Verden ging an Hannover (Frieden von 1719) sowie ein Teil Pommerns bis zur Peene an Brandenburg-Preußen (Frieden von 1720). Die gesamte östliche Ostseeküste, einschließlich Viborgs, der Newamündung, Estlands und Livlands, kam an Rußland: Es hatte diese Gebiete zum Teil schon etliche Jahre vor dem endgültigen Friedensschluß (1721) besetzt gehalten. Auch das restliche Pommern hätte wahrscheinlich an Dänemark abgetreten werden müssen, wenn nicht Frankreich zugunsten Schwedens interveniert hätte. So verblieben die Städte Stralsund und Greifswald sowie ihre Umgebung noch fast weitere hundert Jahre, bis 1814, unter schwedischer Oberhoheit. Berühmte Deutsche der nationalen Romantik, wie der Maler Caspar David Friedrich und der Schriftsteller Ernst Moritz Arndt, sind noch als schwedische Untertanen geboren worden.

Mit der Stadt Wismar ist ein Kuriosum verbunden. Als Schweden Anfang des 19. Jahrhunderts seiner Inflation und staatlichen Verschuldung Herr zu werden versuchte, wurde Wismar zur Finanzierung einer Münzreform für hundert Jahre an den Herzog von Mecklenburg-Schwerin verpfändet. Noch vor Ablauf der Frist verzichtete die schwedische Regierung dann allerdings auf ihr Einlösungsrecht.

Die Großmachtzeit ist bis heute eine der beliebtesten Themen der schwedischen Historiographie geblieben, auch wenn heute eher soziale und ökonomische Fragen im Vordergrund stehen. Die Kernfrage ist aber die gleiche geblieben: Worauf beruhte die Vormachtstellung und woran scheiterte sie? Wie mächtig war Schweden wirklich? Es kann nicht allein am Unglück oder Unvermögen der Monarchen gelegen haben. In seiner vergleichenden historischen Untersuchung über den „Aufstieg und Fall der großen Mächte" weist Paul Kennedy darauf hin, daß die größte Schwäche Schwedens seine wirtschaftliche Basis war. Fernand Braudel kommt in seiner großangelegten Sozialgeschichte des 15.–18. Jahrhunderts zu dem Schluß, daß die Größe Schwedens nur um den Preis unmäßiger Anstrengungen erkauft worden sei. Die Grundlage bildete eine bürokratische Zentralisierung und steuerliche Ausbeutung der Bevölkerung, die bei weitem die Grenzen des Vernünftigen überschritten habe.

Schweden war zwar der Landfläche nach im 17. Jahrhundert ein „großes Reich" geworden. Die Meeresfläche in der Mitte, die rund eine Million Quadratkilometer betrug, war kein leeres „Loch", d. h. nicht unbedingt zum Nachteil, denn Verbindungen über See waren als Verkehrswege nicht schlechter, vielleicht sogar besser als damalige Landwege. Trotz allem war es äußerst schwierig, dieses Reich zentral zu steuern und seine Grenzen zu schützen. Die Gefahr einer Zersplitterung, vor allem der militärischen Kraftressourcen, war groß.

Die Hauptschwächen lagen aber noch woanders. Erstens war es die relativ geringe Bevölkerungszahl. Die Bevölkerung Schwedens hatte zwar im Verlaufe des 16. und 17. Jahrhunderts rasch zugenommen, im Jahr 1700 betrug die Gesamtbevölkerung des Schwedischen Reiches aber dennoch nur rund 2,7 Millionen. Zum Vergleich: Frankreich hatte 21 Millionen Einwohner, Rußland ungefähr genausoviel. Zweitens war es die im Vergleich zu anderen Mächten doch relativ geringe Produktivität, auch wenn die einheimische Produktion von Eisen und Kupfer eine beachtliche Manufakturindustrie und u. a. eine eigene Waffenproduktion ermöglicht hatte. Im 17. Jh. erhielt Schweden aus dem Kupfer- und Eisenexport beträchtliche Einnahmen. Auf Dauer war die finanzielle Ausstattung Schwedens aber zu schwach. Die einheimischen Steuer- und Zolleinnahmen reichten für eine expansive Außenpolitik nicht

aus. Schweden war auf Subsidien anderer Mächte oder Kredite angewiesen. Hier spielten Frankreich und das große Finanzzentrum der damaligen Welt, Amsterdam, eine wichtige Rolle. Geldbedarf war mit ein Grund, weswegen die schwedischen Könige, angefangen bei Gustav II. Adolf u. a. an den immer noch wohlhabenden Hansestädten an der südlichen und südöstlichen Ostsee Interesse bezeugten.

Deshalb wurde auch wiederholt die damals größte und reichste Stadt im Ostseeraum, Danzig, ins Visier gefaßt.

Der Unterhalt der Armeen mußte immer stärker aus den Landstrichen außerhalb Schwedens, dort, wo die Heere gerade lagen, eingetrieben werden. Die schwedische Kriegsmaschinerie war in hohem Maße „parasitär" (P. Kennedy), sie lebte von Plünderungen und dem Eintreiben von Kontributionen. Mit den Zolleinnahmen Elbings und Braunsbergs und teilweise Danzigs, immerhin 1,5 Millionen Gulden pro Jahr, hat Gustav II. Adolf sein Eingreifen im Dreißigjährigen Krieg finanziert. Auch Karl XII. hat seinerseits von diesen Städten Millionenbeträge für seine Kriegskasse erpreßt. Überhaupt wäre hier der Ort, um einer einseitigen Verklärung der schwedischen Großmachtzeit im Ostseeraum vorzubeugen: Das 17. Jh. und der Nordische Krieg waren – nicht nur für den Kriegsgegner Polen – eine durch die schwedischen Heereszüge verursachte Zeit schwerster Not.

Hierbei zeigt sich auch die Wichtigkeit von Allianzen. Die Seemächte Holland und später England beherrschten nicht nur weitgehend den Ostseehandel, sie versuchten auch durch ihre Allianzpolitik dafür zu sorgen, daß keine der Ostseemächte, also auch Schweden nicht, auf Dauer zu stark wurde.

Unter welchen Bedingungen haben aber nun die z. T. neuen Untertanen des Königs der Schweden, Gothen und Wenden etc., wie seine offizielle Titulatur lautete, die Schweden, Finnen, Deutschen, Esten, Letten, Dänen innerhalb dieses vergrößerten Reiches gelebt? Die bis zur Angliederung an das Schwedische Reich bestehenden rechtlichen und verfassungsmäßigen Verhältnisse blieben sowohl in den deutschen Teilen als auch in den baltischen Provinzen Estland und Schwedisch-Livland im Großen und Ganzen bestehen. Eine Grundsatzfrage, die schon bald nach dem Erwerb Estlands aufgeworfen wurde, lautete: Inkorporation, d. h. Einverlei-

bung und eine damit gesicherte Uniformität des Reiches oder Weiterbestehen der erworbenen bzw. eroberten Landesteile als quasi autonome Provinzen. Das erste ist zunächst versucht worden, aber dem widersetzte sich der im Lande ansässige Adel recht erfolgreich – besaß er doch mehr überlieferte Privilegien und hatte eine bessere Stellung als seine Standesgenossen in den schwedischen Kernlanden. Andererseits wäre es dem schwedischen Hochadel damals gar nicht recht gewesen, wenn der baltische Adel im Stockholmer Reichstag Sitz und Stimme erhalten hätte. Von den Städten hat Reval seine überkommenen städtischen Privilegien ohne Einschränkungen in der schwedischen Zeit geltend machen können.

Im 17. Jh. wurde in den baltischen Provinzen eine ganze Reihe von Gütern schwedischen Offizieren und Beamten zur Belohnung vermacht. Als diese aber während der Reduktion (der Einziehung des nicht als Erbeigentum nachweisbaren Lehnsbesitzes) zusammen mit dem alteingesessenen Adel von Karl XI. zur Kasse gebeten wurden, erweckten die Maßnahmen großen Unmut. Um 1700 wurde die Unzufriedenheit unter dem livländischen Adel von den Gegnern Schwedens, u. a. August dem Starken, ausgenutzt. Mit dem Versprechen einer Befreiung vom schwedischen Joch versuchte er, ihn auf seine Seite zu ziehen.

Wie stand es um die Mobilität und die sprachlichen Verhältnisse innerhalb des Schwedischen Reiches? Was die erste Frage anbelangt, so ist der Umzug aus einem Teil des Königreiches in einen anderen bei Kaufleuten, Handwerkern und Beamten sicherlich häufiger vorgekommen als vor der Angliederung des betreffenden Gebietes. Bestehende Grenzen waren jedoch auch früher kein unüberwindliches Hindernis gewesen. Die aus der Blütezeit der Hanse stammenden Verbindungen zwischen Lübeck, Rostock, Stralsund, Danzig, Riga und Reval bestanden, abgeschwächt zwar, immer noch fort. Gerade in diesen von deutschsprechenden Familien beherrschten städtischen Verwaltungsorganen, im Rat, achtete man weiterhin genau darauf, wem man das Bürgerrecht verlieh. Im 17. Jh. kamen aus deutschen Ländern wieder eine große Zahl von Neubürgern nach Riga und Reval, Kaufleute eher aus Niederdeutschland, Handwerker mehr aus Mitteldeutschland. Stockholm und Göteborg besaßen damals eine deutsche Kirchengemeinde. In Göteborg wurde der Rat von holländischen und deutschen Kauf-

leuten gestellt; die Ratsprotokolle wurden daher auf deutsch verfaßt. Am Rande sei vermerkt, daß das seit Karl X. Gustav regierende schwedische Königshaus aus der Pfalz stammte und daß sein Enkel Karl XII. deutsch zumindest noch gut verstanden hat. In die baltischen Provinzen zogen auch viele schwedische Familien, sogar Finnen wurden angesiedelt.

Ob und in welchen Bereichen die schwedische Sprache in den neuerworbenen Gebieten eingeführt wurde, war unterschiedlich. In Pommern z. B. wurde nicht einmal die deutsche Amtssprache angetastet. An sich sollte im 17. Jh. überall im Schwedischen Reich Schwedisch die Verwaltungssprache sein. Deutsch hatte eine lokale Bedeutung, u. a. im Baltikum und in einigen Handelsstädten, es war aber auch *lingua franca* im gesamten Ostseebereich. Hinsichtlich des Baltikums haben einige schwedische Historiker von einer „Schwedisierung", vor allem unter Karl XI. – oder zumindest von Versuchen dazu – gesprochen. Andere wiederum betonen, wie wichtig es für die spätere nationale Entwicklung gewesen sei, daß zwar die schwedische Kirchenordnung eingeführt, aber gleichzeitig die Übersetzung geistlichen Schrifttums in die estnische und lettische Sprache gefördert wurde. An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, daß das Schwedische Reich in einer Hinsicht in der Tat einheitlich war: Im protestantischen Glauben bestand eine geistige Gemeinsamkeit aller Teile, die nicht zu unterschätzen ist.

In den von Dänemark eroberten Gebieten, vor allem in Schonen, wurde Ende des 17. Jahrhunderts eine systematische und rigorose Schwedisierung betrieben, um die neuen Landeskinder ihrem bisherigen Mutterland zu entfremden. Das fing mit schwedischsprachigen ABC-Fibeln an und gipfelte in der strikten Vorgabe an die Pfarrer, nur noch auf schwedisch zu predigen. Und gerade hier in Schonen entstand eine lokale Widerstandsbewegung gegen die schwedische Herrschaft. Daher gab es sogar Pläne der Behörden, die gesamte „unzuverlässige" dänische Bevölkerung in die baltischen Provinzen umzusiedeln.

Verwaltungsrechtlich und in seiner gesellschaftlichen Struktur bestand das Schwedische Reich der Großmachtzeit aus heterogenen Teilen. Auch unter Karl XI., als im Schwedischen Reich der Absolutismus eingeführt wurde, war die Verwaltung nicht in allen Teilen des Reiches vereinheitlicht worden. Einige Forscher spre-

chen allerdings von einem insgesamt integrativen Effekt des Absolutismus. Die größten Unterschiede bestanden naturgemäß zwischen dem alten Kernland und den im 17. Jh. erworbenen Gebieten, vor allem im Südosten und Süden. Schonen, das zunächst nach der Eroberung als ein Generalgouvernement verwaltet worden war, wurde ab 1693 eine schwedische Provinz. Finnland war ein gleichberechtigter und administrativ gleich strukturierter Teil des schwedischen Königreiches. Heutige finnische Historiker benutzen daher gern die Bezeichnung Schweden-Finnland für das gesamte Reich. Dies erweckt aber falsche Assoziationen, denn dieses Reich war keine Doppelmonarchie zweier fast unabhängiger Landesteile wie etwa das spätere Österreich-Ungarn.

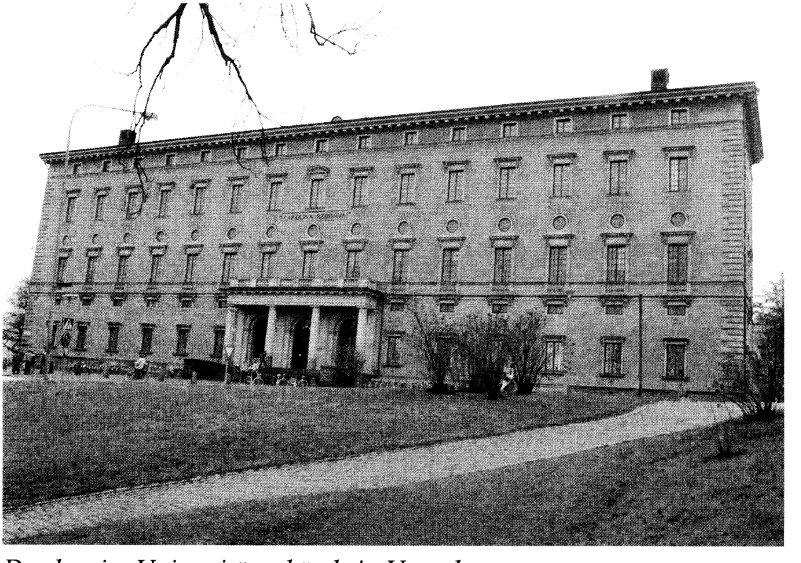
Ein sehr entscheidender Unterschied zwischen den schwedischen Kernlanden und den baltischen Provinzen bestand darin, daß in diesen die Leibeigenschaft verbreitet war, während sie im eigentlichen Schweden, Finnland mit eingeschlossen, überhaupt nicht existierte.

Im Unterschied zu Finnland bildete das schwedische Pommern eine eigene Provinz, die von einem schwedischen Generalgouverneur verwaltet wurde. Verwaltungszentrum war bis zum Verlust der Stadt 1714 Stettin, danach Stralsund, das außerdem Festungs- und Garnisonsstadt war. Auch in Pommern blieb die Leibeigenschaft während der schwedischen Zeit bis 1815 erhalten – mit Ausnahme der drei letzten Herrschaftsjahre Gustavs IV. Adolf zu Beginn des 19. Jahrhunderts. In Pommern waren eigene Münzen im Umlauf, die landesüblichen Maße und Gewichte wurden beibehalten. Stralsund verlor allerdings seine Privilegien und mußte sich mit dem einer schwedischen Handelsstadt entsprechenden Status zufriedengeben.

Das schwedische Pommern und die säkularisierten Bistümer Bremen-Verden nahmen eine Zwitterstellung ein, sie gehörten immer noch zum römisch-deutschen Reich. Als Landesherr war der schwedische König bei den Reichsständen in Regensburg vertreten. Die deutschen Provinzen waren für Schweden eine militärische Basis, aber auch ein kulturelles Bindeglied zum mitteleuropäischen Raum. Außerdem wurde Pommern ein wichtiger Getreidelieferant Schwedens.

Die Großmachtzeit war nicht nur durch Kriege und Konflikte bestimmt. Einige Erneuerungen im Bildungswesen haben Bestand

gehabt. Seit 1477 besaß Schweden in Uppsala eine Universität. Während der Großmachtzeit sind hauptsächlich zur Ausbildung von Beamten, Geistlichen, Lehrern und Ärzten drei neue Universitäten gegründet worden, und alle außerhalb der schwedischen Kernlande: die erste 1632 in Dorpat (estn. Tartu) – ihr Wirken wurde allerdings nach 24 Jahren für längere Zeit unterbrochen –, die nächste 1640 in Åbo (finn. Turku) und schließlich die dritte im ehemals dänischen Lund (1666). Zu Schweden gehörte durch den Erwerb Vorpommerns auch eine alte deutsche Universität, Greifswald, die sogar älter war als Uppsala. Alle diese Universitäten bestehen noch heute und pflegen Kontakte untereinander.



Das heutige Universitätsgebäude in Uppsala.

Daß Schweden im 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts vor allem ein Militärstaat war, ist aus dem heutigen Bewußtsein verschwunden, geblieben sind Reminiszensen an kulturelle und wirtschaftliche Gemeinsamkeiten des Vielvölkerstaates. Ein schwedischer Historiker, Göran Behre, hat darauf hingewiesen, daß Schweden damals – das gilt vielleicht nicht so sehr als Novum für die baltischen Gebiete – gewissermaßen zum ersten Mal in einen europäischen Zusammenhang integriert worden sei. ■

Benutzte Literatur:

Ambrius, Jonny: Skånes historia i årtal från 550 till 1720, Malmö 1995.
Backhaus, Helmut: Reichsterritorium und schwedische Provinz, Vorpommern unter Karls XI. Vormündern (1660–1672), Göteborg 1969.
Barudio, Günter: Gustav Adolf – der Große. Eine politische Biographie, Frankfurt/M. 1982.
Behre, Göran; Larsson, Lars-Olaf; Österberg, Eva: Sveriges historia 1521–1809, Stockholm 1992.
Braudel, Fernand: Sozialgeschichte des 15.–18. Jahrhunderts. Aufbruch zur Weltwirtschaft, Darmstadt 1990.
Deutsche Geschichte im Osten Europas. Baltische Länder, hrsg. von Gert von Pistohlkors, Berlin 1994.
Kirby, David: Northern Europe in the Early Modern Period. The Baltic World 1492–1772, London 1990.
Klinge, Matti: Die Ostseewelt, Keuruu 1995.
Lindqvist, Herman: Historien om Sverige. Storhet och fall, Värnamo 1995.
Oakley, Stewart P.: War and Peace in the Baltic 1560–1790, London 1992.
Pauli, Ulf: Det svenska Tyskland: Sveriges tyska besittningar 1648–1815, Stockholm 1989.
Saarinen, Hannes: Bürgerstadt und absoluter Kriegsherr. Danzig und Karl XII. im Nordischen Krieg, Helsinki 1996.
Sandström, Åke: Mellan Torneå och Amsterdam: en undersökning av Stockholms roll som förmedlare av varor i regionaloch utrikeshandel 1600–1650, Borås 1990.
Die schwedischen Ostseeprovinzen Estland und Livland im 16.–18. Jh., (Acta Universitatis Stockholmiensis, Studia Baltica Stockholmiensia 11), hrsg. von Aleksander Loit, Helmut Piirimäe, Stockholm 1993.
Voltaire, Geschichte Karls XII. Königs von Schweden, München o. J.

II
Migration

Georg Luther

Beibehalten und Aufgeben des Deutschtums in Familien im östlichen Ostseeraum

Ich bin nicht Historiker von Beruf, habe aber seit meiner Jugend Familienforschung betrieben. Dabei ist mein Blick u. a. auf Wanderungen deutscher Familien im Ostseeraum gerichtet gewesen, da meine eigene Familie an diesen teilgenommen hat. Seit langer Zeit studiere ich andere Themen mehr als diese eigene Familie, aber als Beiprodukte haben sich allmählich Beobachtungen über die deutsche Migration angehäuft. Dabei stelle ich die Frage: Wo haben diese Familien ihr Deutschtum durch Generationen beibehalten, und wo und wann haben sie Sprache und Kultur gewechselt?

Fast 40 Jahre habe ich als Statistiker gearbeitet, versuche aber nicht, diese Frage numerisch oder systematisch zu behandeln. Mein aus finnländischer „Froschperspektive" recht willkürlich gespeichertes Material entspricht nicht den Bedingungen wissenschaftlicher Repräsentativität. Doch glaube ich, in verschiedenen Teilen des östlichen Ostseeraums klare Unterschiede wahrnehmen zu können.

Die erhaltenen urkundlichen Quellen aus dem Mittelalter sind in Finnland knapp. Von 1540 an sind Rechenschaften der Lokalbehörden erhalten, aus früherer Zeit aber kein systematisches Material. Deutsche Namen treten jedoch früh auf. In Ost-Finnland sind Familiennamen schon im 16. Jahrhundert häufig. Finnische Namen wie Hartikka, Lyytikäinen und Reinikka weisen auf Stammväter hin, die Harteke, Lütke und Reineke hießen und offenbar Niederdeutsche waren.[1] Mehrere Namen in Finnland ansässiger adliger Gutsbesitzer des Mittelalters deuten eine deutsche Abstammung an, z. B. der Vorname Hartwich und die Familiennamen von Arsten, Hamborg, Hornhus, Skarpenberg, Stoltefot.[2] Die Entwicklung der Städte im Ostseeraum wurde von Deutschen geleitet und dominiert. Der erste in erhaltenen Quellen genannte Bürger

einer Stadt in Finnland wohnte 1316 in Åbo. Er hieß Hartmann und war offenbar ein Deutscher.[3]

Über Nachkommen dieser Deutschen im mittelalterlichen Finnland ist wenig bekannt, und in Finnland haben sie sich kaum als Deutsche erhalten. In derselben Zeit hingegen wanderten in die baltischen Länder deutsche Adlige, Priester und Bürger ein, die dort eine dauerhafte deutsche Kultur heimisch machten. Ihre Nachkommen verblieben über Jahrhunderte deutsch.

Im 15. und 16. Jahrhundert versuchte Schweden wiederholt, seine Abhängigkeit von der Hanse abzuschwächen und auch den Rußlandhandel von Reval und Narva nach Wiborg herüberzulenken. Das behinderte offenbar nicht die Verbindungen zwischen dem Süd- und Nordufer des finnischen Meerbusens. Revalenser waren mit Bürgern von Åbo und Wiborg verwandt, und zwischen dem Kloster Padis in Estland und dessen umfassenden Gütern an der Südküste Finnlands bestanden rege Verbindungen.

Estland stellte sich 1561 unter schwedische Herrschaft. In den folgenden Jahrzehnten wuchs die Bedeutung Schwedens, das von 1621 an auch Livland beherrschte. Im 17. Jahrhundert war Schweden eine Großmacht. Aus allen protestantischen Gegenden Europas entwickelte sich eine anwachsende Wanderungsbewegung nach Schweden, besonders aus den deutschen Ländern. Hauptelemente dieser Migration waren Offiziere, Kaufleute und Handwerker, aber auch Sondergruppen wie Feldscher, Apotheker und Glaswerksarbeiter nahmen daran teil. Ein Einwanderer war offenbar der General-Reichsschultz Bernhard Stein von Steinhausen, der im zweiten Viertel des 17. Jahrhunderts das Postwesen in Finnland organisierte und Güter in Ingermanland erhielt.[4]

In das Baltikum setzte sich im 17. Jahrhundert die Einwanderung deutscher Kaufleute, Handwerker und Pastoren fort. Nach dem Ende der Ordenszeit scheint die Einwanderung deutscher Adliger nach Est- und Livland abgenommen zu haben. Der Zufluß zum baltischen Adel bestand zum großen Teil aus Beamten und Offizieren, die im schwedischen Dienst vom König geadelt worden waren. Effektive Organisation der Verwaltung ist als Hauptgrund des Aufstiegs Schwedens zur Großmacht bezeichnet worden.[5] Die Krone fand tüchtige Beamte und Finanzierer der Militärwirtschaft und wußte gute Leistungen mit Adelserhebung zu belohnen. Oft

wurden dabei Belehnungen in den östlichen Gegenden des Reiches hinzugefügt.

Viele geadelte Beamte und Finanziers stammten aus der baltischen Bürgerschaft. Bogislaus Rosen war Revaler Bürger, und aus Reval stammten auch die Lantingshausen, Mohrenschildt, Rosenkampff, Staal und Straelborn. Aus Riga kamen die Freiherren Cronstierna, die Löwenstern und die Ramm. Die Familie Fock stammte aus Narva, die Weymarn aus Arensburg.

Auch aus Schweden und Finnland zogen neu geadelte Familien ins Baltikum, wo sie Güter erhielten. Ein starkes schwedisches Element floß in die Geistlichkeit des Baltikums ein, besonders durch die Universität in Dorpat, deren Studenten etwa zur Hälfte aus Schweden und Finnland kamen. Eine schwedische Kultur faßte im 17. Jahrhundert allmählich im Baltikum Fuß, aber die deutsche Sprache und Kultur behielten ihre dominierende Stellung.

Die Binnenwanderung im schwedischen Reich verlief allerdings auch in anderer Richtung. Unter den Offizieren der siegreichen schwedischen Armee hielt der baltische Adel eine sehr bedeutende Stellung. Im Friedensjahre 1653 stellte Finnland 13 Regimenter auf. Von den Obersten dieser 13 Regimenter waren 6 Balten, also beinahe die Hälfte.[6] Sehr viele baltische Adlige wanderten nach Schweden und Finnland und gründeten die dortigen Zweige ihrer Familien.

Auch Bürgersöhne aus dem Baltikum zogen nach Finnland. Zwei Brüder Boismann aus Reval und Hans Schmedemann aus Riga siedelten nach Wiborg über und waren schließlich dort Bürgermeister. Aus Reval zogen Söhne der Familien Hoeppener, Holten, Kniper und Rahling nach Borgå und Träger der Namen Lohmann, von Renteln und Reiher nach Helsingfors.[7]

Andere Bürger zogen, wie ich schon erwähnte, aus Deutschland nach Finnland. Die männlichen Nachkommen dieser deutschen Bürger wählten oft einen anderen Beruf: sie wurden Beamte, Pastoren, Offiziere. Schon im 17. Jahrhundert waren sie offenbar oft eher schwedisch als deutsch. Bernd Pieper aus Lübeck kam um 1615 nach Wiborg, wo er Kaufmann wurde. Drei Söhne wurden Beamte und ein Enkel schwedischer Reichsrat und Graf. Er war nicht mehr deutsch, sondern schwedisch, und seine Nachkommen, die Grafen Piper, leben noch in Schweden.[8] Aus den baltischen

Ländern kam Hans Plagmann nach Åbo, wo er 1679 als Ratsherr starb. Sein Sohn trat in den Beamtendienst und wurde 1687 mit dem Namen Ehrnrooth geadelt. Seine Nachkommen sind im Staats- und Geschäftsleben Finnlands hervorgetreten.[9] Der Schneider Christopher Enckell aus Altranstädt kam um 1620 nach Åbo. Sein Sohn wurde königlicher Vogt und Stammvater einer früh schwedisierten Familie, die später Finnland einen Außenminister und mehrere bedeutende Künstler gegeben hat.[10] Christofer Bohnsdorf, wahrscheinlich aus Lüneburg, wurde um 1640 Goldschmied in Uleåborg. Sein Enkel wurde Pastor, sprach kaum mehr Deutsch, und wurde Stammvater einer Gelehrtenfamilie mit mehr als 20 Professoren.[11]

Viele Deutsche mit verschiedenen Berufen wanderten im 17. Jahrhundert in Finnland ein, und in vielen Privathäusern wurde offenbar hauptsächlich Deutsch gesprochen. Die Administration war aber schwedisch, ebenso die Schulen. Eine deutsche Kultur vermochte nicht in ähnlicher Weise heranzuwachsen, wie die schwedische in Est- und Livland. Wiborg war eine Ausnahme. Auch dort waren die Verwaltung, das Konsistorium und die Schulen schwedisch, aber daneben erhielten die deutschen Familien eine deutsche Gemeinkultur aufrecht und besoldeten deutsche Hauslehrer und Schulmeister.[12]

Südlich des halbdeutschen Wiborgs und östlich des deutschdominierten Estlands lag Ingermanland, seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts zu Schweden gehörig. Die Urbevölkerung war orthodox und sprach teils Finnisch, teils Russisch. Zu jener Zeit wurden Andersgläubige nicht duldsam ertragen. Viele orthodoxe Bauern verließen ihre Heimat und zogen nach Rußland. Die russische Stadt Ivangorod hatte noch 1640 eine viel größere Bevölkerung als ihre deutsche Zwillingsstadt Narva,[13] aber Narva verlangte und erhielt Privilegien, die Ivangorod und seinen russischen Bürgern den Handel entzog. Die russische Stadt siechte dahin.

Die schwedische Regierung wünschte der neuen Grenzprovinz eine zuverlässige lutherische Bevölkerung zu geben. Im Jahre 1622 erließ König Gustav Adolf eine „Ingermanländische Kapitulation", wo er deutschen Einwanderern in Ingermanland beträchtliche Privilegien anbot, wenn sie ihre dortigen Güter mit deutschen Bauern lutherischen Glaubens versahen.[14]

Der Versuch, Ingermanland eine deutsche Bauernbevölkerung zu geben, mißlang völlig; anstatt ihrer wanderten lutherische Bauern aus Ost-Finnland ein. Gutsbesitzer waren aber nicht schwer zu finden. Bald nach der Bekanntmachung der Ingermanländischen Kapitulation kamen Angehörige der Familien Bleeken, Konow, Rohr, Spandekow, Tarmow und Werdenhoff nach Ingermanland, ebenso viele Adlige und Bürger aus den baltischen Ländern und – natürlich – auch aus Finnland und Schweden. In den folgenden langen Kriegszeiten wurden viele Güter in Ingermanland an Offiziere, Beamte und Finanzierer verliehen. Viele Gutsbesitzer wohnten zwar nie in Ingermanland, aber dort entstand eine deutsche und schwedische Doppelkultur. Die Verwaltung war schwedisch, aber die ansässigen Besitzer und Verwalter der Güter oft deutsch. Die Kaufmannschaft Narvas war völlig deutsch, diejenige von Nyen zum großen Teil. In beiden Städten wirkten eine schwedische und eine deutsche Gemeinde mit eigenen Pastoren und auch eine schwedische und eine deutsche Schule.

Am Anfang des 18. Jahrhunderts eroberte Rußland Ingerman-, Est- und Livland und die Gegend von Wiborg, besetzte auch zeitweilig das übrige Finnland. Der Krieg verursachte eine umfangreiche Flucht nach Schweden aus allen diesen Gebieten, und viele Flüchtlinge kehrten nie in ihre frühere Heimat zurück. Ingermanland scheint mir – wenn man so sagen darf – eine Bevölkerungspumpe gewesen zu sein. Als die orthodoxe Urbevölkerung auswanderte, entstand ein Vakuum, das Wanderer aus deutschen und baltischen Ländern, Finnland und Schweden ansaugte. Im Jahre 1700 setzte aber ein Druck ein, der diese Bevölkerung nach Finnland und Schweden herauspreßte. Von den Einwanderern der schwedischen Zeit waren nach der Kriegszeit nur die finnischen Bauern, die Bürger von Narva und ein halbes Dutzend schwedisch-finnischer Pastoren übrig. „Fortgepumpt" aus Ingermanland wurden die Familien Hueck und Luhr, die aus Reval nach Nyen übergesiedelt waren und von dort erst nach Helsingfors und dann weiter nach Stockholm flohen. Die Familie Soldan war aus Pernau gekommen, sie lebt heute in Finnland und Schweden weiter, teils mit ihrem ursprünglichen Namen, teils mit dem Namen Ridderstad geadelt.[15] Ich kann auch die von Konow nennen, deren Gut Ussaditz die Inseln umfaßte, wo heute das Zentrum St. Petersburgs steht. Auch

diese Familie floh nach Finnland und Schweden; sie lebt noch in beiden Ländern, erhielt aber nie eine Entschädigung für das verlorene Gut.[16]

Heinrich Frisius aus Rostock wurde um 1660 deutscher Pastor in Nyen. Sein Sohn Johann Heinrich Frisius sammelte als Kaufmann ein beträchtliches Vermögen an, bevor er 1702 Nyen verlassen mußte und Kriegskommissar wurde. Vor etwa 15 Jahren betrieb Professor Schaskolski aus dem damaligen Leningrad Forschungen im Reichsarchiv Finnlands. Er sagte mir, daß Nyen nicht ein so winziges Städtlein gewesen sein kann, wie die russische historische Literatur berichtet, da der dortige Kaufmann Frisius allein die Versorgung der schwedischen Armee in Finnland durch mehrere Jahre zu finanzieren vermochte. Frisius wurde schließlich Freiherr Frisenheim und spielte im Aufbau Ostfinnlands nach dem Kriege eine Hauptrolle.[17]

Auch aus den baltischen Ländern und Finnland zogen zahlreiche Flüchtlinge nach Schweden. Ich nenne den Pastor Wilhelm Wargentin aus einer deutschen Kaufmannsfamilie in Åbo. Er kehrte nicht nach Finnland zurück, und sein Sohn Pehr Wargentin gewann internationalen Ruhm als Sekretär der schwedischen Wissenschaftsakademie und Schöpfer der ersten Bevölkerungsstatistik der Welt in Schweden und Finnland. Der Stammvater der Familie Arckenholtz wanderte 1624 nach Åbo ein, wahrscheinlich aus Goslar. Er und sein Sohn waren dort Kürschner, aber ein Enkel wurde Postbeamter in Riga. In der Kriegszeit floh seine Familie nach Stockholm. Ein Sohn trat in den Militärdienst ein, verließ später Schweden und reiste nach Deutschland. Er wurde schließlich Major im Dienst der Stadt Danzig und Vater von Johann Wilhelm Archenholtz, dem Verfasser der Geschichte des siebenjährigen Krieges. Aus der Nähe von Hamburg siedelten seine Witwe und drei Kinder um 1814 nach Finnland über, kehrten also in das Land zurück, aus dem der Urgroßvater dieser Kinder etwa im Jahre 1700 nach Riga zog.[18]

Es ist faszinierend, die Wanderungen kreuz und quer um die Ostsee herum zu verfolgen, aber ich kehre zu der Nationalitätsfrage zurück. Als Est- und Livland erobert wurden, bestätigte der russische Kaiser die Privilegien und Rechte der Deutschen und die Stellung der deutschen Sprache im Lande. Die allmählich ange-

wachsene schwedische Oberschicht im Baltikum verlor ihre Stellung und wurde verdeutscht. Ich erwähne Adelsfamilien wie Baggehufwud, Igelström und Pistohlkors und Pastorenfamilien wie Hasselblatt aus Schweden und Arwelius und Simolin aus Finnland. Schwedisch blieb nur eine Bauern- und Fischerbevölkerung im Küstengebiet Estlands und auf den Inseln.

In entsprechender Weise wurden die deutschen Familien in Schweden und Finnland bald schwedisch. In Stockholm bestand eine deutsche Gemeinde, aber ich habe den Eindruck, daß ihre Mitglieder nicht durch viele Generationen ihr Deutschtum behielten. Die berühmte Autorin Madame de Staël trug einen baltischen Namen, aber ihr Gatte, Freiherr Erik Magnus Staël von Holstein, war Schwede und in kultureller Hinsicht eher französisch als deutsch. In Finnland lebten und leben noch viele Zweige baltischer Adelsfamilien weiter, z. B. Bruemmer, Essen, Knorring, Lode, Rehbinder, Schulmann, Stackelberg, Taube und Wrede. Seit langer Zeit ist ihre Hauptsprache nicht mehr Deutsch, sondern Schwedisch oder, in späten Generationen, oft Finnisch. Ebenso wurden die Deutschen aus Ingermanland und die vielen deutschen Bürgerfamilien in Schweden-Finnland recht bald völlig schwedisch.

Auch im 18. und 19. Jahrhundert wanderten Deutsche nach Finnland und Schweden ein, und auch sie wurden in wenigen Generationen schwedisiert. Georg Christian Luther, in Breslau geboren, kam 1742 nach Reval, wo seine Familie weiter lebte und deutsch blieb, bis sie 1939 „heim ins Reich" übersiedeln mußte. Sein Urenkel, mein Großvater, wohnte seit 1860 in Helsingfors. Mein Vater sprach mit seinen Geschwistern in Finnland immer Deutsch, aber meine Kindheits- und Schulsprache ist Schwedisch. Erst als Dreizehnjähriger fing ich an, Deutsch zu lernen. Heute spreche ich es ohne Mühe und Hemmungen, aber nicht ohne Fehler. Ich bin offenbar keine Ausnahme. Die Familien Bengelsdorff, Doepel, Fazer, Mickwitz, Pacius, Paersch, Paul, Paulig, Staudinger und Stockmann kamen auch im vorigen Jahrhundert nach Finnland. Keine von ihnen ist heute deutsch, alle sind hauptsächlich schwedisch, viele zum Teil finnisch. Es gibt auch Familien deutschen Ursprungs in Finnland, die schon seit dem vorigen Jahrhundert ganz finnisch sind, z. B. die Ebeling, deren Stammvater Arzt war und am Ende des 18. Jahrhunderts aus Deutschland nach

Vasa übersiedelte. Völlig finnisch und im finnischen Kulturleben hervorgetreten ist die Familie Krohn aus Pommern, die im vorigen Jahrhundert aus St. Petersburg nach Finnland kam.

Im Baltikum verschmolzen die deutschen Einwanderer seit dem 18. Jahrhundert mit dem dort dominierenden deutschen Kulturkreis, in Finnland wurden sie schwedisch, seit etwa 100 Jahren manchmal finnisch. Zwischen den beiden lag immer noch Ingermanland, wo die dominierende Kultur russisch war, und einen ähnlichen Status im russischen Reich hatte zwischen 1710 und 1812 auch die Gegend von Wiborg.

Die neue Hauptstadt St. Petersburg erneuerte die Sogkraft der „ingermanländischen Pumpe". Fachleute vieler Arten waren zum Aufbau der Stadt und des neuen russischen Reichs nötig: Offiziere und Ingenieure, Juristen und Beamte, Kaufleute und Handwerker, Wissenschaftler und Künstler. Um sie vom Westen heranzulocken, versprach Zar Peter Glaubensfreiheit. Er und seine Nachfolger unterstützten aktiv das Bauen evangelischer – und wahrscheinlich auch katholischer – Kirchen. Die Kirchspiele und Gemeinden wurden Zentren nationaler Kulturen, die mit eigener Sprache und eigenen Institutionen neben der russischen Hauptkultur durch Generationen weiter leben konnten.

Unter den evangelischen Nebenkulturen war die schwedisch-finnische anfangs die größte, aber schon vor 1730 übernahmen die Deutschen die Leitung, teils wegen ihrer schnell anwachsenden Anzahl, aber hauptsächlich wegen einflußreicher Mitglieder, z. B. des Generalfeldmarschalls Münnich unter der Kaiserin Anna. Die deutschen Gemeinden in St. Petersburg wuchsen an, und unter Kaiserin Katharina II. wanderten deutsche Bauern in Ingermanland ein und schufen dort eigene Kirchspiele, Neu-Saratowka und Strelna. Der Marinehafen Kronstadt hatte eine lutherische Kirche, von 1860 an zwei, und kleine deutsche Gemeinden bestanden auch in Zarskoje Selo, Gatschina, Oranienbaum und Peterhof.

Über die deutschen Familien in St. Petersburg und Ingermanland kann ich nichts Eigenes berichten und weise auf die zahlreichen Arbeiten Professor Erik Amburgers hin. Er ist ja einer der vielen Petersburger, die nach der sowjetischen Machtübernahme von der „ingermanländischen Pumpe" nach West-Europa befördert wurden. Aus einem fernen Teil Rußlands kam auch die Familie Max

Aue nach Finnland. Die sprachliche Entwicklung der nach dem Ersten Weltkrieg nach Finnland eingewanderten deutschen Familien vermag ich aber nicht zu analysieren.

Nördlich von St. Petersburg lag Wiborg, seit 1710 unter russischer Herrschaft. Nach dem großen nordischen Kriege wurden dort – wenngleich weniger gesichert als in den baltischen Ländern – die früheren Gesetze und Lokalbehörden beibehalten. Wiborg hatte also eine ähnliche Stellung wie das Baltikum, viele Ämter wurden mit Balten besetzt, und auch in St. Petersburg war vielfach die deutsche, aber fast nie die schwedische Sprache brauchbar. Im Gouvernement Wiborg wurde Deutsch die Hauptsprache; allerdings wuchs das russische Element an, und der Hauptteil der Bevölkerung verblieb finnisch, aber ohne Einfluß auf die Administration. Die schwedischen Kaufmannsfamilien der Stadt wurden deutsch, z.B. Dykander, Weckroth und Oudar. Wiborg war eine hauptsächlich deutsche Stadt, als sie 1812 wieder mit dem Großfürstentum Finnland vereint wurde, das 3 Jahre früher als autonomer Teil von Rußland entstanden war.

Ich nenne einige Beispiele Wiborger Familiengeschichten. Die oben erwähnte Familie Boismann kam im 15. Jahrhundert nach Reval, wahrscheinlich aus Lübeck. Zwei Glieder der Familie siedelten um 1600 nach Wiborg über, wo der eine durch 8 Söhne eine große Nachkommenschaft erhielt. Ein soldatischer Zweig lebt seit dem 17. Jahrhundert geadelt in Schweden und ist völlig schwedisch. Der große nordische Krieg trieb einige Zweige von Ost- nach Westfinnland. Auch ihre Nachkommen wurden schwedisch, aber einer trat im vorigen Jahrhundert in den russischen Militärdienst ein und heiratete eine Russin. Russisch war die Hauptsprache seiner Nachkommen. Jakob Boismann siedelte im 17. Jahrhundert nach Nyen über und wurde dort Ratsherr, floh aber 1702 zurück nach Wiborg. Seine dortigen Nachkommen behielten ihre deutsche Sprache.[19]

Drei Brüder Frese kamen um 1630 aus Lübeck nach Wiborg und hatten zahlreiche Kinder. Viele Söhne und Enkel besuchten die Universität in Åbo und wurden Beamte, andere stiegen im Militär auf. Sie wurden schwedisch; Jakob Frese war Kanzleischreiber in Stockholm und der bedeutendste Dichter in schwedischer Sprache zur Zeit des großen nordischen Krieges. Ein anderer Frese war Vogtschreiber nahe an der Ostgrenze Finnlands, wurde aber während desselben Krieges

ruiniert. Seine Nachkommen waren im 18. Jahrhundert finnische Bauern in Ost-Finnland. Der letzte Frese in Wiborg siedelte nach 1720 nach Reval über und gründete dort eine große deutsch-baltische Familie, die noch in Deutschland weiterlebt.[20]

Zwei Brüder Wulffert zogen um 1650 aus Herford nach Reval und ein dritter nach Nyen. Von dort entfloh er 1656 dem russischen Angriff, kehrte aber zurück und seine Kinder mußten 1702 wieder flüchten. Im 18. Jahrhundert wohnten Wulfferts in Reval, Narva, Wiborg und Fredrikshamn, vielleicht auch anderswo, aber alle mir bekannten Zweige der Familie siedelten im vorigen Jahrhundert nach Rußland über und sind wahrscheinlich dort russisch geworden.[21]

Die Wulfferts und der genannte Boismann-Zweig waren durchaus nicht die einzigen Deutschen, die russisch wurden. Viele Balten, Petersburger und Wiborger Deutsche und – im 19. Jahrhundert – auch andere Finnländer traten in russischen Dienst und heirateten Russinnen, wobei sie, oder spätestens ihre Kinder, orthodox und russisch wurden. Andere blieben aber deutsch, sogar in fernen Gegenden des russischen Reiches.

Das Muster der sprachlichen und kulturellen Entwicklung der deutschen Familien im Ostseeraum scheint mir regelmäßig. Im Baltikum dominierte die deutsche Sprache und Kultur ohne starke Bestrebungen, die Mehrheitsbevölkerung der Esten und Letten kulturell zu fördern. Das zu Schweden gehörige Finnland war von schwedischer Kultur dominiert. Eingewanderte deutsche Familien wurden in wenigen Generationen schwedisch. Sozialer Aufstieg der Finnen war möglich und häufig, sie wurden aber dabei schwedisch. Ansonsten wurde die finnische Mehrheitsbevölkerung nicht sprachlich und kulturell gefördert.

Im russischen Reich dominierte die russische Sprache und Kultur, und zwar ohne starke Bestrebung, den russischen Bauernstand zu fördern. Aber unter den autokratischen Zaren Rußlands konnten anderssprachige Nebenkulturen durch zwei Jahrhunderte weiter leben und blühen. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts setzte allerdings eine starke Russifizierungswelle ein, erst im eigentlichen Rußland und Baltikum und etwas später in Finnland. Die Anzahl dadurch russifizierter Deutscher ist aber, wie ich glaube, klein – die Russifizierung regte zum Widerstand an.

ÜBER DIE WICHTIGKEIT

DER DEUTSCHEN SPRACHE

FÜR GRÜNDLICHE BILDUNG,

INSBESONDRE IN FINNLAND.

BEI GELEGENHEIT

DES

ÖFFENTLICHEN EXAMENS

AM GYMNASIUM ZU WIBURG.

1813.

VON

LUDWIG PURGOLD,

OBERLEHRER AM GYMNASIUM ZU WIBURG.

IM ANHANGE

NACHRICHTEN VON DEM FORTGANG DER ÖFFENDLICHEN LEHRANSTALTEN IN DEN STÄDTEN DIESES GOUVERNEMENTS VOM 1 JUNI 1812 BIS ZUM 1 JUNI 1813.

VON

DR. ERICH GABRIEL MELARTIN

PROF. DER THEOL. BEI DER KAYS. UNIV. ZU ÅBO U. Z. DIENSTVERRICHTENDER GOUV. SCHUL-DIRECTOR

ST. PETERSBURG.

GEDRUCKT BEI F. DREECHSLER.

1813.

Titelseite des letzten in deutscher Sprache erschienenen Schulprogramms des Wiborger Gymnasiums (Universitätsbibliothek Helsinki, Sammelband „Schulprogrammen [!] zu Wiborg", Signatur: Rv Kasvatus, Nr. 10). Die Schrift markiert Höhepunkt und beginnenden Rückgang der deutschen Kulturorientierung Wiborgs. Ohne nationalistische Untertöne wirbt der Autor für das Deutsche als Gemeinsprache der nicht-slawischen Völker des russischen Kaiserreichs.

Die russische Duldsamkeit gegen Anderssprachige und Andersgläubige ermöglichte das Weiterleben und die Entwicklung des Deutschtums in St. Petersburg und Wiborg. Die Sonderverhältnisse in Wiborg wurden mir durch ein Erlebnis illustriert. In einer deutschen Zeitschrift fand ich vor zehn Jahren einen Aufsatz über die Familie Se(e)semann und darin u. a. einen Bericht vom Ursprung der Wiborger Familie Sesemann. Als früherer vieljähriger Schriftleiter unserer genealogischen Zeitschrift wollte ich darüber berichten und besuchte zwei alte Damen Sesemann, die 1940 Wiborg verlassen mußten, als es sowjetisch wurde. Als ich durch ihre Tür hineinkam, grüßten sie mich mit den Worten „Ach, mit Ihnen können wir doch Deutsch sprechen." Ihr Stammvater Hans David Sesemann war 1664 nach Wiborg eingewandert und seine Nachkommen lebten in Wiborg unter schwedischer, russischer und schließlich finnischer Herrschaft bis 1940, als sie fortziehen mußten. 320 Jahre nach der Einwanderung ihres Stammvaters waren diese 80jährigen Damen noch im Herzen deutsch. ■

Anmerkungen:

1 Suomalainen nimikirja (Suomen kielen sanakirjat 6), Keuruu 1984, S. 295, 492, 669.
2 Eric Anthoni, Finlands medeltida frälse och 1500-talsadel, Helsingfors 1970, S. 120–123, 206.
3 Åbo domkyrkas svartbok, utgifven af Finlands Statsarkiv genom Reinh. Hausen, Helsingfors 1890, S. 15.
4 Bertel v. Bonsdorff, Henric Steinhausen och Bernhard Stein von Steinhausen, o. O. 1988 (Offsetdruck), S. 15–20.
5 Michael Roberts, The Swedish Imperial Experience 1560–1718, Cambridge 1979, S. 56–60.
6 Hannes Aejmelaeus, Namnlistor över vid finska regementen år 1653 tjänande över- och underbefäl, Genealogiska Samfundets i Finland Årsskrift 8 (1924), S. 167–211.
7 Georg Luther, Borgmästaren Reinhold Boisman och hans söner, Genealokiska Samfundets i Finland Årsskrift 38 (1965), S. 221–236; Gustaf Elgenstierna, Svenska adelns ättartavlor VII, Stockholm 1932, S. 26; Olav Panelius, Gårdar och gårdsägare i Borgå, Helsingfors 1983, S. 19; Erik Ehrström, Helsingfors stads historia, Helsingfors 1890, S. 77, 138, 143.
8 Gustaf Elgenstierna, Svenska adelns ättartavlor V, Stockholm 1930, S. 712–724.
9 Tor Carpelan, Ättartavlor för de på Finlands riddarhus inskrivna ätterna I, Helsingfors 1954, S. 273–290.
10 Släktbok, ny följd III: 2–3; Ekenäs 1989, Sp. 177–356.
11 Axel von Bonsdorff, Släkten Bonsdorff – von Bonsdorff jämte ättlingar, Helsingfors 1941.

[12] J. W. Ruuth, Viborgs stads historia I, Helsingfors 1906, S. 309–311, 425, 426.
[13] Torsten G. Aminoff, Borgerskapet i Narva och Nyen 1640, Genealogiska Samfundets in Finland Årsskrift 41 (1979), S. 128.
[14] O. A. Forsström, Kuvaus Inkerinmaan oloista Ruotsinvallan aikana I, Sortavala 1890, S. 59–66.
[15] Pontus Möller & Georg Luther, „Dhe Nyensche" hemma och i Stockholm, Genos 1981, S. 81–101; Georg Luther, Hur hänger Soldanerna samman?, Genos 1972, S. 29–41; Gustaf Elgenstierna, Svenska adelns ättartavlor VI, Stockholm 1931, S. 348–355.
[16] Tor Carpelan, Ättartavlor (wie Anm. 9) II, Helsingfors 1958, S. 626–635.
[17] Svenskt biografiskt lexikon, Bd. 16, Stockholm 1964–66, S. 572–575.
[18] Tor Carpelan, Åbo i genealogiskt hänseende, Helsingfors 1890, S. 117–124; Yrjö Blomstedt, Pääkonsuli, vapaaherra Agathon von Archenholtz (1791–1854) eli erään turkulaissuvun harharetket, Genos 1960, S. 33–43.
[19] Georg Luther, Borgmästaren Reinhold Boisman (wie Anm. 7); Materialien einer Stammtafel Boisman im Besitz des Verfassers.
[20] Materialien einer Stammtafel Frese im Besitz des Verfassers.
[21] Torsten G. Aminoff, Släkten Wulfferts ursprung och förgreningar, Gentes Finlandiae 5, 1981, S. 105–116.

Michail Katin-Jarcev

Deutschbaltischer Adel in Rußland

Die erste Einwanderung im Zusammenhang mit dem Livländischen Krieg und den großen Wirren

In meiner geplanten Doktorarbeit an der Moskauer Universität soll die Rolle untersucht werden, die der deutschbaltische Adel im russischen Zarenreich in seinen sozialen und ständischen Strukturen, seinem kulturellen Leben und seiner Innenpolitik in der Zeit vom 18. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts gespielt hat.

Innerhalb der deutschstämmigen Bevölkerung Rußlands stellten die deutschen Familien, die aus den baltischen Provinzen kamen, eine Führungsschicht dar. Trotzdem haben weder frühere noch heutige Historiker sie je getrennt von den anderen Deutschen in Rußland betrachtet. In dem grundlegenden Werk über die russisch-deutsche Bevölkerung „Die Deutschen im Zarenreich" (Stuttgart 1986, S. 11–13) stellt die Autorin Ingeborg Fleischhauer sinngemäß folgende Frage: Können Träger deutscher Namen, die bereits in der dritten Generation in Rußland und unter russischem kulturellen Einfluß stehen, immer noch als Deutsche bezeichnet werden? In bezug auf die baltischen Familien, die zu einem prinzipiell übernationalen Stand, dem Adel, gehörten, und damit für kulturelle Einflüsse besonders offen waren, stellt sich diese Frage in besonderem Maße. In meiner Arbeit soll versucht werden, eine Antwort darauf zu geben.

Vor der Erfüllung der vor mir stehenden Aufgabe bin ich auf die Notwendigkeit gestoßen, eine umfangreiche Vorbereitungsarbeit durchzuführen. Um mit Sicherheit Schlußfolgerungen über die Größe und die materielle Lage dieser ständisch-nationalen Gruppe ziehen zu können, sollte man verschiedene charakteristische Quellen durcharbeiten, Schicksale und Laufbahnen von vielen Personen in Betracht ziehen. Dazu habe ich die Hilfe der Genealogie in Anspruch genommen. Diese spezielle historische Disziplin behandelt

meines Erachtens nicht bloß Verwandtschaftsbeziehungen, sondern auch die Biographien von Menschen, die keine hohen Führungspositionen innehatten. Das ist sozusagen Geschichte auf elementarem Niveau.

Die Genealogie als Methode allgemeinhistorischer Forschung, deren Anwendung einige interessante Schlußfolgerungen ziehen läßt, hat in diesem Fall äußerst günstigste Bedingungen. Dank der gewissenhaften Arbeit der Fachkräfte, die in den 30er Jahren das Nachschlagewerk „Genealogisches Handbuch der Baltischen Ritterschaften" erscheinen ließen, sind die Geburts- und Todesdaten, die Namen der Ehegatten und Güter, die militärischen und zivilen Ränge von einigen Tausenden baltischer Adliger in der für uns interessanten Periode bekannt.

Ein Beispiel dafür ist das erste Erscheinen baltischer Adliger in Rußland. Damals im 16. Jahrhundert spielte Rußland nach einer langen Pause wieder die Rolle einer großen Weltmacht. Nachdem die Großfürsten von Moskau alle ursprünglichen russischen Fürstentümer unter ihrem Zepter vereinigt hatten, verlagerte sich ihre Eroberungslust weiter nach Westen und nach Osten. Unter einem günstigen diplomatischen Vorwand begann Iwan der Schreckliche 1558 den Krieg gegen Livland. Es kostete ihn nicht viel Mühe, die schon schwankenden Staaten – den Livländischen Orden und das Erzstift Riga – zu zerschmettern, und auf diese Weise wurden bedeutende Territorien an Rußland angeschlossen, deren Einwohner kein Russisch sprachen und einen anderen Glauben hatten.

Nun stand der Zar vor der Frage, wie man solche Länder regieren solle, wenn man sich der Treue der neuen Untertanen nicht sicher ist. Die weite Fläche Rußlands schien eine Antwort auf diese Frage zu geben: Deportation. Schon sein Großvater, Großfürst Iwan III., hatte nach der Einnahme des unbeugsamen Nowgorod eine große Anzahl der Einwohner nach Kostroma und Perejaslawl sowie an die Grenze zur Goldenen Horde umsiedeln lassen. Nun sollten auch die Livländer große Wanderungen durchmachen.

Ganz am Anfang des Krieges wurden die befestigten Städte Dorpat, Neuhausen und Narva eingenommen. Russische Jägertruppen drangen bis nach Estland und Kurland ein und erreichten die Vorstädte von Riga. Die Einwohner der von Russen besetzten Städte schwuren dem neuen Landesherrn Treue. Die schon früher von ih-

nen errungenen Freiheiten wurden bestätigt. Aber nach der Flucht des Fürsten Kurbski 1564 erreichte die Welle der Repressionen, die ganz Rußland überflutet hatte, auch die Livländer. Iwan der Schreckliche verletzte die Kapitulationsbedingungen und setzte die Bevölkerung von Dorpat, Fellin und Narva in vier Städte um, die alle weit von der Grenze gelegen waren: Kostroma, Wladimir, Uglitsch und Kaschin.[1]

Schon eine Weile zuvor hatten das gleiche Schicksal auch ehemalige Ordensbrüder und ihre Vasallen 1560 nach der Niederlage in der Schlacht bei Ermes erlebt. Nachdem Iwan der Schreckliche die hervorragendsten Ritter hatte hinrichten lassen, befahl er den übrigen Livländern, sich mit ihren Familien nicht weit von Moskau anzusiedeln. Nach dem Zeugnis des Engländers Jerome Horsey waren das „Adlige aus guten Familien".[2] Sie genossen die Freiheit des Glaubensbekenntnisses und des kirchlichen Dienstes. So haben z. B. die Archäologen die Grabmäler von einem Bruder des Koadjutors des Ordens, Berndt Schall von Bell (1560), und von Barbara, der Tochter eines gewißen Engelbrecht Grotthusen, eines Verwandten der künftigen Freiherren von Grotthuss (1593) sowie eines Ordenkomturs mit einem undefinierbaren Namen (1590) entdeckt.[3]

Der weitblickende Iwan hat sogar versucht, die livländischen Adligen für seine eigenen Zwecke zu benutzen. Er ließ den ehemaligen Landmeister des Ordens, Wilhelm von Fürstenberg, in die Stadt Ljubim bei Jaroslawl bringen, behandelte ihn gnädig und hielt ihn so, daß es diesem an nichts mangelte. Dann schlug er ihm vor, eine Marionettenregierung von Livland anzuführen. Fürstenberg weigerte sich, indem er sich auf den Treueschwur gegenüber dem römischen Kaiser berief.

Deutsche durften sogar in den Dienst des Zaren eintreten. Von dieser Möglichkeit haben Johann von Taube und Elert von Kruse Gebrauch gemacht, die später als Angehörige der Opritschnina und Gehilfen Herzog Magnus' von Livland bekannt geworden sind. Es gibt eben in jedem Land Abenteurer, die ihrem Eigennutz zuliebe die Interessen des Vaterlandes opfern und ihrem Schwur untreu werden.

1581 wurden deutsche Umsiedler, die den Schutz des Zarensohnes Iwan Iwanowitsch genossen hatten, unerwarteten Verfolgungen ausgesetzt. Jerome Horsey berichtet: „Johann hat in der Nacht tau-

send Strelitzen ausgeschickt, damit die letzteren diese Ausländer ausplündern. Man zog sie ganz aus, entehrte in barbarischer Weise die jungen und die alten Frauen; die jüngsten und schönsten Mädchen hat man mitgenommen zur Befriedigung seiner schändlichen Wollust. Einige von ihnen sind ins englische Haus geflüchtet, wo man sie versteckt, angekleidet und gerettet hat unter der Gefahr, die Ungnade des Zaren auf sich zu ziehen."[4]

Die Quellen schweigen über das Schicksal der Gefangenen aus Livland und ihrer Nachkommen bis zum Herrschaftsantritt von Boris Godunow. Warum sie nicht in ihre Heimat zurückgekehrt sind, ist ebenfalls nicht bekannt. Der neue Herrscher hat sie mit Landgütern begnadet und den ausländischen Kaufleuten Freizügigkeit und Handelsfreiheit in ganz Rußland gewährt.

Nun zogen wieder Livländer nach Rußland, aber diesmal freiwillig, so z. B. 35 Familien mit Detlef v. Tiesenhausen auf Erlaa an der Spitze[5], die alle im polnisch-schwedischen Konflikt ihre Güter eingebüßt hatten. Sie wurden alle von Zar Boris wohlwollend empfangen und in den Dienst aufgenommen. Kein Wunder, daß der französische Hauptmann Marjeuret im Moskauer Heer 2500 Ausländer vorgefunden hat, unter welchen die Livländer, die am engsten mit Rußland verbunden waren, eine bedeutende Rolle zu spielen begannen.

Sie zeigten rege Aktivität in den Großen Wirren. Hauptmann Walther v. Rosen verteidigte Moskau 1605 gegen die Truppen des ersten Pseudodemetrius. Die Söldner Hans von Berg und Barthold von Lamsdorff waren in den Dienst des zweiten Pseudodemetrius hinübergewechselt, wurden aber gefangengenommen und für den Hochverrat enthauptet. Eben zu dieser Zeit hatte Tönnies von Wissen dem Pseudodemetrius den ehrwürdigen Bojaren Iwan Iwanowitsch Godunow verräterisch ausgeliefert. Übrigens war ein entfernter Nachkomme von ihm der berühmte russische Dramatiker Denis Fonwisin (1744–1792), der den alten Familiennamen in russischer Schreibweise führte. Die schwedische und polnische Intervention verstärkte aber insgesamt den Fremdenhaß und so traten die Livländer in den Hintergrund, bis der Staat ihrer erneut bedurfte.

Eine Mitarbeiterin des Russischen Staatlichen Archivs der Alten Akten (RGADA, früher CGADA) in Moskau, Tatjana Laptewa, hat eine Kartei der russischen Soldaten ausländischer Herkunft zusam-

mengestellt.[6] Sie wurden im 17. Jahrhundert von der Kanzlei für auswärtige Angelegenheiten registriert. Der Bedarf an militärischen Fachkräften solcher Art stieg besonders im Zeitraum der russisch-polnischen Kriege 1632–34 und 1654–57.

Die neu eingerichteten „Regimenter der ausländischen Art" bestanden hauptsächlich aus Söldnern, die aus England und Schottland, Frankreich, dem Herzogtum Pommern, Griechenland und Polen stammten. Es war daher eine Überraschung, in diesem Umfeld Enkel und Urenkel der livländischen Ritter zu entdecken, die unter Iwan dem Schrecklichen gefangengenommen worden waren; denn nach Angaben von Horsey und Rüssow waren sie fast völlig ausgerottet worden.

Es ist uns gelungen, eine vorläufige Liste dieser Personen aufzustellen:

1. *v. Brackel, Jeremias,* Sohn des Jeremias B., Gemeiner, wurde in den Dienst (1628–1633) in Nishni-Nowgorod aufgenommen.

2. *v. Bremen, Hans,* Gemeiner, hatte ein Landgut im Bezirk Jaroslawl. Das Genealogische Handbuch kennt einen Johann Bremen (erwähnt 1541, 1556), der im Livländischen Krieg gefangengenommen wurde; er war Besitzer des Landgutes Maidel in Estland. Sein Sohn Johann heiratete in Moskau Anna v. Wrangell († 1622), Tochter des Otto W. aus dem Hause Tatters. Er hatte einen Sohn Eberhardt, der im Krieg vor 1619 gefallen war, so daß sein Schwager Johann v. Brackel († vor 1626), der aus Moskau heimgekehrt war, Maidel in Harrien erbte.[7] Vom Alter her sowie nach der Tradition der Namensgebung müßte unser Hans v. Bremen ein Sohn des o. g. jüngeren Johann v. Bremen gewesen sein. Er gehörte also schon zur dritten Generation, die in Rußland lebte. Er ist 1634 gestorben und hat eine Frau mit Kindern hinterlassen, während im Genealogischen Handbuch diese Linie als erloschen bezeichnet wird.

3. *v. Engdes.* Als Gemeine und Offiziere werden die Ausländer Hans, Jürgen und Wilhelm Enkessew erwähnt (1632–1636). Obwohl wir keine Nachrichten über die Gefangennahme der Träger dieses Namens haben, nennt das Genealogische Handbuch für die Mitte des 16. Jahrhunderts alle drei Namen.[8]

4. *v. Foelckersahm, Matthäus,* Sohn von Matthäus. Er ist in deutschen Quellen nicht angegeben: wurde in den Dienst im Bezirk Nishni-Nowgorod aufgenommen, wo es besonders viele Livländer gab.

5. *v. Gilsen.* Die Brüder *Gregor* († 1636), *Roman* († 1636) und *Jakob* († nach 1642) Fangilssin, Kinder von Johann, werden als Gemeine erwähnt; Gutsbesitzer im Bezirk Kostroma. Sie hatten folgende Nachkommen: Gregor hatte Söhne namens Nasarius und Stefan, Roman einen Sohn Archip, Jakob einen Sohn Ljubim. Alle Söhne dieser drei Brüder dienten auch in russischen „Regimentern der ausländischen Ordnung". Eventuell waren sie Nachkommen von Johann von Gilsen († vor 1586), Besitzer der Güter Pöddrang und Errinal in Wierland; sein Sohn, dessen Name unbekannt ist, wird als gefallen in der Schlacht bei Lode am 22. August 1581 genannt. Die Namen Jakob, Robert (= Roman) und Johann sind traditionelle Namen der Familie von Gilsen, die Anfang des 17. Jahrhunderts im Baltikum erloschen ist.[9]

6. *v. Mengden.* Die Familie hat eine glänzende Karriere in Rußland gemacht. Der Sohn von Ernst II. M. (erwähnt 1550–1590), dem Besitzer des livländischen Gutes Kussen, der ebenfalls den Namen Ernst (III.) trug, wurde in Rußland in *Arist* umbenannt.[10] Er wurde während eines Streifzuges 1577 gefangengenommen. Seine Söhne, Arist (IV.) und Simon, wurden mit Gütern in Kostroma belehnt. Von ihnen hatte Arist IV. einen Sohn Arist V., Simon die Söhne Andreas († vor Mai 1646) und Wladimir († um 1649). Rittmeister Andreas, Sohn von Simon, hatte die Söhne: Theodor, Andreas und Georg. Arist IV. († 1650) war Major, Arist V. hat es bis zum damals sehr hohen Offiziersgrad des Obersten gebracht und nach seinem Tode seiner Frau Maria und ihrem Sohn Alexius Land- und Stammgüter in den Bezirken Galitsch, Nishni-Nowgorod, Wladimir und Dmitrow hinterlassen (1661).

7. *v. Nieroth.* Nach deutschen genealogischen Nachschlagewerken kann man eine genaue Verbindung herstellen zwischen dem estländischen Geschlecht von Nieroth und *Johann,* Sohn des Johann, Thimothäus, Sohn des Andreas sowie *Georg,* Sohn des Lorenz Morzow, die in den Akten in deutscher Sprache mit diesem Namen unterschrieben haben (1628–1636). Sie sind Stammväter der Familie Nirotmorzew aus dem Gouvernement Rjasan geworden, die noch vor der Revolution 1917 existierte.

8. *v. Ovelacker.* Der Vorfahre des Rittmeisters Jakob Ewerlakow († um 1636) wurde in Estland gefangengenommen, wovon sein Sohn Roman (geb. um 1624) in seinem Stammbaum berichtet hat, den

er in die Moskauer Kanzlei für genealogische Angelegenheiten eingereicht hat.[11] Dieser Roman Ewerlakow und seine Brüder Wassili (geb. um 1625) und Iwan (geb. um 1633) haben nach dem Tode ihres Vaters Güter in Jaroslawl, Galitsch, Wologda und Uglitsch erhalten. Das Geschlecht Ewerlakow ist in Rußland Ende des 18. Jahrhunderts ausgestorben, wobei die Frauen aus dieser Familie Ahnen der Grafen Panin, der Familie Ismajlow und der Fürsten Golitzin geworden sind.

9. *v. Soye (Zoege).* Heinrich Staden erwähnt einen gewissen Hans Soege, Vertrauensmann des Ordensmeisters Fürstenberg, der während der Pestepidemie in Moskau 1571 gestorben ist.[12] In Perejaslawl-Saleskij und in Uglitsch waren begütert der Unterfähnrich *Andreas* und der Leutnant *Iwan* Zeew, Söhne des Roman (1629–1651).

10. *v. Tödwen. Gregor* Tödwen, 1628 in den Dienst eingetreten, 1636 Kompanie-Quartiermeister, hatte im Bezirk Wladimir ein Landgut erhalten, evtl. Verwandter der v. Wrangells und der v. Bremen.

11. *v. Treyden.* 1636 ist über Nowgorod nach Moskau der Livländer Johann von Treyden ausgereist, der bald den Grad eines Hauptmannes erreicht hat. 1642 ist außerdem der Gemeine Christoph Treyden erwähnt, der keinen Lohn bekommen hat.

12. *v. Uexküll.* Der Sohn des Besitzers des Landgutes Kasti in Wiek, *Ludwig* von Uexküll, ist 1615 in Rußland eines gewaltsamen Todes gestorben.[13] Sein Sohn Wladimir Loginow Uschkilew war Gutsbesitzer im Regierungskreis Nishni-Nowgorod. Sein Erbe war sein Sohn Theodor, der 1637 durch Tausch einige Güter bei Kostroma erworben hat.

13. *v. Wrangell. Otto* Wrangell aus dem Hause Tatters in Wierland war 1560 königlich schwedischer Söldner und wurde gefangengenommen. Seine Tochter (Name unbekannt) hat in der Gefangenschaft Michael von Lode geheiratet, der nach Estland zurückgekehrt ist und das Landgut Tatters ererbt hat.[14] Ottos Enkel, Denis hat ein Landgut im Bezirk Nishni-Nowgorod bekommen, das 1633 von seinen Söhnen: Johann dem Älteren, Christoph und Johann dem Jüngeren, sowie von seiner Witwe und Töchtern ererbt wurde.

Alle diese Familien sind als „altausgereist" angegegeben; das heißt, daß sie nach Rußland nicht während der Werbung von 1629 bis 1634 gekommen sind, sondern viel früher. Es gibt natürlich

manchmal unüberwindliche Schwierigkeiten mit der Identifizierung von einigen Namen. Die Schreiber haben ihnen unverständliche ausländische Namen zum Teil so entstellt, daß sich aus Nieroth Morzow und aus Buddenbrock Fanruden ergab. Nur manchmal findet man Lohnauszahlungslisten mit Unterschriften in deutscher Sprache; dank dieser Listen wurden die beiden letzteren Namen identifiziert. Zwar stellten von den ausländischen Offizieren in russischen Diensten die Balten nur einen Anteil von nicht mehr als 8 %. Aber während andere Söldner – Franzosen, Engländer, Schotten, Polen oder Schweden – in ihre Heimat zurückkehrten, blieben Deutsche und vor allem Livländer in Rußland, wodurch sie nolens volens zur Annäherung der russischen und der westeuropäischen Kultur beitrugen.

Von den Livländern, die nach Mitteilungen von Horsey und Russow fast gänzlich in Moskau ausgerottet wurden, haben in Wirklichkeit viele die Verfolgungen überlebt. Einerseits sind sie zur Kerngruppe der ausländischen Stadtbezirke geworden, indem sie ihre Religion und Kultur aufrechterhalten haben. Sofern sie Dienstgüter erhalten hatten und in den Zarendienst eingetreten waren, haben sie sich in die Adelselite Rußlands eingereiht. Die Vertreter der baltischen Ritterschaft waren untereinander durch enge Verwandtschaft, einige kompakte Siedlungszentren und gemeinsames Landgüterareal verbunden. Sie haben nicht lange Kontakte zu ihrer historischen Heimat gepflegt. Zu den wenigen Beispielen zählen die Erbschaftssache von Hans v. Bremen und das Schicksal von Detlef v. Tiesenhausen, der nach seiner Heimkehr nach der Beendigung des polnisch-schwedischen Krieges (1601–1692) sogar sein Schloß Erlaa in Livland zurückbekommen hat.

Die Kontinuität der Ostseegemeinschaft in Rußland wurde durch den Erlaß (Ukas) von 1650 unterbrochen; danach durften die Personen ausländischen Glaubensbekenntnisses keine Landgüter mehr in Rußland haben. Ein Ergebnis davon war eine massenhafte Konversion zur orthodoxen Religion.

Leider haben wir nicht viele Informationen über das Schicksal dieser Familien in der folgenden Periode, in der sie eigentlich eher als echt russische Geschlechter weiter existierten. Man hegt die Überzeugung, daß nicht alle von ihnen erloschen sind. So haben die Famendins (v. Mengden) unter Peter I. ihren ursprünglichen

Namen zurückerworben und im 19. Jahrhundert auch den freiherrlichen Titel dazu. Einer von ihnen heiratete eine Deutsche, ließ seine Kinder lutherisch taufen, übersiedelte nach Riga und schloß auf diese Weise den Kreis der Wanderungen, die drei Jahrhunderte lang gedauert hatten. ■

Anmerkungen:

1 Staden, Heinrich [russ: Genrich fon Štaden:] O Moskve Ivana Groznogo: zapiski nemca-opričnika. Perevod I. I. Polosina. Leningrad u. Moskva 1925, S. 87.
2 Horsey, Jerome: Zapiski o Moskve XVI veka sera Džeroma Gorseja. Perevod s anglijskogo N. A. Belozerskoj. S predisloviem i primečanijami N. A. Kostomarova. Sanktpeterburg 1909, S. 52.
3 Drboglav, D. A.: Kamni rasskazyvajut. Moskva 1988, S. 37–40, 50 f.
4 Gorsey (wie Anm. 2) S. 52.
5 Genealogisches Handbuch der baltischen Ritterschaften. Teil Estland, Bd. 1. Görlitz, 1929–1935, S. 307–308.
6 Lapteva, T. A.: „Dokumenty inozemnogo prikaza kak istočnik po istorii Rossii XVII veka." In: Archiv russkoj istorii (Moskva), Vyp. 5 (1995), S. 108–127.
7 Geneal. Hdb. Estl. (wie Anm. 5), Bd. 1, S. 7–8.
8 Ebda., S. 605.
9 Essen, Nikolai v.: „Die Stammtafel der Familie von Gilsen aus dem Hause Gilsa in Hessen" In: Baltische Familiengeschichtliche Mitteilungen 7 (1937), Nr. 1, S. 2–6.
10 Genealogisches Handbuch der Baltischen Ritterschaften. Teil Livland, Bd. 2. Görlitz, 1936–1943. S. 484, 487.
11 Byčkova, M. E.: Sostav klassa feodalov Rossii v XVI-m veke. Moskva 1986, S. 50.
12 Staden (wie Anm. 1) S. 84.
13 Taube, Michael v.: Die von Uexküll. Bd 2. Reval 1936, S. 10.
14 Geneal. Hdb. Estl. (wie Anm. 5), Bd. 1, S. 544–545.

Dirk-Gerd Erpenbeck

Kaufleute und Unternehmer in Narva

Deutsche Migration an die Ostgrenze des schwedischen Reiches und ihre Kontinuität in russischer Zeit

Einführung

Die Bearbeitung migrationsgeschichtlicher Fragen zur Stadt Narva in schwedischer und russischer Zeit, d. h. von 1581 bis 1918, mit Schwerpunkt auf dem deutschsprachigen Bevölkerungsteil ist durch die neuen Zugriffsmöglichkeiten auf Archivalien aus dem ehemaligen Stadtarchiv Narva auf ein deutlich besseres Fundament gestellt worden als lange Zeit angenommen werden mußte.[1]

Während der früheren Quellenlage waren es vornehmlich zwei Arbeiten, die längere Zeiträume für eine erste Orientierung zumindest durch umfangreiche Namensserien zugängig machten. Das ist zum ersten die sehr ergiebige, wenn auch leider nur lückenhafte Zusammenstellung der Hausplatzbesitzer der Altstadt Narvas, insgesamt etwa 600 Namen seit der schwedischen Eroberung bis in das erste Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts. Diese grundbuchartige Übersicht wurde von dem früheren Stadthistoriker, dem aus Winsen bei Hamburg stammenden Ingenieur-Obristen Heinrich August Georg von Pott[2], aus Privathand erworben und vom Narvaer Museumsleiter Heinrich Wagner[3] herausgegeben. Zweitens ist es die das gesamte 19. Jahrhundert umfassende Mitgliederübersicht des Narvaer Gesellschaftsvereins „Harmonie", mit insgesamt etwa 700 Namen, die zum Jubiläumsjahr 1906 von dem Stadtsekretär und späteren Stadtarchivar Eduard Dieckhoff veröffentlicht wurde.[4]

Diese beiden größeren Namensserien ließen sich bei Bedarf in vielen Fällen in personengeschichtlicher Hinsicht und vereinzelt auch zur Herkunftsklärung verknüpfen mit den von Oskar Koerber[5] angefertig-

ten Abschriften der Narvaschen Kirchenbücher, die einen Zeitraum von zweihundert Jahren von 1644 bis 1833 umfassen; für die schwedische Gemeinde in Narva scheinen dagegen die Kirchenbücher zu fehlen.

Abgesehen von diesen drei Hauptquellen waren Herkunftsfragen nur beschränkt für Einzelpersonen deutscher Sprache aufzuklären, es sei denn, es handelte sich um Kleingruppen aus berufsspezifischen Sammelwerken für Ärzte, Goldschmiede, Geistliche oder auch Dolmetscher.[6] Für eine Teilgruppe von bekannteren und mit Reval in Verbindung stehenden Kaufleuten bildeten die Arbeiten von Georg Adelheim[7] und die Übersichten von Erik Amburger[8] eine häufig weiterführende Integrationsmöglichkeit.

Wegen dieser Beschränkungen bei der älteren Quellenlage schien es gerechtfertigt, das Stadtarchiv Narva daraufhin zu überprüfen, ob geeignete Quellenserien oder Sonderquellen für die Bearbeitung eines Bürger- und Einwohnerbuches der Stadt Narva, zunächst in einem ersten Teil für die schwedische Zeit von 1581 bis 1704, vorlagen. Dieser Arbeitsfrage ist Herr Enn Küng am Estnischen Historischen Archiv in Dorpat mit deutlich positivem Ergebnis nachgegangen. So liegen neben einem reichen Bestand an Ratsprotokollen auch mehrere Sequenzen von frühen Besteuerungslisten vor, ferner Hausbesitzerfolgen, ältere Abschriften von Bürgerverzeichnissen sowie Suppliken, Gerichtsakten und Übersichten zu Huldigungseiden, die zusammen eine angemessene Quellenbasis bilden, und die Bearbeitung eines bisher noch fehlenden Bürgerbuches für Narva als möglich erscheinen lassen.

Deshalb erfolgt seit 1993 in Zusammenarbeit mit Herrn Küng in Dorpat und mit Unterstützung der Forschungsstelle Ostmitteleuropa bei der Universität Dortmund, die Erstellung eines Namenscorpus für bürgerliche Personen, das die Grundlage für ein Narvaer Bürger- und Einwohnerbuch bilden soll; hierbei sind bisher für die schwedische Zeit etwa 1500 Personen in größtenteils bearbeiteter Form erfaßt und in EDV-Dateien bzw. Registern als Teil eines Personenarchivs Narva (PAN) festgehalten. Für die anschließende russische Zeit, zunächst von 1704 bis 1831, sind die Grunddaten aus verschiedenen Bürgerverzeichnissen ebenfalls bereits übernommen, insgesamt etwa 720 Bürger, jedoch soll eine Bearbeitung dieses Teils erst zu einem späteren Zeitpunkt erfolgen; vgl. in diesem Band Teil VII, S. 367, Erpenbeck: PAN: Das Personen-Archiv Narva.

Einzelaspekte der Schwedischen Zeit 1581–1704

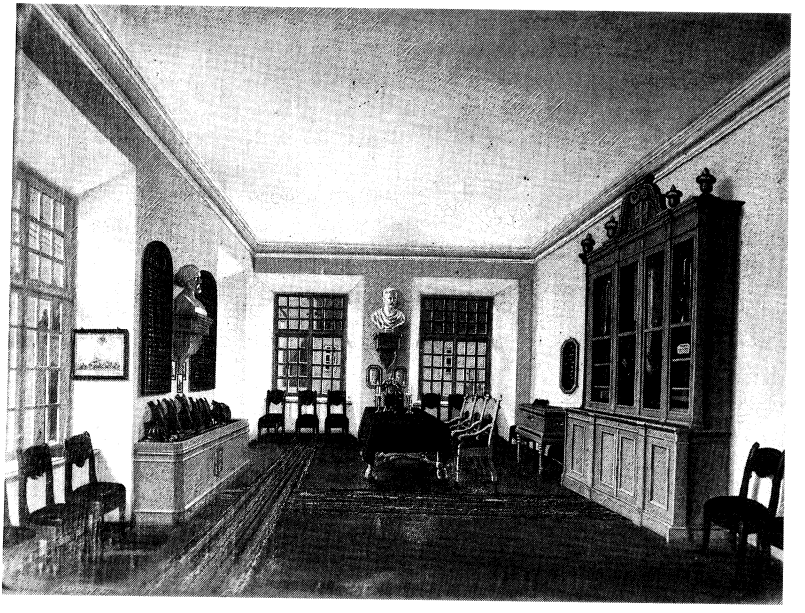
Bei einer angemessenen Einschätzung des Umfangs der Wanderungsbewegung in die am weitesten östlich gelegene Stadt mit ursprünglich deutscher Siedlungsstruktur[9] ist zu berücksichtigen, daß das durch Eroberung von 1581 schwedisch gewordene Narva nur etwa 100 eigene Hausplätze in der sog. Altstadt für Ansiedlungszwecke zur Verfügung stellen konnte. Dieses geringe Wohnungsangebot wurde zudem mehrfach durch Krieg und Großbrände völlig vernichtet. Da die ökonomische Grundlage der Kaufleute in sehr hohem Maße beim Zwischenhandel im West-Ost-Geschäft lag, spiegeln sich darüberhinaus auch die internationalen wirtschaftlichen Konjunkturen und politischen Krisen im Ostseeraum unmittelbar in der Wanderungsbewegung wieder. Als exemplarischer Beleg für die konkreten Überlegungen der zur Niederlassung in der Grenzstadt bereiten Kaufleute kann folgende, recht polemisch formulierte Stellungnahme von 1652 zum ökonomischen Nutzen des Bürgerrechtserwerbs angesehen werden:

„Es tragen ja die Narvischen die bürgerlichen Lasten (‚onera'), haben jahrein jahraus die schweren Einquartierungen auf dem Halse, liegen dem Moskowiter fast vor dem Rachen, müssen den ersten Anstoß seiner Feindseligkeit insgemein auffangen, und sind alsdann verpflichtet, eben die Stadt, in welcher sie Nahrung und Unterhalt gehabt haben, auch mit ihrem erworbenen Gute, ja mit Leib und Blut zu defendieren, wenn ein jeder Fremder sich aus dem Staube machet und seine Sicherheit in seiner Heimat sucht. Soll denn da entgegen so gar nichts sein, wie dann die Salzfreiheit das einzige bisher gewesen, dessen sich die Bürger für all ihre Beschwerden und Unlust vor anderen erfreuen mögen? Wer würde wohl so einfältig sein und nicht lieber das Recht eines Fremdlings als eines Bürgers haben wollen, Hof und Häuser verkaufen, in Reval oder anderswo in mehr Sicherheit und größeren Freiheiten sich setzen, und von da aus durch seine Diener und Faktoren in der Narva den freien Handel (mit) Rußland betreiben lassen? Wer wird von Fremden wohl zu bereden sein, daß er das Bürgerrecht zur Narva gewinne und aus der Freiheit sich ohne Not in eine wahre Sklaverei begebe? Wer wird wohl ins künftige sein Geld mit Kalk und Stein vertauschen, beständige Häuser bauen oder sich die Zierat der Stadt angelegen sein lassen, da man nur eine Interims-Herberge nötig hat und seine Intention wohl in hölzernen Hütten, gleich in Rußland zu sehen, erreichen kann?"[10]

Vor diesem knappen Hintergrund[11] sollen zwei bisher weniger bekannte Kaufmannsfamilien des frühen und mittleren 17. Jahrhunderts näher betrachtet werden, die als typische, späthansische Kaufmannskarrieren zu interpretieren sein dürften: die Pöppelmanns aus Westfalen und die Roddes aus Lübeck.

Der aus Herford in Westfalen zugewanderte Cordt Pöppelmann[12] tritt bereits am 19. 8. 1614 in Narva als Zeuge bei der Nachlaßaufnahme des mit Nowgorod handelnden Kaufmannes Cornelius von Bergen auf.[13] Aus Brautschatzabrechnungen ergibt sich, daß er spätestens im Frühjahr 1620 die Tochter des aus Schottland stammenden und in Narva zu ansehnlichem Besitz gelangten Kaufmanns Johann Watson heiratete.[14] Auch die Herkunft seiner Schwäger verweist deutlich auf eine nicht-lübische Handelsorientierung, sondern auf ein erheblich breiter ausgelegtes Bezugsnetz: der sehr früh verstorbene Gobert Jacobson stammte aus Gouda in Holland; der später wichtige Bürgermeister Dirich Wernecke aus Salzwedel in der Altmark und Peter Leslie aus Aberdeen in Schottland. Diese Breite der geschäftlichen Beziehungen wird noch dadurch vergrößert, daß Cordts ebenfalls nach Livland abgewanderter Bruder Johann Pöppelmann genau wie sein Bruder mit einer Kaufmannstochter schottischer Herkunft (Sophia Ranie) aus Dorpat verheiratet und dort von 1624 bis 1636 auch Bürger war.[15] Derartige Familien- und Handelsbeziehungen wurden offensichtlich für Narva in der Mitte des 17. Jahrhunderts eher untypisch, wenn man sie der pauschalen Feststellung des örtlichen Unterstatthalters Per Larsson Alebeck von 1640 gegenüberstellt, wonach die Bewohner Narvas „meistenteils lübische Diener sind, und nicht einer von ihnen, der irgend Handel treibt mit Holland oder Westeuropa."[16]

Pöppelmanns nicht-lübische Orientierung wird auch noch nach vierzigjähriger Kaufmannstätigkeit deutlich in einem Brief kurz vor seinem Tode und nach seiner im August 1656 erfolgten Flucht aus Narva, wo er 24 Jahre als Ratsherr und Bürgermeister auch Selbstverwaltungsämter übernommen hatte. Am 30. 5. 1657 schreibt er aus Lübeck an den Narvaer Rat, daß er dort „keinen Handel und Wandel habe und ganz fremd sei."[17] Dagegen wird deutlich, daß er seine Beziehungen zu seiner Heimat nicht aufgegeben hatte. Er schreibt, daß er nur wegen seiner Krankheit daran gehindert wäre, „nach Westfalen zu reisen, wo er hochnötig Richtigkeit mit seinen Freunden zu machen" beabsichtigte. Nimmt man abschließend hinzu, daß Pöppelmann, nach eigenem Urteil, „in Zeiten der Not oftmals mit Geschäften, Proviant und Geld" sich der schwedischen Krone dienstlich erwiesen und auch der Stadt selbst „etliche tausend Taler" vorgestreckt habe, so wird verständlich, daß ihm ein ge-



„Die Gildenstube der Großen Gilde zu Narva im Börsengebäude." Ölbild, 40 x 53 cm; ca. 1861; 1939 im Peter-Museum der Stadt Narva. (Bildarchiv Foto Marburg: Nr. 152 145).
Die Narvaer Große Gilde wurde 1667 gegründet und erhielt 1669 ihr eigenes Wappen. Die abgebildete Gildestube wurde am 29. 10. 1861 bezogen und war u. a. auch Sitzungssaal der Narvaer Altertumsgesellschaft; bereits wenige Jahre später zog die Gilde in die neu erworbenen Räume im ehemaligen „Peter-Palais" um. Auf der Abbildung zu sehen sind u. a. das Gildewappen, die Ausrüstung der ehemaligen „Bürger-Cavallerie" (links) und Gedenktafeln zur Narvaer Geschichte; ferner hingen dort die Bilder der drei Justiz-Bürgermeister Johann Christoph Schwartz († 1699), Gerd Heinrich Arps († ca. 1750) und Johann Andreas Krompein († 1760). Zum Inventar gab es einen „Katalog der in der Gildestube der Narvaschen Bürgerschaft Großer Gilde befindlichen Bücher, Alterthümer und sonstigen Gegenstände", heute im Estnischen Historischen Archiv (Eesti Ajaloo Arhiiv), Dorpat/Tartu, Fond 3180.

winnbringendes Kaufmannsleben im Ost-West-Handel gelungen sein muß, das durch seine Erhebung in den schwedischen Adelsstand seinen Höhepunkt erhielt. Die überlieferte Begründung betont dabei seine Verdienste um die im gesamten 17. Jahrhundert politisch aktiv betriebene Hinlenkung und Abwicklung des russischen Handels über Narva anstatt über das außerhalb schwedischer Kontrolle liegende Archangelsk.[13]

In zweifacher Weise unterscheidet sich die um 1644 nach Narva kommende Familie Rodde markant von dieser Grundform einer erfolgreichen Zuwanderung deutscher Kaufleute. Zum einen bildete für fast 100 Jahre die wirtschaftliche Ausrichtung auf die Heimatstadt Lübeck die deutliche Grundlage ihrer kaufmännischen Tätigkeit; zum anderen trifft man bei den Roddes auf eine Großfamilie, deren Verzweigungen nahezu in allen am Osthandel beteiligten Städten auftreten, sowohl in Narva wie Reval, Pleskau wie Nowgorod, Riga und später auch Archangelsk. Auffällig sind auch die mehrfachen Abwanderungen aus Lübeck sowie auch Rückwanderungen dorthin. Bisher liegt trotz mehrerer einzelner Untersuchungen[19] noch keine Gesamtübersicht für diese wichtige Kaufmannsfamilie vor.

Die zunächst von Münster nach Lübeck abgewanderten Roddes treten spätestens 1613 in Livland auf mit der Einbürgerung des noch in Münster geborenen Berend Rodde in Reval, dessen Nachfahren auch größtenteils dort verbleiben.[20] Dagegen handelt es sich bei dem im Frühjahr 1644 in Narva ansässig gewordenen Caspar Rodde[21] um eine erneute Zuwanderung aus Lübeck, wobei der Verbleib seiner Familie noch nicht ganz geklärt ist; sicher ist nur, daß bei seinem Tode neben Erben in Narva auch zwei Lübecker genannt werden. Gleichfalls handelt es sich bei dem etwa 1670 in Narva erscheinenden Johann Rodde um eine erneute Zuwanderung aus den Lübecker Stammfamilien.[22] Daraus ergibt sich, daß es mindestens zu drei, zeitlich jeweils 30 Jahre auseinanderliegenden Zuwanderungen kam, und damit für diese Zeit eine sonst kaum noch bekannte auffällige Kontinuität kaufmännischen Engagements einer einzigen Familie im Ost-West-Handel vorliegt. Die besondere Bedeutung der Roddes basiert auch auf der wirtschaftsgeschichtlichen Relevanz mehrerer erhalten gebliebener Kaufmannsbücher. Vermerkt sei dazu, daß auch das bereits erwähnte Narvaer „Hausbuch“

in seinem älteren Teil ebenfalls auf einen Angehörigen der Familie Rodde in Narva zurückgehen soll.[23]

Vergleicht man die prominenter gewordenen zugewanderten Kaufmannsfamilien Narvas miteinander, so bieten sich als Parallele zu den Roddes im 17. Jhdt. am ehesten die seit 1696 aus Wiborg dauerhaft und ebenfalls in mehreren Schüben auftretenden, aus Deutschland stammenden Sutthoffs an; auch diese Familie hat bis in das späte 19. Jahrhundert maßgeblich nicht nur den örtlichen Handel, sondern durch zahlreiche Ratsherren auch die kommunale Politik gestaltet.[24]

Russische Zeit 1704–1918

Im Sommer 1704 kam Narva während des Nordischen Krieges nach schwerer Belagerung und Erstürmung unter russische Herrschaft und die gesamte Stadtbevölkerung wurde bereits am 11. September 1704 auf den neuen Landesherrn vereidigt. Migrationsgeschichtliche, langfristige Auswirkungen wurden jedoch weniger durch dieses militärische Ereignis hervorgerufen als durch die fast gleichzeitig erfolgte Gründung von St. Petersburg: diese beendete radikal und auf Dauer die früher bedeutsame Vermittlerfunktion Narvas. Durch diese Entwicklung entfiel die Stadt Narva nach mehreren hundert Jahren als interessanter Anziehungspunkt für auswärtige Zuwanderer; stattdessen wurde es vielfach als Durchgangsort für eine Weiterwanderung nach St. Petersburg oder auch Moskau benutzt.

Aufschlußreich für die massiven Bevölkerungsverluste und Verschiebungen während der fast zwanzig Kriegsjahre und durch die 1708 erfolgte langjährige Deportation der Bürgerschaft ist eine vollständige Erfassung der in Narva verbliebenen nicht-russischen Bevölkerung, insgesamt nur 36 Familien; dabei handelt es sich bei knapp der Hälfte der Familienvorstände um direkte Zuwanderungen fast durchweg aus Mittel- und Ostdeutschland.[25] Für die spätere Zeit, das gesamte 18. Jhdt., liegen bisher noch keine Analysen aus Migrationsperspektive vor. Jedoch gibt es Einzelaspekte für das frühe 19. Jhdt. Bei einem quantitativen Gesamtumfang von etwa 150 Neubürgern für die Jahre 1810–1831 sind dabei wirtschaftlich bedeutsam besonders Zuwanderer mit unternehmerischer Tätigkeit in Narva. Anzuführen wären etwa die Familien Gerdau, Momma,

Nüsser, Klemtz und Volck. Sie gründeten Produktionsbetriebe in der Textilbranche, Brennereien und kleinere Essig- und Farbenfabriken, wobei letztere bis 1863 aus zoll- und steuerrechtlichen Gründen meist nach St. Petersburg verlegt wurden. Auch der aus Holstein stammende Kupferschmied und spätere Maschinenfabrikant Franz Johann Krull[26] hatte seine erste kleine Fabrik von 1865 bis 1875 in Narva, bevor er in Reval zum Großbetrieb expandierte. Für das Druck- und Verlagswesen der Stadt günstig erwies sich die Zuwanderung des aus Elbing stammenden Gymnasiallehrers und Druckereibesitzers Franz Wilhelm Gnifkowski[27], der spätestens 1877 in Narva auftritt. Sein Betrieb führte als einziger und letzter deutscher Kleinverlag die Arbeit der 1861 in Narva gegründeten Druckerei des Revalers Johann Nikolaus Pachmann[28] fort.

Einzelaspekte der russischen Zeit 1704–1918

Im abschließenden Teil soll auf einige bedeutsamere Unternehmer der späten russischen Zeit hingewiesen werden, die alle mit der Industrialisierung an der unteren Narova und dem dortigen als Energiepotential zu nutzenden Wasserfall südlich der Stadt verbunden sind.[29] Für die Zeit bis zum Krimkrieg 1855 findet sich als wichtigster Zuwanderer der Hamburger Unternehmer Paul Wilhelm Momma[30], mit einer 1820 gegründeten, seit 1845 an den Baron Stieglitz[31] veräußerten Flachsfabrik, der „Narova Manufaktur". Bereits 1837 beschäftigte die aus älteren, jedoch gescheiterten Gründungen hervorgegangene Tuchfabrik mehr als 600 Personen; mit dem späteren Werdegang dieser Firma verbindet sich dann die bekannte Geschichte der Familie Peltzer, Nachfahren des aus Weisweiler bei Aachen zunächst in Moskau niedergelassenen Napoleon Peltzer.[32] Vor allem für qualifizierte Meisterfunktionen in den technisierten Bereichen der Walkerei, Weberei und Spinnerei lassen sich mehrere Zuwanderungen aus Deutschland und der Schweiz nachweisen, wobei die günstige rechtliche Stellung in den Fabriken und die vergleichsweise guten Verdienstmöglichkeiten in vielen Fällen den Ausschlag zur Abwanderung aus Deutschland gegeben haben mögen. Aus dem Spektrum dieser Frühphase seien genannt: der Gerber und Lederfabrikant Degeridon aus der Pfalz, der „Mechanikus" Scheller aus „Obernkirchen" in Hannover, der Zimmermann Wohllebe aus Stauchitz in Sachsen, der Böttcher Jäger aus

Königsberg und der zeitweilige Tuchfabrikant Justus Heinrich Michaelis aus Alfeld in Hannover.[33]

Die letzte größere Firmengründung, bei der deutsche Unternehmer maßgeblich beteiligt waren, verbindet sich mit dem Fabrikkomplex der „Krähnholmer Manufaktur"[34], die seit dem 23. 7. 1857 auf der Insel Krähnholm entstand. Neben dem hier nur kurz zu vermerkenden, bekannten Bremer Kaufmann Ludwig Knoop[35], der 1839 nach Moskau abwanderte und bei seinem Tode 1894 als der bedeutendste Industrielle Rußlands galt, soll im folgenden vor allem auf zwei für Narva wichtige Unternehmer hingewiesen werden, über die bisher nur recht geringe Angaben veröffentlicht worden sind: den Krähnholmer Generalbevollmächtigten Ernst Ludwig Kolbe und den Ingenieur Adolf Friedrich Hahn.

Kolbe[36] wurde am 30. 4. (12. 5. n. St.) 1810 in Mitau geboren als Sohn eines aus Glatz in Schlesien stammenden katholischen Försters, der sich zeitweilig in Kurland nachweisen läßt. Nach sehr verschiedenen Tätigkeiten, so bereits um 1840 als Kaufmann im Baumwollgeschäft in Moskau, erwarb er 1851 die Scheinbürgerschaft für Fredrikshamn (Finnland) und lebte in St. Petersburg. Danach war er wichtiger Agent bei preußisch-russischen Warenlieferungen während des Krimkrieges am polnischen Grenzpunkt nach Preußen in Mława, wo er sich ein „Vermögen" erworben haben soll. Seit der Grundsteinlegung Krähnholms, die bemerkenswerterweise an seinem eigenen Geburtstag erfolgte, hatte Ernst Kolbe für 15 Jahre als Generalbevollmächtigter die Geschäftsleitung, d. h. unter seiner örtlichen und betrieblichen Führung wuchs Krähnholm zu einem der wichtigsten Großbetriebe des gesamten Rußland heran. Schon 1861 betrug die Belegschaft 2100 Arbeiter und das rapide Anwachsen Krähnholms überschattete bald die ältere Sozialstruktur Narvas und führte zu erheblichen persönlichen Spannungen mit dem traditionellen Honoratiorentum der Stadt. Die privaten Aufzeichnungen des damaligen Stadtarztes Woldemar Alexander Kraack[37], aber auch die Ortszeitung, in der Kolbe selbst veröffentlichte, geben über die Parteiungen unter den Deutschen detailliert Auskunft. Kolbes erstaunliche Karriere vom wandernden Haus- und Musiklehrer zum Werksdirektor und mehrfachen Konsul endete erst durch sein abruptes und arbeitspolitisch erzwungenes Ausscheiden aus der Firmenleitung, das eine Folge der großen Arbeiterunruhen

von 1872 war.[38] Da damals Krähnholm die größte Fabrik im gesamten Zarenreich war, bedeutete der örtliche Streik auch eine markante Zäsur in der allgemeinen Geschichte der russischen Arbeiterschaft, die deshalb auch heute noch in Narva baulich im Stadtbild akzentuiert wird.[39]

Von noch größerer Auswirkung war, daß dann seit 1873 Kolbes Schwiegersohn Adolf Friedrich Hahn[40] erster Bürgermeister nach der neuen russischen Städteordnung wurde und 1877 in dieses Amt wiedergewählt wurde. Nach dem frühen Tode seines aus Mecklenburg zugewanderten Vaters im Jahre 1835 dürfte Adolf Hahns beruflicher Werdegang im wesentlichen durch die benachbarte Gutsbesitzerfamilie Zinoviev beeinflußt worden sein. Zunächst besuchte er das Petersburger Technologische Institut, das er am 3. 7. 1851 als diplomierter Ingenieur-Technologe verließ, danach war er für einige Wanderjahre, u. a. an der Wolga, als Mühlenbauer tätig. 1855 trat er zunächst als Ingenieur, später Teilhaber in das Narvaer Handelshaus Zinoviev ein, das später auch die Narvaer Maschinenfabrik gründete. Im Juli 1859 nahm er die russische Staatsbürgerschaft an. Typisch für den neuen Großunternehmer erscheint auch, daß er die beiden damaligen industriellen Weltausstellungen sowohl in Paris als auch in London besuchte. 1866 wurde er zusammen mit seinem Schwiegervater Kolbe und seinem Förderer, dem Hofrat und Konsul D. von Zinoviev, Deputierter Narvas für die Jamburger Kreislandesversammlung, wodurch eine erhebliche kommunalpolitische und wirtschaftliche Kontrolle der Stadt in den Händen einer durch engste Beziehungen verbundenen „Großfamilie" lag.[41]

Außer auf diese wichtigen Zuwanderungen von Deutschen während der Frühindustrialisierung ist auch hinzuweisen auf die für den Raum Narva bedeutsam gewordene sozialpädagogische Lebensarbeit des aus Hamburg stammenden „Waisenvaters" Jürgen Nikolaus Hahl[42], dem Begründer des Narvaer Armenhauses für Kinder. Zusammen mit seinem Bruder Johann Matthias Hahl baute er nach Empfehlung des Sozialreformers Johann Heinrich Wichern (1808–1881), mit dessen Schwägerin er verheiratet war, seit (1838) in mühevoller, jedoch fruchtbarer Arbeit ein für die Zeit wohl vorbildliches Kinderhilfswerk nach dem Familienprinzip auf. Seine zahlreichen Briefe an Wichern in Hamburg sind für die soziale Lage der deutschen selbständigen Handwerker und Angestellten auf den Narvaer

Fabriken eine außerordentlich ergiebige Quelle, da sie offen und direkt Mißstände und Fehlentwicklungen (Alkoholismus, Fabrikkrankheiten, Kinderverwahrlosung, Kirchenzucht usw.) ansprechen. Durch die vielfachen Personenverweise lassen sie sich auch als ergänzende Quelle für spezielle Migrationsprobleme, z. B. das Integrationsverhalten von Zuwanderern nutzen.

Der neuartige Fabrikkomplex in Krähnholm mit seiner sehr rasch ansteigenden Arbeiterschaft stellte auch schon bald ein großes demographisches Problem[43] für die alte Handels- und Garnisonsstadt Narva dar. Lag um 1860 bei den Geborenen das Verhältnis von Deutschen, Esten und Russen etwa bei 1:2:6, so betrug 25 Jahre später, bei völlig stagnierendem deutschen Anteil, die Relation 1:9:11; damit war der deutsche Anteil von einem Neuntel auf weniger als ein Zwanzigstel gesunken. Daran änderten auch größere Werbungsaktionen für Krähnholm, u. a. in Königsberg, nichts.

Abgeschlossen werden sollen die Hinweise zur Migrationskontinuität nach Narva mit der letzten Zuwanderung aus Deutschland in russischer Zeit: hierfür darf wohl der aus Essen an der Ruhr 1910 zunächst auf der Zintenhofer Tuchmanufaktur bei Pernau, seit Februar 1914 auf der Tuchfabrik in Narva angestellten Färbermeisters Ernst Bertram[44] gelten. Er wurde später in estnischer Zeit Mitbegründer einer Färberei und Tuchfabrik, der Aktiengesellschaft A/S Will, schließlich von 1936 bis 1939 der letzte deutsche Konsul in Narva bis zur Umsiedlung.

Da bisher für die Stadt und Region Narva nur wenige Ergebnisse zur Wanderungsproblematik vorliegen, gibt es auch wenig empirisch abgesicherte Erkenntnisse für die mentalitätsgeschichtlich interessante Frage, mit welcher jeweils individuellen Motivation die Neusiedler aus Deutschland sich für den fernen baltischen Grenzraum als Abwanderungsziel entschieden. Es scheint daher nicht unangemessen, sich bis auf weiteres mit einem Stammbucheintrag des aus Bochum in Westfalen stammenden, später in russischen Diensten zum Vizekanzler avancierten Grafen Heinrich Johann Ostermann[45] zufrieden zu geben. Er trug sich am 29. 1. 1706 in das Album des Narvaer Pastors Heinrich Brüning ein mit dem recht pragmatischen und weltoffenen Motto: „Deus ubi et virtutes, ibi patria." (Heimat ist dort, wo Gott und Tugend gelten.) ■

Anmerkungen:

[1] Hinweis auf das ehemalige Ratsarchiv bei M. Loit, J. Hellat: „Bestandsverzeichnis des Estnischen Historischen Archivs" (EAA) (estn., dtsch., russ.). Tartu: 1992, S. 62, Fond 1646 „Narva magistraat 1345–1889"; eine erste Teilübersicht bei D.-G. Erpenbeck, R. Seeberg-Elverfeldt: Narva 1581–1721: Quellen zur Geschichte der Stadt in schwedischer Zeit. Dortmund: 1993; zur Stadtgeschichte vgl. Heinrich Johann Hansen: Die Geschichte der Stadt Narva. Dorpat: 1858.

[2] * 15. 10. 1781 Winsen, † 6. 3. 1862 Petersburg; oo ca. 1810/11 Marie Christine Wolff, * 1773 (Meiningen?), † 7. 9. 1836 Narva, vgl. H. Mertelsmann in: DGB 187 (1982), S. 158 f.; St. Karling: Narva. Eine baugeschichtliche Untersuchung. Stockholm: 1936, S. 332.

[3] Die Quelle ist außerdem die beste Grundlage für eine Sozialtopographie der Stadt und läßt im späten 19. Jhdt. auch die Russifizierung der Altstadt erkennen; vgl. Heinrich Wagner: „Die Hauseigentümer der Altstadt von Narva" in: Jb. f. Genealogie, Heraldik und Sphragistik 1904, Mitau: 1906, S. 82-105; * 4. 12. 1822 Narva, † 11. 6. 1907 Narva, vgl. Deutsches Geschlechterbuch (DGB) 104 (1939), S. 55; K. R. Kupffer: Baltische Landeskunde. Riga: 1911, S. 440. Für die erste Hälfte des 17. Jhdts. stand auch zur Verfügung die Bearbeitung von Erich Seuberlich: „Die ältesten Bürgerlisten Narvas 1603–1659" in: Dtsch. wiss. Zs. im Wartheland 7/8 (1943), S. 196–208; seine benutzten Quellen ließen sich bisher erst teilweise wiederfinden.

[4] * 15. 11. 1863 Narva, † 13. 2. 1933 Narva; 1890–1917 Stadtsekretär, vgl. Wilhelm Lenz (Hg.): Deutschbaltisches Biographisches Lexikon 1710–1960 (DBBL). Köln: 1970, S. 167; Liste in E. Dieckhoff: Zur Jahrhundertfeier des Clubs „Harmonie" in Narva 1806–1906. Narva: Gnifkowski 1907.

[5] * 27. 1. 1874 Kronstadt, † 23. 6. 1946 Luckau/Brandenburg, zu seinen „Auszügen aus den Kirchenbüchern der deutschen St.-Johannis-Gemeinde in Narva", mit Register von Karl-Johann Paulsen, vgl. K. J. Paulsen: „Die Körberschen Kopien" in: Ostdeutsche Familienkunde (OFK) 38 (1990), S. 269; Kopiebände in der Martin-Opitz-Bibliothek in Herne/Westf.; die Kirchenbücher heute im EAA Tartu: Fond 4380.

[6] So z. B.: Isidorus Brennsohn: Die Ärzte Estlands. Riga: 1922; Erich Seuberlich: „Die ältesten Apotheken Liv- und Estlands" in: SB d. Ges. f. Gesch. u. Altertumskde. d. Ostseeprovinzen Rußlands 1912, Riga: 1914, S. 205–345; L. Bäcksbacka: Narvas och Nyens Guldsmeder. Helsingfors: 1946; Kyösti Väänänen: Herdaminne för Ingermanland. Helsingfors: 1987; Kari Tarkiainen: „Rysstolkarna som yrkeskår 1595–1661" in: Historisk Tidskrift 35 (1972), S. 490–522; zur Migration von deutschen Studenten Arvo Tering: Album academicum der Universität Dorpat (Tartu) 1632–1710. Tallinn: 1984. Auswertungen für weitere Personengruppen, wie etwa die Narvaer Ratsherren, basierten auf der Nutzung vornehmlich dieser Hilfsmittel, vgl. u. a. Dirk Erpenbeck: „Die Bürgermeister Narvas im 17. Jhdt." in OFK 31 (1983), 33–40, 83–87; ders.: „Narvas Rat in schwedischer Zeit" in: OFK 33 (1985), S. 313–322, 362–371; ders.: „Der Magistrat Narvas in russischer Zeit (1704–1861)" in: OFK 38 (1990), S. 162–172, 201–208.

[7] Georg Adelheim: Die Genealogie der alten Familien Revals. Reval: 1925; ders.:

Revaler Ahnentafeln. Reval: 1935, zum differenzierten personengeschichtlichen Schrifttum vgl. Roland Seeberg-Elverfeldt: „Die baltische Genealogie" in: Georg von Rauch (Hg.): Geschichte der deutschbaltischen Geschichtsschreibung. Köln: 1986, S. 141–172.

[8] Erik Amburger: „Das neuzeitliche Narva als Wirtschaftsfaktor zwischen Rußland und Estland" in: Jbb. f. Gesch. Osteuropas 15 (1967), S. 197–208.; ders., Ingermanland. 2 Bde. Köln: 1980; Klaus Zernack (Hg.): Fremde und Einheimische im Wirtschafts- und Kulturleben des neuzeitlichen Rußland. Wiesbaden: 1982 (mit Gesamtverzeichnis der Schriften Amburgers).

[9] Hierbei bleibt die nur etwa 70 Jahre dauernde Entwicklung des Ortes Nyen außer Betracht; für die örtliche Personenforschung zwischen 1688 und 1697 bilden u. a. Akten im Nationalarchiv von Finnland (Nr. 9755–9796) vielfach Hilfen, z. B. die Schülerlisten für 1688 (Nr. 9755/2880) oder mehrfache Jahrgänge für Trauungen, frdl. Hinweis von Herrn Georg Luther, Helsingfors.

[10] Stadtarchiv (StA) Reval (Bundesarchiv Koblenz): Bh 63, Bl. 130, Datierung unsicher. Allgemeine rechtliche Grundlage bildete das Stadtprivileg König Johanns III. vom 22. 7. 1585 (EAA: Fond 1646-1-1, Bl. 15).

[11] Zur Wirtschaftsgeschichte Narvas (Getreide- und Transithandel, Grundfragen des Merkantilismus) vgl. die Arbeiten des ehemaligen Stadtarchivars von Narva Arnold Soom, zuletzt: Der Handel Revals im 17. Jhdt. Wiesbaden: 1969, sowie die Zusammenstellung seiner estnischen Arbeiten bei Enn Küng: „Kogumik Narva ajaloo allikatest" in: Kleio (Tartu) 11 (1995), S. 46–48.

[12] Bürgereid am 12. 12. 1618 (Ratsprotokolle); unrichtig z. B. bei Karling (Narva, S. 138) als „Krämer aus Erfurt"; er zahlte den vollen Bürgergeldsatz von 30 Talern für „ausländische" Kaufleute; vgl. OFK 31 (1983), S. 37.

[13] Das umfangreiche und differenziert aufgenommene Inventar des nur für 1614 nachweisbaren Kaufmanns in EAA: 1646-1-1976, Bl. 10.

[14] Watson ist bereits 1588 in Narva; das Brautschatzverzeichnis für seine vier Töchter für die Jahre 1609–1620 findet sich im Nachlaß seiner Witwe Elisabeth Agnes vom 1. 10. 1646, vgl. EAA: Fond 1646-1-1976.

[15] Bürger in Narva 1636; 1640 als Kaufmann und Krüger; 1642 wohl beim Zoll in Narva; begraben 25. 4. 1658 Narva; sein Sohn Werner, verh. mit (N.) Türlau, wurde (schwedischer?) Rittmeister und verstarb früh. Weitere Verwandte zogen nach: Diederich und Johann Dopp/Doop aus Herford sowie später Johann Daniel Pöppelmann, der 27. 11. 1662 Bürger wurde.

[16] Karling: Narva, S. 35.

[17] EAA: Fond 3248-144, Bl 1 f.

[18] Walter von Hueck: Die Herkunft der ritterschaftlichen Geschlechter in Wierland zu schwedischer Zeit. Hannover: 1973, S. 254.

[19] In Auswahl: Lübeck: E. F. Fehling: Lübeckische Ratslinie. Lübeck: 1925; Narva/Reval: Arnold Soom: Der Handel Revals (s.o.); Archangelsk: E. Amburger, in: Jürgen von Hehn (Hg.): Reval und die baltischen Länder. Reval: 1980, S. 354; zum „Nowgoroder Kaufmannsbuch von 1668 bis 1672" im StA Schwerin vgl. K. F. Olechnowitz: Handel und Seeschiffahrt der späten Hanse. Weimar: 1965, S. 159 f.; Elisabeth Harder-Gersdorff: „Harkorten, Lübeck, Riga: Quellen zum Absatz märkischer Eisenwaren im Ostseeraum (17./18. Jahrhundert)" in: W. Köll-

mann (u. a.): Bürgerlichkeit zwischen gewerblicher und industrieller Wirtschaft. Dortmund: 1994, S. 119. Eine Übersicht zu den Familien Rodde ist in Arbeit.

[20] Vgl. H. Lahrkamp: Die Geburtsbriefe der Stadt Münster 1548–1809. Münster: 1968, Nr. 128.

[21] Zur Herkunft vgl. Hansen: Narva, S. 111: geb. Lübeck, Lehrjahre wahrscheinlich bei Kaufmann Wilhelm von Geldern in Reval, später Dirich Wernecke in Narva, der ihn Russisch lernen ließ, sein „Copie-Buch" 1642–1661 wurde um 1850 in Privatbesitz wiedergefunden; vgl. EAA: Fond 3250 „Caspar Rodde 1646–1681".

[22] G. Adelheim: Revaler Ahnentafeln. S. 325.

[23] Karling: Narva, S. 86, der ihn als „E. H. Rodde" bezeichnet, während er bei O. Kotschenowski: (Narva [russ.]. Tallinn: 1991, S. 19 f.) als „Caspar Heinrich Rodde" angeführt wird; das „Hausbuch" danach im StA Tallinn: Fond 1322-1-D1. Letzter männlicher Vertreter der Roddes in Narva ist wahrscheinlich der Rechtsanwalt A. Rodde von 1833 bis 1847, vgl. seine Akten im EAA: Fond 642.

[24] Die Übersicht bei J.W. Ruuth: Viborgs Stads Historia. Helsingfors: 1906, Bd. 2, S. 1145–1151 und in OFK 38 (1990), S. 203 ff. sind jetzt deutlich zu verbessern durch die Materialien im „Nachlaß Sutthoff 1699–1903" (EAA: Fond 3249) sowie durch in Privathand erhaltene ältere Familienaufzeichnungen.

[25] EAA: Fond 1646-2-80, 1646-1-608 f., Herkunft: Berlin, Breslau, Danzig, Erfurt, Friedland, Güstrow(?), Hamburg, Preußisch Holland, Schleswig-Holstein, Königsberg, Niederlausitz, Lüneburg, Mecklenburg, Rothenburg/Tauber.

[26] * 8. 3. 1836 Oldesloe, † 19. 5. 1901 Reval, vgl. DBBL, S. 420. Krull hatte den Betrieb des Narvaer Kupferschmiedes Friedrich Ludwig Brüll aufgekauft, vgl. Narvasche Stadtblätter 12 (25. 3. 1865) u. 34 (26. 8. 1865).

[27] * (1854) Elbing/Ostpreußen, † 1. 10. 1918 Narva; oo Ida Pflug * Frauenburg/Ostpr., † (1902) Narva, Verlagsbeispiele: (dtsch.) E. Dieckhoff: Zur Jahrhundertfeier des Clubs „Harmonie". Narva: 1907; (russ.) Eugen van der Bellen: Besonderheiten der Gegend um Narva. Narva: 1907; vgl. Paul Meyer: Stammfolge d. sächs.-balt. Familie Meyer. Empelde: 1948, S. 84.

[28] Verlagsbeispiele u. a. die mehrjährigen, seltenen Narvaschen Stadtblätter (1862 ff.) sowie die zur Stadtgeschichte relevanten und von dem Lokalhistoriker Hansen herausgegebenen Sitzungsberichte der Narvaschen Alterthumsgesellschaft 1 (1864) bis 34 (1868).

[29] Die wohl letzte Reisebeschreibung, die noch vornehmlich den „pittoresken" und touristischen Aspekt der großen Wasserfälle akzentuierte, dürfte von dem Bremer Reiseschriftsteller Johann Georg Kohl sein, der 1836–1838 u. a. Estland bereiste, vgl. Hans-Albrecht Koch u. a.: Johann Georg Kohl: Auf den Spuren der Entdecker. Graz: 1993, S. 73–97.

[30] Bürger in Narva 29. 12. 1824, Amburger: Narva, S. 204, Hansen: Narva, S. 331; Das Inland 13. 3. 1845. Sp. 16.

[31] Ein unbekannter Stieglitz wird bereits 21. 1. 1813 Bürger in Narva; zur Familie vgl. Bodo Frhr. von Maydell: „Die Stieglitz aus Arolsen" in: Deutsches Familienarchiv 5 (1956), S. 49–128, sowie Nachtrag in 15 (1960).

[32] 1871 gründete der jüngere Napoleon Peltzer eine eigene Fabrik, bis 1940 blieben die Peltzers die bedeutendste Unternehmerfamilie in Narva; vgl. DGB 79 (1933), S. 376 ff. Bilder der Aachener Vorfahren des Gründers befinden sich heute im

Narvaer Kunstmuseum, z. B. von Johann Adolf Peltzer (Nr. 111-K2:28). Bekannter geworden ist die Geschichte dieser Unternehmerfamilie durch die romanartige Darstellung von Isabella Nadolny: „Vergangen wie ein Rauch". München: 1964. Verwiesen sein soll in diesem Zusammenhang auf ältere Beziehungen Aachens u. a. nach Rußland, vgl. F. Stuhlmann, M. Scheins: „Zwei Geschäftsreisen Aachener Großkaufleute in das östliche und nördliche Europa im 18. Jhdt." in: Zs. d. Aachener Gesch.vereins 35 (1913), zu Reval, Narva und Moskau S. 259 ff. Gezielte Anwerbungen von Fachkräften in diesem Raum sind bekannt. Bemerkenswert ist auch die Geschäftsreise eines Lübecker Kaufmanns und Verwandten der Essener Unternehmerfamilie, Wilhelm Karl Krupp, der um 1730 neben Riga und Petersburg auch Narva besuchte, vgl. E. F. Fehling: Lübeckische Ratslinie, Nr. 900.

[33] Alle Angaben nach den Kirchenbüchern der St.-Johannis-Gemeinde. Michaelis tritt dabei auf als Fabrikant der „ehemaligen Tuchfabrik des Pastor emeritus Friedrich Dieckhoff"; die älteren Gebrüder Dieckhoff, beide Schuhmacher, waren seit ca. 1800 aus Bodenwerder nach Reval abgewandert, die Familie erreichte einen raschen Aufstieg, teils als Kaufleute, teils als Theologen, wie der hier gemeinte Friedrich Dieckhoff (* 27. 5. 1794 Bodenwerder, † 27. 2. 1839 Narva). Ein Nachfahre war der o. a. Narvaer Stadtarchivar Eduard Dieckhoff, mit dem die Familie in Narva 1933 ausstarb.

[34] Vgl. besonders die Firmenfestschrift: 75 (Jahre) 1857–1932. Gesellschaft der Krähnholm Manufaktur für Baumwollfabrikate. Tallinn: 1933. Für die Frühgeschichte, wozu bereits 1933 viele Firmenakten verlorengegangen waren, geben darüber hinaus vor allem die Konsularberichte Ernst Kolbes von 1859 bis 1868 detaillierte Auskünfte, die z. T. auch als Import- und Exportübersichten für den Narvaer Hafen in den Narvaschen Stadtblättern abgedruckt sind. Zu Kolbes Konsulat vgl. u. a. Henning von Wistinghausen: „Konsuln in Reval im 18. u. 19. Jhdt." in: OFK 26 (1978), S. 185.

[35] Vgl. Herbert Schwarzwälder: Berühmte Bremer. München: 1972, S. 91–106; Adele Wolde: Ludwig Knoop, Erinnerungsbilder aus seinem Leben. (Privatdruck) 1928; Arved Frhr. von Taube: „Bremisch-baltische Begegnungen aus drei Jahrhunderten" in: Baltische Hefte 13 (1967), S. 35–58, bes. S. 46 ff.; Friedrich Prüser: „Ludwig Knoop" in: Niedersächsische Lebensbilder I, Hildesheim: 1939, S. 244–255; Neue Deutsche Biographie Bd. 12, Berlin 1980, S. 212. Ludwig Knoop: * 15. 5. 1821 Bremen, † 16. 8. 1894 Bremen, oo Pokrowsky/Moskau 10. 6. 1843 Luise Hoyer († 26. 1. 1894 Bremen).

[36] Sein Geburtsnachweis in „Kurländische Seelenlisten, Städte: Mitau", Bd. 60, S. 71 (Herder-Institut, Marburg, frdl. Mittg. von Herrn K.-O. Schlau, Winterbach); Kolbe: † 10. 22. 1880 Petersburg, begr. auf der Georgsinsel in Krähnholm; oo (1842) Emilie Wilhelmine Dorothee Schilling, * 20. 9. 1822 Düsseldorf (luth.), † (1860? Petersburg), Tochter des (1822) Moskauer Kaufmanns Wilhelm Sch. und der Charlotte Dorothee Amalie Isenbeck. Über die Familien Kolbe und Hahn ist eine eingehendere Personenstudie in Arbeit.

[37] Die Aufzeichnungen sind z. T. wiedergegeben bei: Renate Kraack-Luther: Sie lebten und sie starben. Chronik einer Pastorenfamilie aus dem Baltikum. Berlin: 1991, S. 21 ff.

[38] Vgl. Roland Seeberg-Elverfeldt: Arbeitsbedingungen auf der Krähnholmer Baumwollmanufaktur um 1872, (Mskr.), eine kommentierte Bearbeitung nach den Akten der III. Abteilung der ehemaligen Privatkanzlei des Zaren, soweit diese veröffentlicht wurden von A. M. Pankratowa: Die Arbeiterbewegung in Rußland im 19. Jhdt. (russ.), Bd. II, Teil 1. Moskau: 1950, S. 317–406, besonders die neuere Fallstudie von Reginald E. Zelnik: Law and disorder on the Narova River: The Kreenholm Strike of 1872. Los Angeles: 1995.

[39] Vgl. die Monumentalplastik anläßlich der 100-Jahr-Feier der Streikbewegung von 1872 durch K. Reitel und B. Kalakin bei Gustav German: Narva. Tallinn: 1991, S. 50.

[40] * 8. 10. 1832 Uhora/Jamburg (Gouv. Petersburg), † 1./14. 8. 1914 Narva (KB-Narva: St. Johannis), Eltern: Mühlenbauer Friedrich Bernhard H., * 21. 3. 1801 Neubrandenburg † 1835 (begr. Moloskowitz/Ingermanland), Johanna Dorothea Leisdorff * 24. 3. 1804 Werro?, † (12. 2.) 1874 Narva (begr. Moloskowitz); Heirat 24. 2. 1863 mit Adele Sophie Kolbe (* 20. 8. 1843?), Hahns Bildnis heute im Kunst-Museum Narva. Besonders aufschlußreich zur Familie sind die privaten Aufzeichnungen von Hahns Enkel Nikolai Hahn (* 23. 10. 1910 Petersburg, † 27. 2. 1969 Chemnitz), die sich, wie auch eine größere Foto- und Briefsammlung im Privatbesitz der Familie befinden, für deren Nutzung ich zu danken habe.

[41] Das geänderte soziale Umfeld, das zu diesem Wahlergebnis führte, ist am ehesten zugängig über das vollständige, auch die jeweilige steuerliche Einstufung und den ausgeübten Beruf enthaltende Wählerverzeichnis für die Wahl der Deputierten zur Jamburgischen Landesversammlung vom 15. 12. 1867, vgl. Narvasche Stadtblätter, Dezember 1867.

[42] * 18. 6. 1806 Groden/Hamburg, † 5. 10. 1883 Narva; vgl. Karl Schaper: „Jürgen Nikolaus Hahl – der Pionier des Rauhen Hauses in Narwa" in: Kirche im Osten 9 (1966), S. 101–116; seine Briefe an J. H. Wichern im Kirchenarchiv Hamburg (Bestand: Rauhes Haus VIII-Aa46), DGB 79 (1933), S. 311, Baltische Ahnen- und Stammtafeln 35 (1993), S. 31, sein Bruder Johann Matthias war Kunsttischler und Ältester der Kleinen Gilde, * 24. 8. 1814 Hamburg, † 2./14. 10. 1878 Narva.

[43] Vgl. dazu detailliert die tabellarischen Übersichten der zahlenmäßigen Entwicklung der einzelnen Kirchengemeinden (dt. russ., estn., kath. u. a. m.) bei Peter Haller: Biostatik der Stadt Narva nebst Vorstädten und Fabriken in den Jahren 1860–1885. Dorpat: 1886.

[44] * 20. 9. 1889 Essen-Werden, † 15. 4. 1951 Lehrte/Hannover, oo München 14. 6. 1919 Emilie Toursel (* 30. 9. 1894 Petersburg, † 31. 5. 1975 Lehrte), vgl. Baltische Briefe 32 (1951), S. 9; das Exequatur als Konsul wurde erteilt Reval/Tallinn 31. 8. 1936, zurückgekehrt durch Umsiedlung 15. 1. 1940.

[45] E. Amburger: „Der russische Staatsmann Heinrich Ostermann, seine westfälischen Ahnen und russischen Nachfahren" in: Beiträge zur westfälischen Familienforschung 18 (1960), S. 31–56. Gisela Wilbertz: Heinrich Graf Ostermann 1687–1747. Bochum: 1987. Wolfram Eggeling: Heinrich Graf Ostermann: Ein Märker im russischen Staatsdienst, in: Der Märker: landeskundliche Zeitschrift für den Bereich der ehem. Grafschaft Mark und den Märkischen Kreis 46 (1997), S. 79–87, 130–139.

Rudolf Mumenthaler

Schweizer im Nordwesten des Zarenreichs

Der junge Basler Mathematiker Niklaus Fuss staunte nicht schlecht, als er sich 1773 in Petersburg etwas eingelebt hatte:

> „bey H.Grim[m] [einem Basler Kaufmann] treffe ich immer Lands Leüte an, ich kenne schon sehr viele, es müssen dem Ansehen nach eine Menge Schweitzer hier seyn. Wenn ich mir nicht außerordentliche Mühe gebe, so verspreche ich mir keine großen Progressen in der Russischen Sprache, es wird gar zu sehr Deutsch u. Französisch gesprochen."[1]

Diese stattliche Schweizer Kolonie in St. Petersburg und im Nordwesten des Zarenreichs mit Baltikum und Finnland möchte ich nun etwas genauer betrachten.

Forschungsstand

Eine eigentliche wissenschaftliche Untersuchung über die Schweizer im östlichen Ostseeraum gibt es nicht. Die Erforschung der Schweizer Auswanderung hat sich stets auf das Zarenreich als Ganzes konzentriert. Sie begann mit einem vom Nationalfonds finanzierten Forschungsprojekt an der Universität Zürich unter der Leitung von Prof. Carsten Goehrke. Während drei Jahren wurden Daten gesammelt, und 1985 konnten die Resultate der Pilotstudie publiziert werden.[2] Die einzelnen Mitarbeiter führten ihre Studien fort und beschäftigten sich mit verschiedenen Berufsgruppen. So entstanden die Arbeiten über die Schweizer Industrie[3], die Schweizer Käser[4] und die Bündner im Zarenreich.[5] Carsten Goehrke gelang es zudem, eine neue Generation von Studierenden für das Thema zu interessieren. Im Rahmen von weiteren Lizentiatsarbeiten und Dissertationen konnten die übrigen wichtigen Berufsgruppen bearbeitet werden: die Ärzte[6], die Theologen[7], die Wissenschaftler[8] und die Offiziere.[9] In Bearbeitung sind momentan noch

die Schweizer Erzieherinnen[10], zudem die Rückwanderung[11] und eine statistische Analyse der Rückwanderer.[12] Nur die Berufsgruppe der Künstler und Architekten harrt noch ihrer Untersuchung. Gerade sie haben aber in St. Petersburg die dauerhaftesten Spuren hinterlassen und das Bild der Stadt maßgeblich mitgeprägt. Auch außerhalb der Zürcher Universität wird und wurde die Schweizer Auswanderung erforscht. Hervorheben möchte ich hier die Arbeit Antero Leitzingers über die Schweizer Auswanderung nach Finnland.[13] Dank diesen Vorarbeiten fällt es ziemlich leicht, eine Übersicht über die Schweizer im Nordwesten des Zarenreichs zu geben. Die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg möchte ich hier ausklammern.

Die Bedeutung des Ostseeraums für die Schweizer Auswanderung ins Zarenreich

Betrachten wir zunächst die Bedeutung der Ostseeregion für die Schweizer Auswanderung ins Zarenreich. Die Verteilung auf die verschiedenen Regionen wurde in der Pilotstudie untersucht. Gesamthaft nahm der Nordwesten, d. h. die Region um St. Petersburg mit 20,3 % den ersten Rang ein, vor Zentralrußland um Moskau mit knapp 17 % und Südrußland mit 16,6 %. Das Baltikum war mit 8,8 % viertwichtigste Region und Finnland mit 6,9 % folgte nach Polen auf dem sechsten Platz. Damit lebten im Ostseeraum 36 % der in der Pilotstudie erfassten Rußlandschweizer. Dieser Anteil war im Laufe der gut 200 Jahre, in denen Schweizer in Rußland eine Rolle spielten, nicht konstant gewesen. Peter der Große hatte nicht nur ein Fenster nach Westen, sondern auch das Tor für Einwanderer aus Westeuropa geöffnet. Erst unter ihm gelangten Schweizer in größerer Zahl ins Zarenreich. Zunächst spielte die junge Hauptstadt den wichtigsten Anziehungspunkt. Ende des 18. Jahrhunderts lebte fast die Hälfte der erfassten Schweizer in St. Petersburg. Auch das durch den Hafen von Riga gut erschlossene Baltikum gehörte zu den frühen Zielen der Schweizer Auswanderung.[14] Im Laufe des 19. Jahrhunderts stieß aber Zentralrußland an die Spitze.[15] Dabei konzentrierte sich die Schweizer Bevölkerung auf die Großstädte St. Petersburg (884 erfasste Schweizer) und Moskau (505). Riga beherbergte mit 149 erfassten Schweizern ebenfalls eine stattliche Schweizer Kolonie. Die effektive Zahl der Schweizer lag be-

	Daten aus der Pilotstudie (RSA-Datenbank)		Verschiedene Teilerhebungen		
Berufsgruppe[18]	Anteil (%) Nordwesten	Zarenreich insgesamt	1842 (%) in SPb	1857 (%) in SPb	Rückwanderer (VRS)[19]
Kaufmann	17,7	15,4	16,3	8,1	23
Erzieher	13,6	10,8	17,4	35,5	25,8
Konditor	13,4	16,7	11,8	7,2	3,7
Architekt	11,3	6,0	12,4	4,4	2,3
Landwirt (Käser)	6,8	21,6	10,7		3,7
Maschinen-industrie	6,3	5,7	3,4	14[20]	9,1
Künstler	5,0	2,6	2,8	3,7	2,4
Textilindustrie	3,5	3,1	11,2	2,5	1,4
Juwelier	3,4	1,6	3,4		1,9
Naturwissen-schaftler	3,4	2,0	2,2		1,6
Offizier	3,1	2,6	1,1		
Arzt	1,8	1,9		0,3	3,1
Beamter	1,7	1,1	3,4		0,3
Verleger	1,7	0,6		0,6	1,6
Hausang., Schüler	1,6	1,3		21,5	16,6
Pfarrer	1,6	2,4	2,2	2,2	0,3
Fabrikant	1,4	1,5	1,7		0,7
Geisteswissen-schaftler	1,3	0,9			1,4
Bergbau	0,9	1,9			0,5
Journalist	0,5	0,3			0,7
Gesamtzahl	844	3984	178	325[21]	790

Tab. 1: Erhebungen zur Berufsstruktur der Schweizer im Nordwesten des Rußländischen Reichs

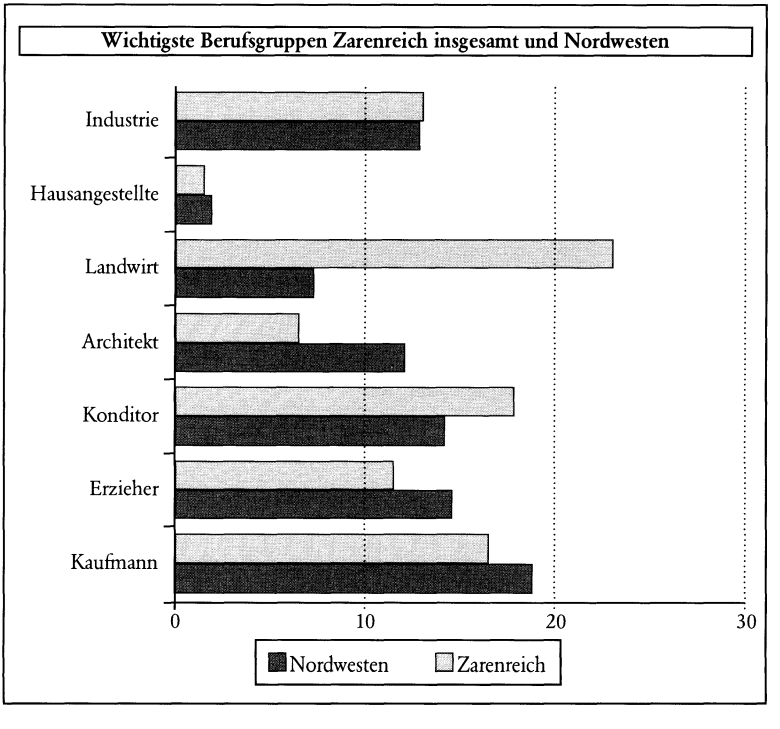
deutend über diesen Werten. Die russische Volkszählung von 1897 ermittelte fast 6000 Schweizer, von denen 23,95 %, also über 1400, im Nordwesten und 8,16 % im Baltikum lebten. Die Schweizer stellten damit Ende des 19. Jahrhunderts 5,3 % der zahlreichen Ausländer der Hauptstadt. Der Schweizer Konsul Eugène Dupont in St. Petersburg schätzte die Zahl der Schweizer 1876 in St. Petersburg auf mindestens 800. Genauere Angaben konnte er nicht liefern, da es seine Landsleute nicht besonders liebten, sich registrieren zu lassen.[16]

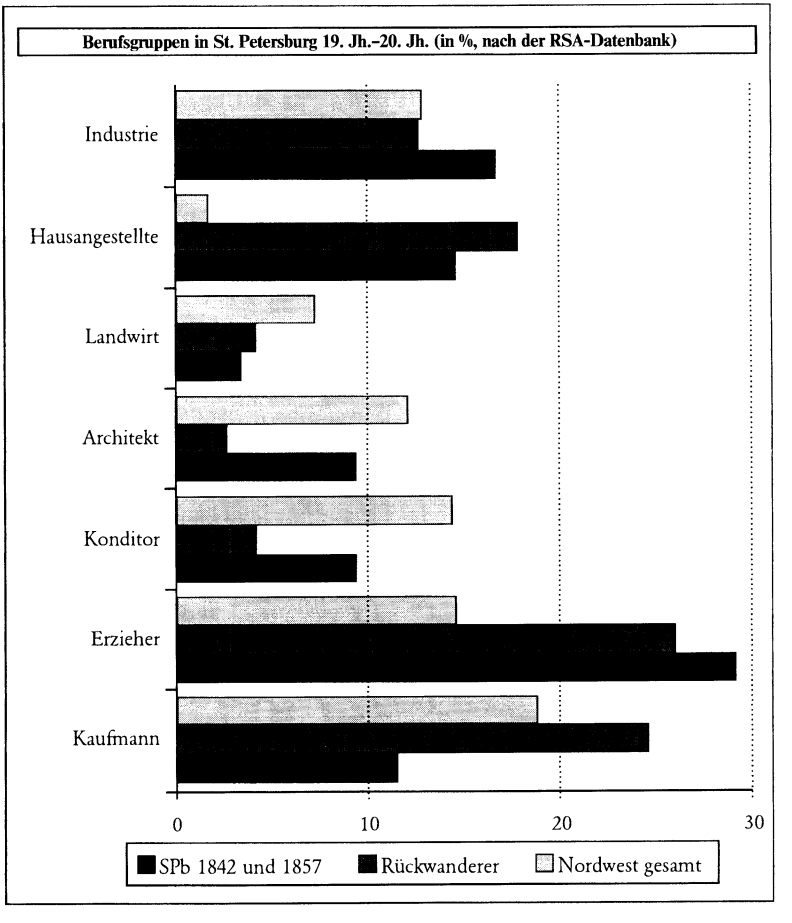
Mit Hilfe der Datenbank der Rußlandschweizer, wie sie in der Pilotstudie angelegt worden war, lassen sich die Regionen nach Berufsgruppen aufschlüsseln.[17] Für den Nordwesten ergibt sich folgende Verteilung (siehe Tab. 1 auf S. 147).

Betrachten wir zunächst die Ergebnisse der Auswertung der Datenbank der Rußlandschweizer (Grafik auf S. 149). Der Vergleich mit der Gesamtzahl zeigt im Nordwesten eine Konzentration der Architekten, Künstler, Kunsthandwerker, Naturwissenschaftler und Verleger. Dagegen sind vergleichsweise wenig Käser in dieser Region vorzufinden. Die junge Berufsgruppe der Kaufleute verdankt ihre herausragende Position der Bedeutung St. Petersburgs als Handelszentrum. Sicherlich untervertreten sind in der Untersuchung die Erzieherberufe (Lehrer, Gouvernanten), die einen beträchtlich höheren Anteil gestellt haben dürften. Das Gegenteil gilt für die Konditoren, welche in der Pilotstudie durch die Arbeiten Bühlers überrepräsentiert sind.

Einen interessanten Vergleich und Zeitschnitt erlaubt eine Liste der Schweizer in St. Petersburg im Jahre 1857 (Grafik auf S. 150).[22] Hier erfolgt die Korrektur des Anteils der Lehrtätigen, vor allem dank den 92 Erzieherinnen, auf geradezu dramatische Weise.[23] Die Restkategorie der Hausangestellten, Rentner und Schüler erlangt durch 45 Dienstboten eine ungeahnte Bedeutung. Überhaupt werden die Resultate der Erhebung der Pilotstudie markant „nach unten", d. h. zugunsten der Unterschichten korrigiert. Weggefallen sind die naturalisierten Beamten und andere Elitenberufe. Diese Liste ist aufgrund der beim Konsulat registrierten Schweizer erstellt worden. Wie wir aus den Klagen des Konsuls wissen, waren dies oft Landsleute, die sich in Schwierigkeiten befanden. Tendenziell dürften also eher die Unterschichten und Neuankömmlinge erfaßt wor-

den sein und weniger die alteingesessenen und etablierten Rußlandschweizer. Umgekehrt waren gerade diese in der Pilotstudie eher übervertreten, da sie leichter faßbar waren. Die kleinen, unbekannten Leute hinterließen weniger deutliche Spuren in Rußland und gingen eher verloren. Zwischen den beiden Extremen liegt die Liste der Schweizer aus dem Jahre 1842, welche für die RSA-Datenbank ausgewertet worden ist.[24] Eine weitere Vergleichsmöglichkeit erlaubt die erwähnte Arbeit Markus Lengens. Aus der von ihm erstellten Datenbank der in der Vereinigung der Rußlandschweizer organisierten Rückwanderer geht für die Lehrtätigen und Kaufleute ein Anteil von etwa einem Viertel an den Schweizern im Nordwesten hervor.[25]





In dieser Grafik wird die zeitliche Verschiebung der Schwergewichte ersichtlich, aber gleichzeitig treten auch Definitionsprobleme zutage: Die Kaufleute erleben offenbar einen gewaltigen Aufschwung, ebenso die Erzieher. Dagegen gingen die Architekten und Konditoren offenbar stark zurück. Bei den Hausangestellten wurden vor allem in der Pilotstudie kaum Vertreter erfaßt, während

Markus Lengen auch die Hausfrauen, die diesen Beruf angegeben haben, aufgenommen hat. Im Sektor Industrie habe ich alle technisch-handwerklichen Berufe subsumiert, von Fabrikanten über Ingenieure bis zu Arbeitern.

Für St. Petersburg ergibt sich noch eine weitere Schwierigkeit, da es als Transitstation für fast alle Aus- und Rückwanderer diente. Es ist kaum möglich, die Ansässigen eindeutig von den Durchreisenden zu trennen. Soviel zu den Schwierigkeiten der Datenerhebung.

Für das Baltikum möchte ich nur die wichtigsten Berufe nennen, wobei sich hier die Auswanderer auf wenige Hauptberufe konzentrierten:

Beruf	Zahl	Anteil
Konditor	68	28 %
Landwirt	53	21,8 %
Kaufmann	52	21,4 %
Erzieher	22	9,1 %
Ingenieur	9	3,7 %
Pfarrer	7	0,4 %
übrige	32	15,6 %
insgesamt	243	100 %

Tab. 2: Berufsstruktur der Schweizer im Baltikum

Auch hier gilt das oben gesagte: Die Konditoren sind eindeutig übervertreten, während die Erzieher(innen) gewaltig unterrepräsentiert sind. Das Bild der Hauptberufe der Schweizer in Finnland hat Leitzinger gegenüber der Pilotstudie korrigiert. Vor allem hat er den Gouvernanten dank seinen intensiven Forschungen in schweizerischen und finnischen Archiven den ihnen zustehenden Anteil von 34 % zugewiesen.[26] Die beiden anderen dominierenden Professionen hat er entsprechend nach unten korrigiert.[27]

Beruf	Anteil bei Leitzinger	Anteil in Pilotstudie
Käser	38 %	64 %
Konditor	11 %	29 %
Gouvernanten	34 %	1,4 %
Gesamtzahl	520	153

Tab. 3: Berufsstruktur der Schweizer in Finnland

Abschließend zu dieser strukturellen Analyse der regionalen Verteilung der Schweizer kann man sagen, daß wir es in St. Petersburg mit einer ausgeprägt städtischen, hochspezialisierten Auswanderung zu tun haben, während sie im Baltikum und vor allem in Finnland verstärkt auch von ländlichen Berufen geprägt war. Von der deutschen unterscheidet sich die schweizerische Auswanderung ins Zarenreich vor allem dadurch, daß bäuerliche Kolonisten eine untergeordnete Rolle spielten. Die Schweizer Emigration war – und dies gilt für den Nordwesten noch verstärkt – eine ausgesprochene Spezialisten- und Einzelwanderung.

Die einzelnen Berufe

Beginnen möchte ich mit jener Gruppe, die bisher noch nicht wissenschaftlich untersucht worden ist, gerade für St. Petersburg aber eine wichtige Rolle gespielt hat: mit den *Architekten*, hauptsächlich aus dem Tessin. Sie verkörpern den Typus des temporären Auswanderers aus einer armen Region, deren Söhne ihr Auskommen im Ausland suchen mußten. Letztes Jahr widmeten zwei Museen ihrem Leben eine Ausstellung.[28] Im Vordergrund stand dabei Domenico Trezzini (ca. 1670–1734), der Baumeister von St. Petersburg. Er war 1703 bei Arbeiten in Kopenhagen vom russischen Gesandten angeworben worden, um die Bauleitung über die neue Stadt an der Mündung der Neva zu übernehmen. Ihm ist vor allem der Plan für die Anlage der Stadt zu verdanken. Entsprechend den Absichten des Zaren entstand eine westeuropäisch geprägte Stadt. Unter Trezzinis Bauten stechen die Peter-und-Pauls-Festung mit der Kathedrale als Wahrzeichen, das Alexander-Newski-

Kloster, die Admiralität sowie die zwölf Kollegien (heute Universität) hervor. Daneben konzipierte Trezzini auch Normhäuser.[29] Die Arbeit am Alexander-Newski-Kloster führte nach seinem Tod sein Verwandter Pietro Antonio (1692) weiter.[30] Dieser avancierte zu einem bedeutenden Kirchenbauer, doch stand er stets im Schatten des italienischen Oberarchitekten, Bartolomeo Rastrellis. Neben den Trezzinis zeichneten sich noch weitere Tessiner Architekten aus, so z. B. Luigi Rusca (1758–1822) oder Domenico Adamini (1800–1827). Die Architekten entsprachen genau dem Anforderungsprofil, das Rußland an die Immigranten stellte: Sie waren Spezialisten in der Steinbauweise, über die das Zarenreich selbst nicht verfügte. Sie prägten mit ihrer Baukultur des Spätbarock und Klassizismus das Aussehen der neuen Hauptstadt.

Unter den Tessinern befinden sich auch einige Maler, z. B. Antonio Baroffio-Bruni und sein Sohn Fedele (1801–1876), der an der Kunstakademie lehrte und ihr auch als Rektor vorstand. Künstlerisch machte er sich einen Namen als Maler der Isaakskathedrale. Bereits 1717 war mit dem St. Galler Georg Gsell (1673–1740) ein Schweizer Maler von Peter dem Großen engagiert worden. Er stieg zum Hofmaler auf und bildete an der Akademie der Wissenschaften zahlreiche Künstler und wissenschaftliche Zeichner aus.[31]

Damit ist das Stichwort für die zweite bedeutende Berufsgruppe gegeben, welche zwar nicht das Aussehen, jedoch den Ruf St. Petersburgs begründet haben: die *Wissenschaftler*. Der Nordwesten und das Baltikum beherbergten zusammen die Hälfte aller Schweizer Wissenschaftler im Zarenreich. Noch im 18. Jahrhundert wirkten fast alle Schweizer Gelehrten an der Akademie der Wissenschaften, mit der Peter der Große den Grundstein für eine eigene russische Wissenschaft legen wollte. Als die Institution kurz nach dem Tode ihres Stifters eröffnet wurde, gehörten mehrere Schweizer zu den allesamt aus dem Ausland verpflichteten Professoren. Jakob Hermann, Daniel Bernoulli und der zwei Jahre später nachgereiste Leonhard Euler waren die Aushängeschilder der jungen Institution. Die Schweizer stellten im 18. Jahrhundert 8 % der Akademiemitglieder. Ihr Einfluß überstieg diesen quantitativen Anteil jedoch bei weitem, besonders nach der Rückkehr Leonhard Eulers im Jahre 1766 – er hatte seit 1741 in Berlin beim Aufbau der Akademie gewirkt. Der damals berühmteste Mathematiker brachte

seinen Sohn Johann Albrecht als Physikprofessor mit. 1769 übernahm dieser das Amt des Sekretärs der Akademie. Damit war er für den Austausch mit westeuropäischen gelehrten Gesellschaften, das Protokoll der Sitzungen und den Druck der Publikationen verantwortlich. In der Person des jungen Basler Mathematikers Niklaus Fuss (1755–1825) holte sich der inzwischen erblindete Leonhard Euler einen fähigen Mitarbeiter nach St. Petersburg. Mit Unterstützung seines Lehrers stieg er vom Gehilfen zum faktischen Leiter der Akademie und maßgeblichen Gestalter der Schulreformen unter Zar Alexander II. auf.[32] Von Johann Albrecht Euler, dessen Tochter er geheiratet hatte, übernahm er auch das Amt des Sekretärs. Mit seinem Sohn Paul folgte 1826 ein weiterer Schweizer auf diesem einflußreichen Posten. Nach dem Chemiker Hermann Heinrich Hess, der bereits als Kind nach Rußland ausgewandert war und seine Ausbildung an der Universität Dorpat erhalten hatte[33], kam 1868 ein letzter Schweizer an die Akademie der Wissenschaften: Heinrich Wild. Der Physiker und Meteorologe übernahm die Leitung des physikalischen Zentralobservatoriums in St. Petersburg. In dieser Funktion gelang es ihm, das ganze Zarenreich mit einem Netz meteorologischer Stationen zu überziehen. Zudem wurde nach seinen Plänen das magnetische Observatorium in Pavlovsk gebaut.

Neben der Akademie bot die Hauptstadt seit 1839 einen weiteren wichtigen Anziehungspunkt: das astronomische Observatorium von Pulkovo. Als Gehilfen hatte der Gründer und Direktor Wilhelm Struve schon lange Georg Fuss, den Bruder von Paul, im Auge gehabt. Er arbeitete als Beobachter an der neuen Sternwarte, bevor er die Leitung des Observatoriums in Wilna übernahm. Sein Sohn Viktor Fuss sorgte als Mitarbeiter in Pulkovo und danach als Direktor des Kronstädter Marineobservatoriums dafür, daß die Nachkommen Leonhard Eulers bis ins 20. Jahrhundert hinein im Nordwesten des Zarenreichs wissenschaftlich tätig blieben.

Für Gelehrte boten auch die Ostseeprovinzen im 19. Jh. ein fruchtbares Betätigungsfeld. An der Universität Dorpat lehrten zwar nicht allzu viele Schweizer. Zu erwähnen wäre etwa der Theologe Rudolf Henzi oder der Byzantinist Wilhelm Regel. Aber dafür prägten Zürcher Ingenieure die Anfangszeit des Polytechnikums Riga, das 1862 gegründet worden war. Es gelang, die durch die Deutschen Culmann und Fiedler berühmt gewordene Zürcher

Ingenieurschule mittels mehrerer Assistenten an die Düna zu verpflanzen. Die Schweizer Bessard, Ritter und Beck wurden von weiteren Absolventen des Zürcher Polytechnikums begleitet. Mit der Russifizierung fand ihre Ära 1896 ein Ende.[34]

Leonhard Eulers Söhne repräsentieren drei wichtige Zweige beruflicher Tätigkeit von Schweizern in St. Petersburg: Wissenschaftler, Arzt und Offizier. Betrachten wir zunächst die *Ärzte,* ebenfalls eine Berufsgruppe, für die bereits und vor allem im 18. Jh. ein großer Bedarf an Ausländern bestand. Sie fanden ihr bestes Auskommen in St. Petersburg. Ziemlich genau ein Drittel aller Schweizer Ärzte wirkte hier, über 13 % im Baltikum. In mehreren Briefen beneidete Johann Albrecht Euler seinen Bruder Karl um seinen Beruf als Heilkünstler. Sein Einkommen war sehr hoch, und er konnte stets mit Geschenken zufriedener Patienten rechnen. Fuss verglich die materiellen Aussichten eines Mathematikers mit denjenigen eines Arztes: Außer an ein paar wenigen Akademien gäbe es keine Verdienstmöglichkeiten für Meßkünstler.

> „Dahingegen der geschickte Arzt allerorten Brod findet, und zwar hier vorzüglich reichlich [...]. Der Anfang ist freylich, wie allerorten und in allen Dingen, schwer. Ein Ankömmling, der nicht mächtige Empfehlungen hat, kann höchstens eine Gouvernements- oder Divisionsarztstelle erwarten, deren jene 300 R., diese 800 R. Gehalt abwirft, und nun kommt es darauf an, ob in der Stadt und der umliegenden Gegend, wo er seine Residenz aufschlagen muß, genereuser Adel oder reiche Kaufmannschaft ansässig ist, die ihm dann, wenn er erst die Sprache etwas gelernt und sich Zutrauen erworben hat, seine Bemühungen reichlich vergüten. Auch pflegen reiche Edelleute, die sich auf ihren Gütern aufhalten, Hausärzte zu halten, und mit 600, 800, auch wol 1000 R. und freyer Station zu besolden; solche Stellen bey Particuliers führen aber nicht weiter und dienen bloß zu Wartestellen, die man behält, bis man etwas besseres findet, nachdem man sich Bekanntschaften erworben hat."[35]

Diese Einschätzung teilte der Luzerner Arzt Heinrich Ludwig Attenhofer in seiner zwischen 1808 und 1815 entstandenen „Medizinischen Topographie der Haupt- und Residenzstadt St. Petersburg": Im Staatsdienst war immer eine Stelle frei, und man konnte sich für eine Anstellung als Hausarzt bewerben. „Unter 300 Ärzten, die sich in St. Petersburg befinden sollen, lebt Keiner in Armuth, wohl Einige im Überfluß."[36] Wegen wachsendem Konkurrenzdruck wurde es jedoch immer schwieriger, wohlhabende Privatpatienten zu finden.

Bei den Schweizer Ärzten im Zarenreich bilden die eigentlichen

Auswanderer nur die Minderheit. Zwei Drittel stellten die Nachkommen von ausgewanderten Schweizern. Die meisten ließen sich an der Universität Dorpat ausbilden. Sie war die wichtigste Hochschule für Rußlandschweizer der zweiten und späterer Generationen. 34 Rußlandschweizer studierten Medizin, 17 Theologie und 10 Rechtswissenschaft, dazu kommen einzelne Astronomie-, Mathematik- oder Phil.-I-Studenten. Beliebt waren Studienrichtungen, die eine sichere Zukunft versprachen. Dazu gehörten auch die technischen Studiengänge, wie sie seit 1862 am Polytechnikum Riga angeboten wurden. Hier schrieben sich bis zum Ersten Weltkrieg insgesamt 27 Schweizer ein.[37]

Kehren wir ins 18. Jahrhundert zurück. Eindeutig zu den frühen Berufen sind die *Offiziere* zu zählen. Anknüpfen können wir hier bei Leonhard Eulers Sohn Christoph, der schon in Preußen die militärische Laufbahn eingeschlagen hatte und es in Rußland als Chef der Waffenfabrik in Sisterbeck bis zum Rang eines Generalleutnants brachte.[38] Insgesamt finden sich 20 Offiziere mit dem Namen Euler in russischen Diensten. Die regionale Einengung des Blickfeldes bewährt sich bei den Offizieren nicht, da ihre Tätigkeit selten auf einen Ort fixiert war. In St. Petersburg kam Niklaus Ludwig Stürler (1786–1825) als Kommandant eines Leibgarderegiments beim Dekabristenaufstand ums Leben. Der bedeutendste Schweizer Offizier, der Militärtheoretiker Antoine-Henri Jomini (1779–1869), wirkte als Mitbegründer der Militärakademie ebenfalls in der Hauptstadt.[39]

Der Westschweizer Jomini führt uns zu den Romands, den Schweizern französischer Zunge. Sie prägten vor allem den *Erziehungssektor*. Ob als Privatlehrer in allerhöchsten Kreisen, als Gouvernanten bei russischen Adelsfamilien oder als Gymnasiallehrer, die Westschweizer genossen in Rußland einen hervorragenden Ruf. Der Waadtländer Frédéric César de Laharpe (1754–1838) kam 1783 nach St. Petersburg und wurde von Katharina II. als Französischlehrer für ihren Enkel Alexander, den späteren Zaren, engagiert. Zur gleichen Zeit kümmerten sich Laharpes Landsfrauen Jeanne Huc-Mazelet (1765–1852), Esther Monod und eine Mademoiselle de Sybourg um die Erziehung der Enkelinnen Katharinas. Eine solche Dominanz erlangten die Schweizer am Zarenhof später nicht mehr. Der letzte, Pierre Gilliard (1879–1962), teilte als Erzieher des

Thronfolgers Alexej den Hausarrest der Zarenfamilie nach der Februarrevolution 1917 bis zum Sommer 1918.[40]

Zahlenmäßig wird der Berufsstand der Erzieher jedoch von den Frauen geprägt, die meist als Gouvernanten die Kleinkinder betreuten. Diese ledigen Frauen sind in ihrer Mehrheit nur schwer zu erfassen, doch dürften sie die größte Gruppe der Auswanderer gestellt haben. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts veränderte sich das Profil der Lehrtätigen weg von den ausgebildeten Lehrerinnen und Lehrern hin zu relativ schlecht gebildeten Gouvernanten.[41] Zurückgegangen waren vor allem die Stellen als Privatlehrer, die gerade in der Hauptstadt durch zahlreiche öffentliche Schulen verdrängt worden waren.[42] Nun versuchte man das Plazierungswesen zu institutionalisieren. 1874 wurde in Genf eine Agentur eröffnet, die eng mit dem Generalkonsulat in St. Petersburg zusammenarbeitete. Zum Schutz der jungen Frauen holte man nun Erkundigungen über die Arbeitgeber ein.[43] Wie wenig gesichert die Stellung der Gouvernanten war, zeigen die Berichte des Konsulats oder der Hilfsvereine.

Die Schweizer, meist reformierter Konfession, ließen sich in Rußland wenn möglich von eigenen *Pfarrern* seelsorgerisch betreuen. In St. Petersburg entstand schon bald eine französisch-reformierte Kirchgemeinde, mit wachsender deutscher Beteiligung. Seit 1746 sollte der Pfarrer zweisprachig predigen, später wurde die zerstrittene Gemeinde von zwei Pfarrern betreut und 1859 spaltete sie sich endgültig auf. In der ersten Phase dominierten die Genfer, die mit Robert Dunant auch den ersten Pfarrer stellten.[44] Nur einmal beriefen die Deutsch-Reformierten einen Schweizer Pfarrer, während sich die französische Gemeinde häufig an Westschweizer wandte, die das Amt von 1798 bis zur Revolution fest in ihren Händen hatten.[45] Guido Pingoud, Rußlandschweizer dritter Generation, brachte es nach Studien in Dorpat zum Generalsuperintendenten des St. Petersburger Konsistorialbezirks, womit er eines der höchsten Ämter der lutherischen Kirche in Rußland bekleidete. Auch in Tallinn/Reval wirkten zwei Schweizer Pfarrer, Rudolf Reutlinger von 1837 bis 1845, bevor er nach Moskau und dann nach Novgorod zog, und Gustav Matthey von 1900 bis 1904. Danach übernahm er bis 1919 eine Pfarrerstelle im estnischen Röthel.[46] Den Theologieprofessor Samuel Gottlieb Rudolf Henzi,

der von 1820 bis zu seinem Tod 1829 an der Universität Dorpat wirkte, haben wir bereits erwähnt.

Wir kommen nun zu den Berufen, die ihre Bedeutung erst im 19. Jahrhundert erlangten:

Die Schweizer *Käser* stammten in der Mehrheit aus dem Berner Oberland, von wo sie die Ausbreitung der Milchwirtschaft im Schweizer Mittelland vertrieben hatte. In der Regel produzierte man den Emmentaler-Käse, das großlöchrige Symbol für Schweizer Käse. Meist kamen die Käser als Angestellte auf einen Gutsbetrieb, häufig von Verwandten vermittelt, und machten sich dann später selbständig.[47] Einen steilen sozialen Aufstieg durchlief der Thurgauer Adolf Imhof, der als Knecht auswanderte und es auf den estnischen Inseln Dagö und Ösel zum Besitzer von fünf Käsereien brachte.[48] Finnland erlebte anfangs des 20. Jahrhunderts einen wahren Boom. 1903 organisierten sich die 52 Schweizer Käser in einem eigenen Verband.[49]

Die *Konditoren* stammten fast ausschließlich aus dem Kanton Graubünden. In ihrer Ausbreitung nach Osten erreichten sie um 1780 das Baltikum und nach 1800 auch die Hauptstadt des Zarenreichs.[50] In St. Petersburg betrieben die Bündner Tobias Branger und Salomon Wolf das bekannte Café „Wolf et Béranger", das einen wichtigen Treffpunkt der gehobenen St. Petersburger Gesellschaft bildete.[51] Gleich gegenüber, ebenfalls am Nevskij Prospekt, eröffnete 1841 Ludwig Domenic Riz à Porta sein „Café-Restaurant Dominique". In seinem Schwiegersohn Johann Luzius Isler (1810–1877) fand er am Nevskij 40 einen Nachahmer. Dieser expandierte schon bald in Richtung Vergnügungsunternehmen, als er 1848 die „Islersche Mineralwasser-Anstalt" mit einer großzügigen Parkanlage gründete. Zu den Attraktionen gehörte ein Ballonaufstieg, Orchestermusik und der Auftritt von Artisten.[52]

An der Spitze der späten Berufe steht der *industriell technische Sektor*. An ungelernten Arbeitern herrschte kein Mangel, wohl aber an Spezialisten, vor allem Facharbeitern und Büropersonal. Nicht unbedeutend waren die Schweizer Firmen mit Schweizer Angestellten. Als einzige bedeutenden Berufsgruppen ist weder für die Kaufleute noch für die Arbeiterschaft eine Untersuchung geplant. Enthalten sind sie strukturell schon in Raubers Dissertation, jedoch nicht als Personen. Rauber hat gezeigt, daß das Zarenreich den

Schweizer Unternehmern fast unbegrenzte Möglichkeiten bot. Neben Zentral- und Südrußland bildeten die Hafen- und Handelsstädte St. Petersburg (66 Firmen) und Riga (25 Firmen im Baltikum) wichtige Zentren schweizerischer Aktivitäten. Im Nordwesten siedelten sich vor allem Textilunternehmen an, Uhrenateliers, Lebensmittel-, Chemie-, Maschinen- und Holzindustrie, in Riga ebenfalls die ostseeorientierte Holz- und die Lebensmittel- sowie die Maschinenindustrie.[53] Gleich zwei Schweizer Dozenten des Polytechnikums Riga gründeten hier sehr erfolgreiche Firmen: der Elektrotechniker Engelbert Arnold baute nach einem eigenen Verfahren Dynamomaschinen, und der Maschineningenieur Rudolf Heinrich Mantel begann 1879 mit einer kleinen Maschinenfabrik, die sich sehr schnell entwickelte. Als sie 1899 in eine Aktiengesellschaft übergeführt wurde, beschäftigte sie 600 Angestellte und erzielte mit der Produktion von Dampfmaschinen, Schiffen, Papiermaschinen, Mühlen, Liften u. v. m. einen Umsatz von 800.000 R. jährlich.[54] Der Firmengründer übte ab 1897 das Amt des Honorarkonsuls aus, wurde Direktor des Rigaer Fabrikantenvereins und machte sich vor allem für den Wiederaufbau der Industrie nach dem Weltkrieg verdient.[55]

Das Leben in der Schweizer Kolonie

Nun wissen wir etwa, welche Schweizer im nordöstlichen Ostseeraum gelebt und gearbeitet haben. Es gilt noch die Beziehungen untereinander zu betrachten. Wie gestaltete sich das Leben der Schweizer in der Fremde? Eigentliche Kolonien gab es in St. Petersburg und Riga. Wichtigster Treffpunkt war die reformierte Kirche, wobei gegenüber den Lutheranern wenig Berührungsängste herrschten. Der deutschreformierte Pfarrer Johannes von Muralt rief 1814 in St. Petersburg die Schweizer Hülfsgesellschaft ins Leben, um notleidende Landsleute zu unterstützen.[56] Das Beispiel machte Schule, nicht nur im Zarenreich – es folgten unter anderen Schweizervereine in Moskau (1840), Odessa (1845) und Riga (1874) – sondern auch in anderen Ländern mit Schweizer Kolonien. Am 30. Dezember 1890 konnte ein eigenes Schweizerheim auf Wassili-Ostrow feierlich eröffnet werden, in dem hilfsbedürftige Landsleute Zuflucht fanden.[57] Bereits 1817 hatte die eidgenössische Tagsatzung

die Gründung des St. Petersburger Konsulates bewilligt. 1868 wurde auch eine Vertretung in Riga eröffnet, 1914 folgte eine in Åbo/Turku.

Im vornationalen Zeitalter gab es kaum eine Trennung zwischen Deutschschweizern und Deutschen. Natürlich traf man sich mit Bekannten aus der engeren Heimat öfter, nicht selten war man verwandtschaftlich verbunden. Doch im Zeichen des wachsenden Nationalismus in der Heimat und im Zarenreich schlossen sich die Schweizer enger zusammen. Gemeinsam wurde der Schweizer Nationalfeiertag mit patriotischen Liedern gefeiert. Das hinderte viele Rußlandschweizer aber nicht daran, ihre Kinder hochdeutsch aufzuziehen.

Schon früher hatten angesehene Landsleute als Anlaufstelle für Neueinwanderer gewirkt. Im 18. Jahrhundert war das Haus Euler eine wichtige Adresse für Lehrer und Offiziere, die eine Stelle in St. Petersburg suchten. Später übernahm der Pfarrer von Muralt die Rolle eines inoffiziellen Konsuls, der für viele Auswanderer die Verbindung in die Heimat sicherstellte. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts trafen sich die Schweizer nach wie vor beim Pfarrer oder im botanischen Garten Eduard Regels oder im Zentralobservatorium bei Heinrich Wild, dessen Freitagabende auch vom späteren Literaturnobelpreisträger Carl Spitteler besucht und gewürdigt wurden. Rosa von Wild hinterließ persönliche Eindrücke über die Schweizer Kolonie in St. Petersburg.

„Jetzt aber möchte ich dem schönen Kreis unserer damaligen Landsleute ein Erinnerungsblatt widmen. Eingeführt wurden wir durch [Eduard] Regel, den Direktor des botanischen Gartens. Wir waren von seinem Schwiegervater Professor Locher in Zürich an ihn und seine Familie empfohlen und fanden in ihr während vieler Jahre stets die herzlichste Aufnahme. Damals bildete diese engere Schweizer-Kolonie in Petersburg einen stattlichen Kreis von außerordentlich liebenswürdigen, zum Teil sehr begüterten Familien, welche unser neuer Freund Regel zu unseren Ehren eingeladen hatte. [...]
Eine besondere Zierde dieses Kreises war unbestritten der schweizerische Konsul Bonenblust mit seiner schmucken Gattin; er war aus Aarburg gebürtig, ein reicher Kaufmann von korrekter, strenger Lebensführung, der manch einer armen Gouvernante mit Rat und Tat beistand. Diese letzteren stellten der Schweizer-Kolonie ein großes Kontingent, was sich bei dem alljährlich stattfindenden Schweizer-Bankett konstatieren ließ. An dieser Feier teilzunehmen, galt auch für die höher gestellten Landsleute als Pflicht. Es ging dabei höchst patriotisch zu; Reden zur Verherrlichung des schönen Vaterlandes wechselten mit feurigen und wehmutsvollen Vaterlandsliedern, wobei manches Auge feucht wurde! [...]
Eine andere Schweizerfamilie war diejenige des deutschreformierten Schuldirektors

(Gymnasialdirektor) Margot. Ihr schlossen wir uns besonders herzlich an und sind bis heute freundschaftlich mit ihr verbunden geblieben. In ihrem gastlichen Hause (Schulhaus an der Moika) versammelten sich allsonntäglich zum Mittagstisch 15–20 Personen, meistens stellenlose Gouvernanten und Hauslehrer [...]. In Margots Haus trafen sich die französischen Schweizer; dort lernten wir Pasteur Crottet aus Yverdon kennen, den wir so herzlich lieben und verehren lernten, daß wir uns in seine Gemeinde aufnehmen ließen.[...]".[58]

Auch in Riga hatte sich die Schweizer Kolonie organisiert, wie der Professor am Polytechnikum, Alexander Beck, zu berichten weiß:

„Um die in Riga lebenden Schweizer zu sammeln, erließ der schweizerische Konsul R. Caviezel (aus Chur) eine Einladung an dieselben zu einer Zusammenkunft, bei welcher die Gründung eines Schweizer-Vereins beschlossen werden sollte. Diese Gründung wurde wirklich beschlossen (1874) und es wurden dann weiterhin die Statuten aufgestellt. Der Zweck des Vereins sollte sein: Gesellschaftlicher Verkehr der in Riga lebenden Schweizer und ihrer Familien und Unterstützung hülfsbedürftiger Schweizer in den Ostseeprovinzen. Das Lokal des Vereins war im Schützengarten, wo man sich jede Woche einmal zusammenfand. Ich nahm oft an diesen Zusammenkünften teil."[59]

Im Jahre 1877 zählte der Verein 41 Mitglieder, die öfters Landsleuten in bedrängter Lage Hilfe gewährten.[60] Auch außerhalb des Vereins pflegten die Schweizer engen Kontakt untereinander, besonders mit den Berufskollegen. Zu Becks Freundeskreis gehörten seine Landsleute und Kollegen mit Familie, aber auch Deutsche, Deutschbalten und Russen, mit denen er zusammenarbeitete. Die Schweizer Kolonie pflegte ihren Zusammenhalt nicht nur am Nationalfeiertag. Auch sonst traf man sich gerne beim Konsul.[61] Nicht wegzudenken aus dem Leben im Zarenreich war der Sommeraufenthalt in der Datscha, eine Sitte, die sich die Ausländer gerne aneigneten. Während die St. Petersburger Gelehrten des 18. Jahrhunderts sich auf einer scherzhaft „akademische Insel" oder „lateinische Kolonie" genannten Insel erholten[62], fuhren die Rigenser an den malerischen Ostseestrand. Einzelne Fabrikanten schufen mit ihrem Vermögen prächtige Landgüter nach dem Vorbild des rußländischen Adels.

Der schon mehrmals erwähnte Pfarrer Johannes von Muralt schuf noch einen weiteren Kristallisationspunkt für die Schweizer in St. Petersburg: Er eröffnete 1811 bei der Kirche eine Privatschule, in der er nach den Grundsätzen Pestalozzis die Kinder erzog. Zu seinen Schülern gehörten neben Schweizern und Deutschen auch Russen aus den höchsten Kreisen. Von Muralt schloß

1837 seine hochangesehene Schule und übergab seine Schützlinge der Reformierten Kirchenschule, in der sein Werk fortgeführt wurde. Unter dem Rektor David Margot wurde sie 1864 in den Rang eines Gymnasiums erhoben. Daneben gab es noch weitere deutsche Schulen, die für eine Integration der Rußlandschweizer ins Deutschtum sorgten. Denn die eigenen Schweizer Vereine und Zirkel bildeten bloß kleinere Zellen in der größeren Kolonie der Deutschen, in die sich vor allem die Deutschschweizer integrierten. Viele Rußlandschweizer wuchsen dementsprechend mit hochdeutscher Muttersprache auf.

Als Fazit möchte ich festhalten, daß die untersuchte Region für die schweizerische Auswanderung ins Zarenreich eine herausragende Rolle gespielt hat. Das Rußländische Reich selbst beherbergte im 19. Jahrhundert die siebt- bis sechstgrößte Auslandschweizergruppe.[63] Die westlich geprägte Metropole St. Petersburg zog besonders viele Schweizer in ihren Bann. Sie bot Wissenschaftlern, Lehrern, Erzieherinnen, Offizieren, Architekten und später auch Konditoren, Ingenieuren, Facharbeitern und Kaufleuten hervorragende Arbeitsbedingungen und ungeahnte Aufstiegsmöglichkeiten. Daneben zog es viele Käser ins Baltikum und nach Finnland, wo sie auch nach dem Ersten Weltkrieg ihre Arbeit fortsetzen konnten, während die meisten Rußlandschweizer nach der Oktoberrevolution ihre zweite Heimat verließen. Deshalb bildet diese weltpolitische Zäsur gleichzeitig auch den Schlußpunkt meines Vortrags. ■

Anmerkungen:

1 Bernoulli-Edition, Basel (im folgenden: BEBS): Ordner Fuss S. 29 ff., Brief von N. Fuss an seinen Vater u. seine Mutter, SPb 25.6.1773.

2 Schweizer im Zarenreich. Zur Geschichte der Auswanderung nach Rußland. [Mit Beitr. von:] Roman Bühler, Heidi Gander-Wolf, Carsten Goehrke, Urs Rauber, Gisela Tschudin, Josef Vögeli. Zürich 1985 (Beiträge zur Geschichte der Rußlandschweizer, hg. von C. Goehrke; 1).

3 Rauber, Urs: Schweizer Industrie in Rußland. Ein Beitrag zur Geschichte der industriellen Emigration, des Kapitalexportes und des Handels der Schweiz mit dem Zarenreich (1760–1917). Zürich 1985 (Beiträge zur Geschichte der Rußlandschweizer, hg. von C. Goehrke; 2).

4 Tschudin, Gisela: Schweizer Käser im Zarenreich. Zur Mentalität und Wirtschaft ausgewanderter Bauernsöhne und Bauerntöchter. Zürich 1990 (Beiträge zur Geschichte der Rußlandschweizer; 3).

5 Bühler, Roman: Bündner im Russischen Reich. 18. Jahrhundert – 1.Weltkrieg. Ein Beitrag zur Wanderungsgeschichte Graubündens. Disentis/Mustér 1991.

[6] Mumenthaler, Rudolf: „Keiner lebt in Armuth". Schweizer Ärzte im Zarenreich. Zürich 1991 (Beiträge zur Geschichte der Rußlandschweizer; 4). Aus einer Lizentiatsarbeit entstanden.

[7] Schneider, Harry: Schweizer Theologen im Zarenreich (1700–1917). Auswanderung und russischer Alltag von Theologen und ihren Frauen. Zürich 1994 (Beiträge zur Geschichte der Rußlandschweizer; 5).

[8] Rudolf Mumenthaler: Im Paradies der Gelehrten. Schweizer Wissenschaftler im Zarenreich (1725–1917). Zürich 1996 (Beiträge zur Geschichte der Rußlandschweizer; 6).

[9] Soom, Jost: „avancement et fortune": Schweizer und ihre Nachkommen als Offiziere, Diplomaten und Hofbeamte im Dienst des Zarenreiches. Zürich 1996. (Beiträge zur Geschichte der Rußlandschweizer; 7).

[10] Petra Bischof, die unpublizierte Lizentiatsarbeit wird zu einer Dissertation ausgebaut.

[11] Lizentiatsarbeit von Josef Vögeli.

[12] Lizentiatsarbeit in Bearbeitung von Markus Lengen.

[13] Leitzinger, Antero: Schweizer in Finnland. Schweizer Auswanderung nach Finnland bis 1917. Helsinki 1991.

[14] Vgl. Schweizer im Zarenreich (wie Anm. 2) S. 203 ff. mit mehreren Zeitschnitten der regionalen Verteilung.

[15] Für detaillierte Zahlen: Vgl. Schweizer im Zarenreich (wie Anm. 2) S. 500 f.

[16] Bundesarchiv, Bern (im folgenden: BA): E 2400: Rapport 1876, S. 530. 1876 waren 238 Schweizer, total (inkl. Frauen und Kinder) 456 Personen immatrikuliert.

[17] Rußlandschweizer-Archiv (RSA), Historisches Seminar der Universität Zürich, Abteilung für Osteuropäische Geschichte, Karl-Schmid-Str. 4, CH-8006 Zürich. Datenbank mit 3984 erfaßten Rußlandschweizern.

[18] Vgl. zur Aufschlüsselung Schweizer im Zarenreich (wie Anm. 2)S. 492. Ich nenne hier z. T. die Hauptberufe. Unter Konditoren fallen z. B. alle Berufe des Gastgewerbes.

[19] Mitgliederliste der VRS = Vereinigung der Rußlandschweizer, in der sich die nach der Oktoberrevolution aus Rußland zurückgekehrten Schweizer organisierten.

[20] Enthält 29 Arbeiter, 3 Kuriere, 2 Mechaniker, 1 Ingenieur und 10 Vorarbeiter. Dabei könnte es sich durchaus auch um andere Industriezweige handeln, doch muß ich mich an die vorgegebenen Gruppen halten. Für die Grafik unten habe ich sie unter Industrie zusammengefaßt.

[21] Davon 145 Frauen, hauptsächlich Erzieherinnen (92) und Dienstboten (41).

[22] Bundesarchiv Bern (BA): Bestand Nr. 2200, Archiv-Nr. 125: Tableau des Suisses à St. Pétersbourg en 1857.

[23] Dies hat schon die Arbeit Maeders gezeigt: Alain Maeder: Gouvernantes et précepteurs neuchâtelois dans l'Empire russe (1800–1890). Neuchâtel 1993 (Cahiers de l'Institut d'histoire; 1). In den Jahren 1870–1890 beantragten 732 Gouvernanten und Lehrer einen Paß nach Rußland. Insgesamt waren zwischen 1800 und 1890 1200 Lehrtätige ins Zarenreich ausgewandert. Auch für Genf gilt dasselbe: Zwischen 1906 und 1914 beantragten 321 Erzieherinnen und Erzieher einen Paß nach Rußland. Hermann, Irene: L'émigration, un révélateur social? Les Genevois en Russie entre 1906 et 1914. Mém. de licence. Genève 1988 (Manuskript), S. 81ff.

[24] Bundesarchiv: Akten der Tagsatzung; Bestand D: Liste des Suisses à St. Pétersbourg et dans les environs [1842].

[25] RSA: Datenbank der VRS, erstellt von Markus Lengen. Der Anteil im Zarenreich allgemein beträgt 17,5 %. Bei der VRS-Datenbank stellt sich die Frage, wer denn Mitglied der Vereinigung wurde. Es hatten eher vermögende Rückwanderer mit Schadenersatzforderungen ein Interesse an der Mitgliedschaft, während die Unterschichten sich wenig Nutzen versprechen konnten. Dementsprechend dürften sie auch in diesem Fall eher untervertreten sein. Für die Grafik wurden die Angaben der beiden Konsulatslisten zusammengerechnet.

[26] In der Pilotstudie und der RSA-Datenbank figurieren ganze 2 Erzieher in Finnland.

[27] Leitzinger, Schweizer (wie Anm. 13) S. 27.

[28] Il Ticino e San Pietroburgo. Mit dem Ausstellungskatalog: Domenico Trezzini e la costruzione di San Pietroburgo. Lugano 1994; sowie Le maestranze artistiche malcantonesi in Russia dal XVII al XX secolo. Gli uomini, le storie, la memoria delle cose. Catalogo della mostra a cura di Bernardino Croci Maspoli e Giancarlo Zappa. Curio 1994.

[29] Caduff, Claudia: Tessiner Baumeister in Rußland im 18. und 19. Jahrhundert: Die Trezzini und Gilardi. In: Schweiz-Rußland. Beziehungen und Begegnungen. Hg. von W. G. Zimmermann. Zürich 1989, S. 20–28.

[30] Da sein Vater ebenfalls Domenico Trezzini hieß und da der berühmte Architekt einen Sohn hatte, der ebenfalls Pietro (1710–1734) hieß, werden die beiden oft verwechselt, z. B. von Caduff, S. 24. Vgl. Le maestranze artistiche (wie Anm. 28), S. 67.

[31] Gsell, Otto: Georg Gsell (1673–1740) Hofmaler Peters des Großen. In: St. Galler Kultur und Geschichte, Bd. 11, 1981, S. 317–344.

[32] Mehr zu Fuss und den anderen Schweizer Sekretären der Akademie findet sich in: Mumenthaler, Rudolf: Schweizer als Sekretäre der Akademie der Wissenschaften. In: Bild und Begegnung. Schweizerisch-osteuropäische kulturelle Wechselseitigkeit. Basel 1996, S. 419–446.

[33] Vgl. Mumenthaler, Armuth (wie Anm. 8) S. 139–149.

[34] Vgl. Mumenthaler, Rudolf: Die Beziehungen zwischen den Polytechnika Zürich und Riga vor dem Ersten Weltkrieg. In: Bild und Begegnung (wie Anm. 32) S. 447–464.

[35] BEBS, Ordner Fuss S. 244 f., N. Fuss an seine Eltern, SPb 18./29.11.1796.

[36] Attenhofer, Heinrich Ludwig: Medizinische Topographie der Haupt- und Residenzstadt St. Petersburg. Zürich 1817, S. 277. Vgl. Mumenthaler, Armuth S. 49 und S. 131 ff.

[37] Vgl. Album Academicum des Polytechnikums zu Riga. 1862–1912. Riga 1912.

[38] Amburger, E., I. Hecker, G. Michajlow: Die Nachkommen Leonhard Eulers in den ersten sechs Generationen. Bearbeitet von E'A' und G'M'. In: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 94 (1994) S. 163–239, hier S. 173.

[39] Schweizer im Zarenreich (wie Anm. 2) S. 307 f.

[40] Ebd. S. 281 f.

[41] Bischof, Petra: Weibliche Lehrtätige aus der Schweiz im Zarenreich 1870–1917. Zur Geschichte einer Frauenauswanderung. Lizentiatsarbeit Univ. Zürich, 1990, S. 52.

[42] BA, Bestand E 2400: Rapport du Consul général suisse à St. Pétersbourg (M.

Eugène Dupont de Genève) pour l'année 1880 (du 8/20 juillet 1881), S. 419.

[43] Bischof, Petra: Schweizer Erzieherinnen und Erzieher im Zarenreich. In: Schweiz-Rußland (wie Anm. 29) S. 35–40, hier S. 37.

[44] Er amtierte von 1724 bis 1740. Schneider, Theologen (wie Anm. 7) S. 27 f.

[45] Nur 1859–1865 gab es einen Unterbruch. Ebd. S. 27 f.

[46] Ebd. S. 50 f.

[47] Ballmer-Tschudin, Gisela: Kolonisten und Käser. In: Schweiz-Rußland (wie Anm. 29) S. 55–63, hier S. 61 f.

[48] Tschudin, Käser (wie Anm. 4) S. 129.

[49] Leitzinger, Schweizer (wie Anm. 13) S. 39.

[50] Vgl. Bühler, Bündner (wie Anm. 5) S. 242 ff. Schwergewicht lag allerdings in Polen mit 33,6 % der Zuckerbäcker, 18 % lebten in der Region SPb, 14,3 % im Baltikum und 13,1 % in Finnland.

[51] Ebd. S. 247 ff.

[52] Ebd. S. 265 ff. Trotz seiner erfolgreichen Unternehmen ging Isler bankrott.

[53] Rauber, Industrie (wie Anm. 3) S. 243 ff.

[54] Taube, G.: Gruppe 2: Maschinenindustrie. In: Beiträge zur Geschichte der Industrie Rigas, Riga, 1912, H. III, S. 9–27, hier S. 14 ff. Der qualitativ hochstehende Schiffbau wurde 1896 wieder aufgegeben. Clark, C.: Gruppe 6: Schiffsbau. In: Ebd., S. 61–79, hier S. 67 f.

[55] Rigasche Rundschau, 9. 4. 1924. Zitiert nach W. Z.: † Rudolf Heinrich Mantel. In: Schweizerische Bauzeitung, Bd. 83, 1924, No. 28, S. 238.

[56] Zu den näheren Umständen vgl. Schweizer im Zarenreich (wie Anm. 2) S. 256 ff.

[57] Société Suisse de bienfaisance fondée à St-Pétersbourg en 1814. Exercice de 1890. SPb 1891, S. 10 ff.

[58] Wild, Rosa von: Erinnerungen. Als Manuskript gedruckt S. 1, s. a. [Zürich ca. 1913], S. 46 f.

[59] Rußlandschweizer-Archiv: Alexander Beck: Autobiographie. Zürich 1911. S. 27.

[60] BA: E 2400: Bericht des schweizerischen Konsuls in Riga (Hg. Rudolf Caviezel von Chur) über das Jahr 1877 (vom 1./29. November 1878), S. 618.

[61] Marie Beck-Usteri berichtete: „Letzten Sonntag Abend waren wir zu einem diner zu Consul Müllers eingeladen, um 5 Uhr gingen wir und kamen erst um 11 Uhr nach Hause. Es wird hier immer sehr spät, auch wenn man zum diner geladen ist. Die Gesellschaft bestand nur aus Schweizern, aus der deutschen und französischen Schweiz und der Abend verlief recht gemüthlich. Frau Consul Müller versteht es mit ihrer Liebenswürdigkeit und Natürlichkeit ihren Gästen angenehme Stunden zu bereiten." Staatsarchiv Zürich, W 59: Marie Beck an Jenny Usteri, Riga 29. Nov./11. Dez. 1886.

[62] BEBS, Ordner Fuss S. 224, N. Fuss an seine Eltern, SPb 18. 8. 1792. Gemeint ist Krestovskoj Ostrov.

[63] Schweizer im Zarenreich (wie Anm. 2) S. 356.

III
Bildung

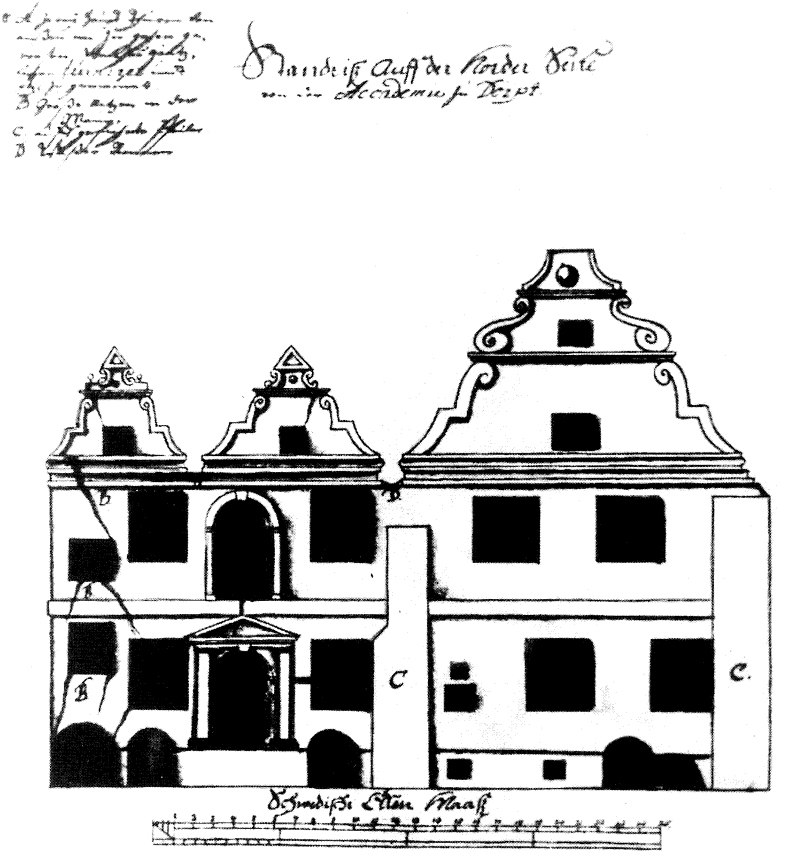
Arvo Tering

Die Universität Dorpat in der schwedischen Zeit und ihre Ausstrahlung nach Ingermanland und Karelien

Die schwedische Universität Dorpat entwickelte sich zu einem wesentlichen Kreuzungspunkt von deutschen und schwedischen Kultureinflüssen.[1] In der ersten Wirkungsperiode der Universität 1632–1656 dominierten aus Norddeutschland stammende Professoren, die ihre Ausbildung an den Universitäten Rostock und Greifswald erhalten hatten, sowie schwedische Studenten, die sich in die Provinzuniversität begeben hatten – auf Anregung der nach Livland übersiedelten höheren Machthaber und in der Hoffnung, ein Stipendium einfacher als an der Universität Uppsala zu bekommen. Der Anteil der an der Universität Dorpat sich länger aufhaltenden deutschbaltischen Studenten hingegen entwickelte sich nicht stärker; man bevorzugte zwar, das Depositionsritual in Dorpat durchzumachen, für das ausführlichere Studium ging man aber weiterhin an deutsche Universitäten. Aus Deutschland (insbesondere aus Mitteldeutschland) kommende Studenten bildeten ein Zehntel der Dorpater Studentenschaft, zum Teil waren sie Verwandte oder Familienbekannte von Professoren der *Academia Gustaviana*, zum Teil aber Flüchtlinge des Dreißigjährigen Krieges. 1690–1710 hatten sich die Proportionen geändert: die überwiegende Mehrheit der Professoren kam aus Schweden, um nach einer kurzen Arbeit in der Peripherie eine einträgliche Stelle im schwedischen Mutterland zu finden. Der Anteil der Schweden an der Studentenschaft sank beträchtlich in dem Maße, wie der Anteil der aus Estland und Livland stammenden Studenten zunahm – eine Aufnahme in den Staatsdienst war erst nach zwei Jahren Studium in Dorpat möglich. Im Vergleich zur ersten Periode war der Anteil

der aus Finnland (darunter aus Karelien) und aus Ingermanland stammenden Studenten beträchtlich gestiegen. Was die Rolle der Universität Dorpat als Ausbildungsort der Personen für Bildungsberufe anbetrifft, so hatte sie die größte Bedeutung bei der Ausbildung der Prediger für Livland, obwohl sie von zehnmal weniger Studenten besucht wurde als die Mutteruniversität Uppsala. Auch diejenigen, die nach Schweden zurückkehrten, erhielten ungeachtet der Konkurrenz der Mutteruniversität einträgliche Stellen in Schweden. Zöglinge der Universität Dorpat traten auch in Finnland Ämter mit Bildungsvoraussetzung an – es genügt, den Bischof von Åbo (finn. Turku) und den Prokanzler der dortigen Universität Johan Gezelius oder die Professoren A. Thauvonius und Nicolaus Laurenti zu nennen. Die Dorpater Universität bot der Åboer Universität eine wesentliche Konkurrenz ebenfalls bei der Ausbildung der Geistlichen und Schullehrer für Ost-Finnland, insbesondere für das Bistum Wiborg.[2] Ebenso war der Anteil der Universität Dorpat an der Versorgung Ingermanlands mit schwedischen Gebildeten riesig.[3] Im Kontext der deutschen und schwedischen Kultureinflüsse erhebt sich die Frage, ob die Universität Dorpat eine Rolle in der Vermittlung der deutschen kulturellen Einflüsse nach Ost-Finnland und Ingermanland spielte – und wenn ja, welche.

Damit die deutschen Gebildeten sich in einem Gebiet niederließen, mußte es dort eine örtliche deutsche Bevölkerung geben, denn in rein finnische und schwedische Umgebung begaben sich nur einzelne deutsche Gebildete, und auch sie hatten Verwandtschaftsverbindungen mit Schweden oder konnten Schwedisch sprechen. In Schweden war das wichtigste deutsche Zentrum die Stadt Stockholm, wo bereits im Mittelalter ein großer Teil der Kaufleute und Handwerker deutscher Herkunft war. Nach der Unterwerfung der baltischen Länder unter schwedische Herrschaft ab der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts besetzte ein Teil der baltischen Adligen höhere Ämter in Schweden (einige wurden sogar Reichstagsabgeordnete). Diese Tendenz kulminierte während des Dreißigjährigen Krieges. In Stockholm gab es eine deutsche Gemeinde (ab 1571) und eine deutsche Schule.[4] Als Professoren der Universität Uppsala wirkten im 17. Jahrhundert, besonders während der Regierungszeit Christinas, eine Reihe deutscher Gelehrter.[5] An der Universität Uppsala war die Studentenschaft überwiegend schwedisch, doch



Fassade der 1632 von Gustaf Adolf von Schweden gegründeten Universität Dorpat in schwedischer Zeit (Alma mater Tartuensis, 1632–1982, Tartu 1982, S. 14).

waren einige Studenten auch aus den überseeischen Provinzen (aus dem Baltikum und Pommern) gekommen. Die Mehrzahl est- und livländischer Studenten – vorwiegend Adlige und Söhne schwedischer Staatsbeamter – studierte offensichtlich in Uppsala bei deutschen Professoren.[6] An der Universität Åbo dagegen waren die Professoren fast ausnahmslos Schweden. 1644 wurde zwar der Vorschlag gemacht, auf die vakante Stelle des Eloquenzprofessors den Deutschen Laurentius Ludenius, Professor der Eloquenz und Jurisprudenz an der Universität Dorpat, zu berufen, doch behielt er sein Amt an der Dorpater Universität bis zu seinem Tod im Jahr 1654. An der Universität Åbo studierten auch – freilich nicht viele – Deutschbalten, die hauptsächlich aus Narva stammten.[7] Ab dem 17. Jahrhundert entwickelte sich Wiborg zu einer Stadt mit einer starken deutschen Dominante, wo sich seit dem Ende des 16. Jahrhunderts zahlreiche Kaufleute und Handwerker niedergelassen hatten.[8] Nach den Forschungsergebnissen von Gabriel Lagus bildete sich in Wiborg ein deutschsprachiger Kern der Stadtelite heraus, so daß bis zum Ende des 17. Jahrhunderts der überwiegende Teil der Bürgermeister- und Ratsherrenstellen in den Händen der Nachkommen der aus Deutschland eingewanderten Kaufleute und Handwerker lagen.[9] Es ist schwer zu beurteilen, wieviele von diesen Nachkommen Deutsch als Muttersprache behielten – z. B. die Boisman(n)s und Thesleffs – und wieviele schwedisch wurden. Ab 1636 bemühten sich die Wiborger Deutschen um die Gründung einer eigenen Gemeinde. Von Zeit zu Zeit wurden in Wiborg zwar deutschsprachige Gottesdienste abgehalten, die Gründung einer eigenen Kirche kam aber erst hundert Jahre später zustande – im Jahr 1743.[10] Die Trivialschule und das Gymnasium zu Wiborg waren aber schwedisch orientiert. In Ingermanland, das erst durch den Frieden von Stolbowa im Jahr 1617 unter schwedische Herrschaft kam, war die Situation komplizierter. In dem Maße wie die orthodox-gläubigen russischen Bauern (vorwiegend Russen, aber auch Angehörige der russifizierten finnougrischen Völker Ishoren und Wepsen) nach Rußland flüchteten und lutherische Finnen hauptsächlich aus Karelien und Savo an ihre Stellen kamen, wuchs auch der Bedarf an finnischsprachigen Predigern. Gustav II. Adolf versuchte, Adlige, Bauern und Kaufleute aus Norddeutschland nach Ingermanland zu locken, doch hatte er wenig Erfolg.[11] Zu

einem beständigeren deutschen Zentrum in Ingermanland entwickelte sich aber Nyen, wo sich deutsche Kaufleute offensichtlich gleich nach dem Frieden von Stolbowa im Jahr 1617 ansiedelten. 1642, im amtlichen Gründungsjahr von Nyen, gab es dort schon viele Deutsche.[12] Sie wurden mit günstigen Privilegien zum Teerhandel angelockt. Die Deutschen in Nyen erreichten sogar mehr als die Wiborger Deutschen: trotz des Widerstandes der schwedischen Geistlichen hatten sie ihre eigene Gemeinde und Schule.[13] Die deutsche Bevölkerung von Nyen gewann an Stärke vielleicht auch durch die deutschbaltischen Offiziere der Garnison zu Nyenskans.[14] Im Zentrum Ingermanlands, in Narva, wo sowohl der Generalgouverneur (seit 1651) als auch die Kirchenleitung ansässig waren, bildeten den Kern der Bürgerschaft Deutsche, die sich mit den übrigen Deutschbalten identisch fühlten. Die Schweden und Finnen von Narva fühlten sich aber mehr als Ingermanländer. Die beiden Kommunen besaßen starke Gemeinden und Schulen.[15]

Vor dem Hintergrund des Obengesagten wird im nachfolgenden betrachtet, welchen Anteil die Universität Dorpat an der Ausbildung der aus dem Ostteil des Finnischen Meerbusens (d. h. Karelien und Ingermanland) stammenden Jugendlichen wie auch an der Versorgung dieser Gebiete mit Gebildeten hatte. In den dreißiger Jahren des 17. Jahrhunderts, d. h. in der Periode zwischen den Gründungen der Universitäten Dorpat und Åbo gab es an der Dorpater Universität keinen einzigen Studenten aus Narva und Ingermanland[16], was auf den ersten Blick überraschend ist, denn die Universität Åbo war noch nicht gegründet worden, und die von Dorpat wurde von Johan Skytte anfangs als Zentrum des Gouvernements von Livland, Ingermanland und Karelien geplant (das Generalgouvernement Ingermanland wurde erst 1642 gebildet). Der Grund war einfach: Ingermanland fiel erst 1617 durch den Frieden von Stolbowa Schweden zu und es dauerte mehrere Dutzend Jahre, bis die Söhne der ersten Generation der lutherischen Geistlichen das Studienalter erreichten. Aus Wiborg kamen dagegen 6 Studenten, was einen verschwindend kleinen Teil der Dorpater Studentenschaft ausmachte. Zwei von ihnen waren deutscher Abstammung: Heinrich Boisman, der Sohn des Wiborger Bürgermeisters, war nach dem Studium in Uppsala bereits 1631 einer der ersten Studenten, d. h. bevor das Gymnasium zu Dorpat zur Universität umge-

wandelt wurde;[17] seine Disputation ist der erste Druck der Universitätsdruckerei zu Dorpat überhaupt. Er wurde Rektor der Trivialschule zu Wiborg und Pfarrer zu Kexholm (finn. Käkisalmi). Der andere Deutsche, Boismans Amtsgenosse in der Wiborger Stadtschule und Professor des 1641 gegründeten Gymnasiums zu Wiborg, war Claes (Claudius) Thesleff, Sohn eines Wiborger Bürgers.[18] Sein Studium in Dorpat zwischen den Studien an den Universitäten Uppsala und Königsberg dauerte allerdings nur eine kurze Zeit. In Wiborg hielt er Gottesdienste für die deutsche Gemeinde (die deutsche Kirche wurde erst gut hundertfünfzig Jahre später gebaut).

In den vierziger Jahren des 17. Jahrhunderts änderte sich die Hintergrundsituation: 1640 war die Universität Åbo gegründet worden und im folgenden Jahr das Gymnasium zu Wiborg. In den vierziger bis fünfziger Jahren des 17. Jahrhunderts – bis zur Schließung der Universität Dorpat während des Schwedisch-Russischen Krieges im Jahr 1656 – studierten an der Dorpater Universität 27 Karelier (die zumeist aus Wiborg kamen) und 17 aus Ingermanland und Narva stammende Studenten. Von der gesamten Studentenschaft bildeten sie 7,8 %. Die aus Karelien kommenden Studenten machten von allen Studenten finnischer Herkunft einen beachtlichen Teil aus – 40 % (27 von 67). Die Tatsache, daß in derselben Zeitspanne die Zahl der zur Wiborger Nation gehörenden Studenten an der Universität Åbo 52 betrug (dazu gehörten Karelier, Ingermanländer und Narvenser wie auch einzelne Balten)[19] und von ihnen nur zwei aus Ingermanland kamen gegenüber 17 in Dorpat, läßt die Schlußfolgerung zu, daß die Anziehungskraft der Universität Åbo unter den Kareliern größer war als die von Dorpat – umgekehrt war damals die Universität Dorpat für Ingermanländer gleichbedeutend mit einer Landesuniversität. Auch in Uppsala studierten damals nur zwei Studenten aus Ingermanland und Kexholm.[20] Studenten deutscher Abstammung gab es unter den Dorpater aus Wiborg und Ingermanland gebürtigen Studenten nur einzelne – aus Wiborg drei (Frese, von Borgen) und aus Ingermanland nur Gideon Röling.[21] Einer der Söhne des Wiborger Ratsherrn von Borgen, Olaus, setzte sein Studium in Rostock fort und kam nach Dorpat zurück, später war er Prediger in Finnland. Sein Bruder Heinrich studierte weiter an der Universität Åbo. Der Sohn des Wiborger Ratsherrn Peter Frese, Reinhold, der ebenfalls nach sei-

nem Studium in Dorpat in Åbo weiterstudierte, nahm dann den Kaufmannsberuf seines Vaters an.

Vergrößerte sich die Zahl der aus Ingermanland und Karelien stammenden Studenten an den Universitäten Åbo und Uppsala nach der Schließung der Dorpater Universität im Jahr 1656? Vorerst, in den sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts, war das nicht bemerkbar. Aber in den 1670er bis 1680er Jahren verdoppelte sich an der Universität Åbo die Zahl der zur Wiborger Nation gehörenden Studenten und hielt sich stabil bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts, als sie nochmals sprunghaft anstieg. In den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts wuchs die Anzahl der aus Ingermanland stammenden Studenten beträchtlich, sowohl an der Universität Åbo als auch in Uppsala. Damals vergrößerte sich auch die Zahl der aus Narva kommenden Studenten, so daß die Narvenser mittlerweile eine selbständige Nation erhielten. In diesen Jahren begaben sich sogar Deutschbalten zum Studium nach Åbo, so daß die Universität ehrgeizige Pläne hegte, ein Ausbildungsort von Geistlichen für die baltischen Länder zu werden.[22] So manche dieser Deutschen lebten sich in finnisch-schwedische Verhältnisse ein und erhielten eine Anstellung als Pfarrer in Ingermanland – zum Beispiel der aus Dorpat stammende Joachim Wittstock in der deutschen Gemeinde zu Nyen (sein Sohn studierte zu Beginn des 18. Jahrhunderts in Åbo und war später Pfarrer in Finnland). Wenn in den Jahren 1640–1669 der Anteil der zur Wiborger Nation gehörenden Studenten in Åbo nur 3–6 % betrug, bildeten sie in den Jahren 1670–1699 11–13 % und 1700–1709 sogar 19 % der Studentenschaft.[23] Was war der Grund für diesen Anstieg? Zum einen hatten die nach der Pest von 1656/57 geborenen Jugendlichen zu dieser Zeit das Studienalter erreicht. Die wichtigsten Faktoren waren aber die politische Stabilität, eine gut funktionierende Kirchenordnung, das kontinuierliche Wirken des Gymnasiums zu Wiborg als einer sehr wesentlichen für das Universitätsstudium vorbereitenden Lehranstalt; von sehr großer Bedeutung war ebenfalls die wirtschaftliche Blüte der Städte, insbesondere von Narva, aber auch von Nyen und Wiborg, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Wenn sich auch Ingermanland in bezug auf das schwedische Mutterland völlig in der Peripherie befand, weswegen man annehmen könnte, daß die Prediger ihre Stellen hier als vorübergehend ansa-

hen und die erste Möglichkeit ausnutzten, eine einträglichere Stelle in Schweden oder Finnland anzutreten, war dies nicht der Fall. In Ingermanland entwickelte sich bereits bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts eine stabile Geistlichkeit, ein großer Teil von ihr blieb bis ins hohe Alter im Amt, ihre Söhne nahmen ebenfalls das Theologiestudium auf und setzten die Arbeit der Väter fort. Der Pfarrer war nicht allein, in der Gemeinde dienten ebenfalls ein Compastor und ein Diakon, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts fast in allen Gemeinden.[24] Diese Geistlichen, von denen ein Teil Zöglinge der Universität Dorpat waren, waren jedoch finnischer oder schwedischer Herkunft – Deutsche gab es unter ihnen nur einzelne, nämlich in Nyen und Moloskowitz, wo eine deutsche Bevölkerung vorhanden war. Ein großer Teil der Studenten der Wiborger Nation, die in den siebziger Jahren des 17. Jahrhunderts in Åbo studierten, waren Balten (sowohl aus Narva, Estland als auch Livland) – 18 (18,3 %), außer Schwedischbalten (Söhne von Pastoren und Staatsbeamten) gab es unter ihnen auch Deutschbalten. Gerade in diesen Jahren studierten dort auch 8 Bürgersöhne (von denen viele Ratsherrensöhne waren), deren Vorahnen aus Deutschland oder aus den baltischen Ländern nach Ingermanland gekommen waren.[25]

Für die Jugendlichen aus Karelien und Ingermanland vergrößerte sich die Zahl der zu wählenden Studienorte erneut nach der Wiedereröffnung der Universität Dorpat im Jahr 1690 für die neun Jahre, die sie noch in Dorpat wirkte. In den Jahren 1690–1699 studierten an der Dorpater Universität 27 Jugendliche aus Karelien (16 von ihnen aus Wiborg), 22 aus Ingermanland und 17 aus Narva, sie bildeten insgesamt 16,5 % der Studentenschaft (66 von 400).[26] Von allen Finnländern machten die Karelier jetzt 58,6 % aus. Dieser nahezu 20 % umfassende Anstieg im Vergleich zu den 1640er und 1650er Jahren zeigt, daß – nachdem sich die finnländischen Jugendlichen in den Anfangsjahren der Universität Åbo zum Teil noch nach Dorpat orientierten, aber bis 1690 die Universität Åbo schon jahrzehntelange Traditionen hatte – die Dorpater Universität sich doch nach der Neugründung aufs neue bewähren sollte. Die Universität Dorpat war auch deshalb dazu imstande, weil sie die wichtigste Universität für die Studenten aus Ingermanland wurde und einen großen Teil von potentiellen Studenten der Universitä-

ten Åbo und Uppsala heranzog; so verringerten sich in den neunziger Jahren des 17. Jahrhunderts die Zahl der aus Ingermanland kommenden Studenten in Åbo um das 1,7 fache und in Uppsala nahezu um das dreifache. Im Vergleich zu den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts gab es in den neunziger Jahren des 17. Jahrhunderts aus Ingermanland stammende Studenten in Dorpat doppelt so viel wie in Åbo und sechsmal mehr als in Uppsala. In Dorpat studierten mehrere Söhne der Ratsmitglieder von Narva, Nyen und Wiborg, unter denen die Studenten deutscher Abstammung herausragen. Ihr Anteil war vielleicht nicht groß – aus Wiborg 5, aus Narva 3 und aus Nyen 3, doch bemerkenswert angesichts der dünnen Führungsschicht dieser Städte. Dazu gehörten vermögende Kaufleute, von denen die namhaftesten die Posten der Ratsmitglieder erreichten. Unter ihnen waren aber die Deutschen in der Überzahl, waren doch ihre Vorahnen nach Wiborg oder Nyen umgesiedelt, um reich zu werden. So hielt der an der Dorpater Universität studierende Sohn des deutschen Wiborger Ratsherrn Heinrich Havemann, Georg, im Jahr 1694 eine Rede über die Stadt Wiborg und dedizierte sie den Ratsmitgliedern seiner Heimatstadt – den zwei Bürgermeistern und 6 Ratsherren[27], von denen sechs, darunter sein eigener Vater, Nachkommen deutscher Einwanderer waren. Es ist aber unmöglich, festzustellen, wieviele von ihnen die deutsche Identität bewahrten, und wieviele im Laufe von mehreren Generationen schwedisch geworden waren. Die Tatsache, daß sich die Deutschen gegenseitig heirateten, läßt die Annahme zu, daß die Mehrzahl der Deutschen ihre Identität bewahrte. Auch unter den Ratsmitgliedern von Nyen scheinen die Deutschen (Boisman(n), Schlüter) in der Überzahl gewesen zu sein. Bemerkenswert ist, daß es nach dem Tod des Nyener Ratsherrn Peter Schlüter im Jahr 1695 viele Nachrufe auf ihn von den Studiengenossen seines Sohnes Peter gab.[28] Es sei noch bemerkt, daß der Kern der in Dorpat immatrikulierten Wiborger und Nyener Deutschen auch in Åbo und Uppsala studiert hatte – Georg Havemann, Peter Schlüter, Reinhold Johan Boismann.

Dadurch, daß die Universität aus Dorpat nach Pernau verlegt wurde, verschlechterten sich die Reisemöglichkeiten der Karelier und Ingermanländer in die *Academia Gustavo-Carolina.* Einfacher war es nach Åbo als nach Pernau zu reisen. Einen sehr ungünstigen Einfluß hatten ebenfalls die Geschehnisse des 1700 begonnenen

Nordischen Krieges im Baltikum wie auch in Ingermanland und Karelien, die 1702–1704 von den russischen Truppen besetzt wurden. Zur selben Zeit, als in Pernau insgesamt nur sieben aus Karelien stammende Jugendliche studierten und kein einziger aus Ingermanland und Narva, nahm die Zahl der zur Wiborger Nation gehörenden Studenten an der Universität Åbo im Vergleich zur Vorkriegszeit sprunghaft zu – waren sie doch potentielle Studenten der Dorpater Universität. Ein Zehntel von ihnen war deutscher Herkunft – Söhne wohlhabender Kaufleute von Narva, Nyen und Wiborg. Wenn es in den Jahren 1690–99 unter den an der Universität Åbo immatrikulierten Studenten, die zur Wiborger Nation gehörten, 11 Deutsche gab (11,4 %), von denen 3 ebenso an der Universität Dorpat studiert hatten, so betrug ihre Zahl in der Periode 1700–1704 29 von 62 (32,3 %), unter ihnen gab es 4 estländische Pfarrersöhne und 14 Wiborger Bürgersöhne.[29]

Zusammenfassend: im 17. Jahrhundert war die Zahl der aus Wiborg und Nyen kommenden Studenten deutscher Abstammung an den Universitäten Dorpat und Åbo beträchtlich in Anbetracht ihres dünnen sozialen Hinterlandes. Die Problematik ihrer Identität wäre offensichtlich der Erforschung seitens der Genealogen aufgrund finnischer Geschichtsquellen wert.

Mit der Universität Dorpat verbindet sich noch ein anderes Problem: welchen Anteil hatte die Universität Dorpat an der Versorgung der finnischen Gebiete und Ingermanlands mit gelehrten Leuten unter besonderer Berücksichtigung deutscher Kultureinflüsse.

Prediger für Karelien wurden bis zur Gründung der Universität Åbo in Uppsala ausgebildet; die Dorpater Universität konnte hier mit der Universität Åbo offensichtlich nicht konkurrieren, denn die gegenseitigen Verbindungen von Wiborg und Åbo waren stärker. Für Geistliche und sonstige Beamte war die Kenntnis des Finnischen und Schwedischen dringend notwendig. Obwohl in Wiborg eine relativ beachtenswerte deutsche Bürgerschaft vorhanden war und mehrere Prediger deutschsprachige Gottesdienste hielten (unter ihnen Claudius Thesleff), kam die Bildung einer festen deutschen Gemeinde nicht vor 1743 zustande. Wohl aber kamen so manche Wiborger deutscher Herkunft, die in Dorpat studiert hatten, in ihre Heimatstadt, um Lehrer in der Trivialschule oder am Gymnasium zu werden.

In Ingermanland bildete sich eine stabile Kirchenordnung während einer relativ kurzen Zeit aus, dies ist zum großen Teil dem energischen deutschbaltischen Kirchenleiter der Jahre 1641–1657, Heinrich Stahl, zu verdanken.[30] Da die Gemeinden finnischsprachig waren, hatte die Universität Åbo den größten Anteil an der Ausbildung der Pfarrer. Nicht belanglos war auch die Rolle der Dorpater Universität. Sowohl in den sechziger als auch in den siebziger Jahren lagen 11–12 (36,7–43,3 %) von 30 Pfarrstellen in den Händen der Zöglinge der *Academia Gustaviana*.[31] Auch die Stellen des Compastors und des Diakons wurden häufig von Zöglingen der Dorpater Universität besetzt. Vielleicht sollte man in künftigen Forschungen ermitteln, wie wichtig die Nähe der Dorpater Universität zu Rußland war, so daß ihre Zöglinge die russische Sprache praktizieren könnten, insbesondere zu Zeiten, als die schwedische Staatsmacht versuchte, die russischen Orthodox-Gläubigen Ingermanlands zum Luthertum zu bekehren. Ein guter Anhaltspunkt dafür ist der Vorschlag des neuen Superintendenten von 1642, Heinrich Stahl, die Dorpater Theologiestudenten sollten sich nach Novgorod oder anderswohin in Rußland begeben, um für das künftige Amt als Prediger in Ingermanland Russisch zu lernen.[32] In der Regel dienten in Gemeinden Ingermanlands schwedische und finnische Geistliche, Deutsche gab es nur einzelne (aus Nyen oder Wiborg). Um so bemerkenswerter ist, daß der Lette Janis Reiters (Johann Reuter), ein Zögling der Dorpater Universität mit einem außergewöhnlichen Schicksal, das Pastorenamt in Duderhof innehatte.[33] Pastoren der deutschen Gemeinden zu Nyen und Moloskowitz waren ausnahmslos Eingewanderte aus Deutschland, die an norddeutschen Universitäten (insbesondere in Rostock) studiert hatten. Die deutschen Gemeinden von Narva, dem Schnittpunkt der deutschen und schwedisch-finnischen Kultur, waren ein Teil der deutschbaltischen Kultur. Hier war ebenfalls wesentlich der Einfluß der Dorpater Universität: In Narva wirkte in den Jahren 1650–1655 und 1660–1665 als Pastor der deutschen Gemeinde der ehemalige Theologieprofessor der Universität Dorpat Salomon Matthiae, fast gleichzeitig war in Narva sein Schwiegersohn Simon Planckenhagen tätig, der ebenfalls in Dorpat studiert hatte, 1654–65 als Diakon und 1665–81 als Compastor.[34]

Bei Schullehrern ist eine ähnliche Tendenz zu verzeichnen: in den schwedischen Schulen von Narva und Nyen waren zahlreiche

Schulmeister im Amt, die in Dorpat studiert hatten (es gab nur einen Deutschen örtlicher Abstammung), in deutschen Schulen arbeiteten keine Dorpater Zöglinge. Eine Ausnahme bildet der Rektor der deutschen Schule von Narva von 1692 bis 1704, Johann Georg Lutzenberg, aber auch er, aus Bayern stammender ehemaliger Katholik, der den lutherischen Glauben angenommen hatte, immatrikulierte sich an der Universität Dorpat nur, um examiniert zu werden.[35]

Ingermanländische Besitztümer, die früher russischen Bojaren gehört hatten, wurden vielfach schwedischen Hochadligen und Beamten als Lehen gegeben (z. B. Johan Skytte, Georg Stiernhielm oder Bogislaus Rosen). Bis zum Jahr 1652 besaß auch die Universität Dorpat in Ingermanland Grundbesitz, weshalb die Universitätsprofessoren häufig Reisen nach Ingermanland unternehmen mußten, um das als Gehalt erhaltene Korn abzutransportieren oder die Arbeit der Gutsverwalter zu überprüfen. Auf allen diesen Gütern arbeiteten Gutsverwalter, unter denen es offensichtlich auch Deutsche gab. Auf den Gütern, in denen die Besitzer an Ort und Stelle residierten, entstand Bedarf an Hauslehrern. Offensichtlich wäre es der eingehenden Erforschung wert, in welchem Umfang Zöglinge der Universitäten Dorpat und Åbo als Hauslehrer nach Ingermanland berufen wurden.

Zusammenfassend sei festgestellt, daß die Universität Dorpat durchaus ein wesentlicher Kreuzungspunkt der schwedischen und deutschen kulturellen Einflüsse war und eine herausragende Bedeutung als Faktor der schwedischen Kultureinflüsse in Estland und Livland sowie als Ausbildungsort der schwedischen Gebildeten für das schwedische Mutterland und Finnland, ebenfalls für Ingermanland hatte. Trotz dieser Schlüsselposition beschränkte sich ihre Rolle als Vermittlerin der deutschen Kultureinflüsse nur auf die baltischen Länder. An der Versorgung Finnlands und Ingermanlands mit Gebildeten deutscher Herkunft hatte die Dorpater Universität keinen bemerkenswerten Anteil – die Narvaer Deutschen blieben ja im deutschbaltischen Kulturbereich und wurden nicht etwa Teil eines ingermanländischen Kulturbereichs. Beachtung verdient weiterhin, daß die aus den Nachkommen der deutschen Auswanderer bestehende Stadtelite von Wiborg und Nyen die Bildung hoch wertete. Sie schickte ihre Söhne zum Studium an die Universitäten

Åbo und Dorpat. Die Universität Dorpat wurde in den neunziger Jahren des 17. Jahrhunderts von der Wiborger wie auch der Nyener Führungsschicht sehr hoch geschätzt. ■

Aus dem Estnischen von Vilve Seiler

Anmerkungen:

[1] Über die Universität Dorpat siehe: Arvo Tering: Album Academicum der Universität Dorpat (Tartu) 1632–1710, Tallinn 1984, S. 17–127; Georg von Rauch: Die Universität Dorpat und das Eindringen der frühen Aufklärung in Livland 1690–1710, Essen 1943; Arvo Tering: Höhere Bildung der akademischen Lehrer in den baltischen Provinzen Schwedens, in: Europa in der frühen Neuzeit: Festschrift für Günter Mühlpfordt, Bd. 3: Aufbruch zur Moderne, hrsg. von Erich Donnert, Weimar, Köln u. Wien 1997, S. 384–409.

[2] Siehe: Matthias Akiander: Herdaminne för fördna Wiborgs och nuvarande Borgå stift, Del 1, Helsingfors 1868; Del 2, Helsingfors 1869.

[3] Siehe: Kyösti Väänänen: Herdaminne för Ingermanland, Del 1. Lutherska stiftsstyrelsen, församlingarnas prästerskap och skollärare i Ingermanland under svenska tiden, Helsingfors 1987.

[4] Vgl. Emil Schieche: Geschichte der Deutschen St. Gertruds-Gemeinde zu Stockholm, Bd. 1: Die Anfänge im 16. Jh., Münster u. Köln 1952. – Mehrere Lehrer der Stockholmer deutschen Schule setzten ihre weitere Karriere im Baltikum fort.

[5] Johann Simonius, J. Loccenius, Chr. Ravius, Joh. Freinshemius, Joh. Schefferus, J. W. Boeclerus.

[6] Über die baltischen Studenten in Uppsala: Arvo Tering: Uppsala ülikool ja Baltimaad XVII sajandil ja XVIII sajandi algul, in: Keel ja Kirjandus 1992, Nr. 8, S. 464–466.

[7] Über die baltischen Studenten in Åbo: Arvo Tering: Die Beziehungen der Universität Åbo/Turku zu Estland und Livland im 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts, in: Jahrbuch für finnisch-deutsche Literaturbeziehungen Nr. 12, 1990, S. 97, 101–102.

[8] Robert Schweitzer: Die Wiborger Deutschen, Helsinki 1993, S. 23–34.

[9] Gabr. Lagus: Ur Wiborgs historia, Del 2, Wiborg 1893, S. 22–52.

[10] Matthias Akiander (wie Anm. 2), Del 2, S. 434–436; Robert Schweitzer (wie Anm. 8), S. 49.

[11] Hendrik Sepp: Bidrag till Ingermanlands historia under 1600-talet. Militärvägar och kolonisation, in: Svio-Estonica 1934, Tartu 1934, S. 75–77, 84–85.

[12] Siehe: Carl v. Bonsdorff: Nyen och Nyenskans: historisk skildring, Helsingfors 1891, S. 381–504 (= Acta Societatis Scientiarum Fennicae, Tomus 18); Harry Donner: Om några tyskbaltiska borgarsläkter i Nyen på 1600-talet, in: Genos 1934, Nr. 1, S. 17–30; Torsten G. Aminoff: Borgarskapet i Narva och Nyen 1640, in: Genealogiska Samfundets i Finland Årsskrift 41, Lahti 1978, S. 121–138.

[13] Siehe Kyösti Väänänen (wie Anm. 3), S. 131–133.

[14] Siehe Carl v. Bonsdorff (wie Anm. 12), S. 375.

[15] Siehe Kyösti Väänänen (wie Anm. 3), S. 120–134.

[16] Siehe Arvo Tering: Album Academicum (wie Anm. 1).

[17] Ebenda, Nr. 85.
[18] Ebenda, Nr. 34.
[19] Vilh. Lagus: Album studiosorum Academiae Aboensis 1640–1827, Del 2, Helsingfors 1891, S. 1–73.
[20] Jan Sundin: Främmande studenter vid Uppsala universitet före andra världskriget. En studie i studentmigration, Uppsala 1973, S. 31.
[21] Arvo Tering (wie Anm. 7), S. 102.
[22] Ebenda
[23] Kungliga Akademien i Åbo 1640–1808, Helsingfors 1988, S. 308–309.
[24] Siehe Kyösti Väänänen (wie Anm. 3).
[25] Vilh. Lagus (wie Anm. 19), S. 133–186.
[26] Arvo Tering: Album Academicum (wie Anm. 1).
[27] Georg Haveman: Oratio de celeberrima Carelorum civitate Wiburgo..., Dorpati 1694 (UB Helsinki).
[28] Toini Melander: Personskrifter hänförande sig till Finland 1562–1713, Helsinki 1959, Nr. 1528–1530.
[29] Vilh. Lagus (wie Anm. 19), S. 238–348.
[30] Alvin Isberg: Svensk segregations- och konversionspolitik i Ingermanland 1617–1704, Uppsala 1973.
[31] Alle statistischen Berechnungen betr. Ingermanland basieren auf: Kyösti Väänänen (wie Anm. 3).
[32] Alvin Isberg (wie Anm. 30), S. 43.
[33] Kyösti Väänänen (wie Anm. 3), S. 260.
[34] Ebenda, S. 158–159.
[35] Ebenda, S. 233.

Timo Rui

Die deutschsprachige Universität Dorpat im 19. Jahrhundert als Hochschulort für Finnland

Die Universität Dorpat ist traditionell für die Finnen, besonders für die Ostfinnen, ein bedeutsamer Studienort gewesen. Während der Schwedischen Zeit war Dorpat ein beliebtes Ziel, hat es doch den Finnen eine wesentlich lebhaftere internationale Atmosphäre als die finnisch-schwedische Universität in Turku geboten, wenn auch in Dorpat der zentrale Unterrichtsstoff und der Geist seiner Darbietung vom schwedischen Vorbild bestimmt wurden: das rechtgläubige Luthertum, das die Spuren der Gegenreformation abwischen sollte, sowie nordische Rechtlichkeit hatten hier die besondere Aufgabe, den Feudalismus durch eine Anschauung, die sich auf größere soziale Gleichheit gründet, zu ersetzen.[1]

Insgesamt schrieben sich in der Universität Dorpat während der Schwedischen Zeit ungefähr 1600 Studenten ein, darunter (nach Vilho Niitemaa) Finnen, Karelier und Ingermanländer – meistens von „Standespersonen" (Klerus, Adel, Großbürgertum) 208.[2]

Regional verteilten sich die Finnen an der Universität Dorpat folgendermaßen (die Angaben sind von dem finnischen Geschichtsforscher A. R. Cederberg gesammelt worden, der selbst in den Jahren 1920–1928 als Professor für Geschichte an der Universität Dorpat arbeitete):

Ingermanland	60
Bezirk Käkisalmi	13
Wiborg	36
Provinz Wiborg (Schwedisch-Karelien)	22
Lounais-Suomi und Uusimaa	75[3]

Bei der Betrachtung der o. g. Zahlen ist zu beachten, daß sowohl Südwestfinnland (Lounais-Suomi) als auch Südfinnland

(Uusimaa/Nyland) wesentlich wohlhabender und dichter besiedelt waren als die östlichen Teile des Landes. Unter diesen Umständen kann zu Recht behauptet werden, daß die Universität Dorpat während der Schwedischen Zeit wirklich bedeutend für Ostfinnland war; es war vom Charakter her die Universität der Ostfinnen.

Wie bekannt, nahm die Universität Dorpat auf Befehl Kaiser Alexanders I. ihre Tätigkeit im Jahre 1802 wieder auf, aber als Universität mit deutscher Prägung. Welche Bedeutung hatte damit die deutsche Universität Dorpat für die Finnen, wieviele finnische Studenten besuchten sie und warum änderten sich im Laufe der Zeit die Bedeutung der Universität und die Anzahl der Studenten?

Damit wir ganzheitlich die Universitäten, deren internationale Tätigkeit und in diesem speziellen Fall die Anzahl der aus Finnland kommenden Studenten verstehen können, müssen bei den Universitätsforschungen größere, strukturelle Gesamtheiten, die die Tätigkeit der Universitäten beeinflussen, beachtet werden. Man kann von Rahmenbedingungen der wissenschaftlichen Arbeit sprechen, also von solchen politischen, wissenschaftspolitischen oder wirtschaftlichen Voraussetzungen, die die internationale Tätigkeit der Universität Dorpat regelten, förderten oder verzögerten. Und während der deutschen Zeit der Universität Dorpat hatten diese Rahmenbedingungen Einfluß auf die Anzahl der finnischen Studenten.

Die Universität Dorpat spielte in dieser Zeit eine große Rolle für das gesamte Gebiet des Russischen Reiches. Nach Erik Amburger zeigte sich diese Bedeutung zum Beispiel wie folgt:

1. direkt durch ihre Professoren und deren wissenschaftliche Arbeit und Lehrtätigkeit,

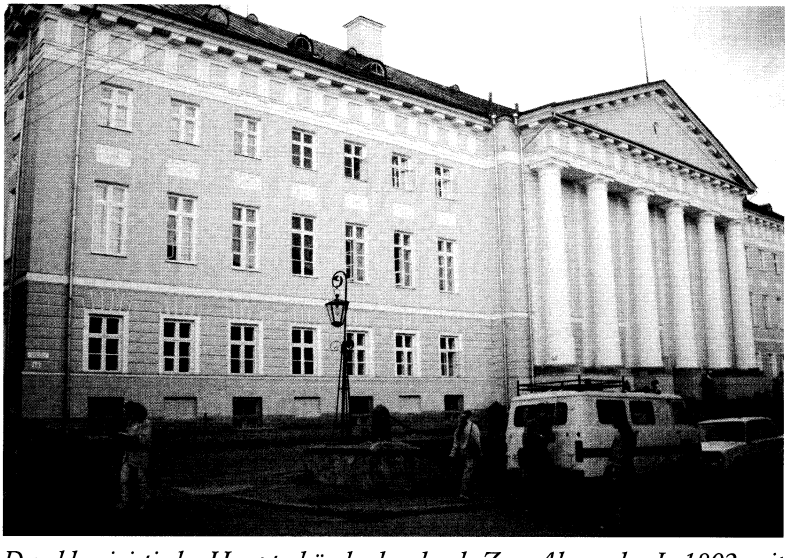
2. durch ihre vorbildlichen Einrichtungen, frühe Erfahrungen in der akademischen Selbstverwaltung, Zusammenschlüsse der Studenten u. a. m.,

3. mittelbar durch die an der Universität ausgebildeten Studenten aller Fakultäten; von diesen wiederum ist in Hinsicht auf die Finnen sehr wichtig die Ausbildung von Theologen der verschiedenen evangelischen Bevölkerungsgruppen wie die der Rußland-Deutschen, Ingermanländer, Finnen, Lutheraner und der Reformierten in Litauen und Polen.[4]

Zwischen den Jahren 1802 und 1811 war die Universität Dorpat wirklich der Studienort der finnischen Theologiestudenten. In allen

diesen Jahren immatrikulierten sich 40 Finnen, davon zählten über die Hälfte (23) zur theologischen Fakultät. In die Matrikel der anderen Fakultäten, der rechtswissenschaftlichen, medizinischen und militärischen Fakultät, schrieben sich zusammen 17 Studenten ein.[5]

Bemerkenswert dabei ist, daß jene Finnen aus Altfinnland und Ingermanland kamen, Gegenden, die damals zum Kaiserreich Rußland gehörten, anders als der übrige, zu Schweden gehörende Teil Finnlands. Altfinnland und Ingermanland gehörten außerdem zum Lehrbezirk der Universität Dorpat, deshalb war es nur natürlich, daß die Ostfinnen darauf ausgerichtet waren, an ihrer „Heimatuniversität" zu studieren. Diese Wahl wurde auch dadurch erleichtert, daß das Schulwesen in Altfinnland damals deutsch orientiert und die Unterrichtssprache der Schulen hauptsächlich Deutsch war.[6]



Das klassizistische Hauptgebäude der durch Zar Alexander I. 1802 mit Deutsch als Unterrichtssprache wiedergegründeten Universität Dorpat.

Nach 1812 nahm die Immatrikulierung der Finnen an der Universität Dorpat deutlich ab. Als politischer Hintergrund wirkte die Einverleibung Finnlands als autonomes Großfürstentum in das Russische Reich und die Wiederangliederung des Gouvernements Wiborg an Finnland im Jahre 1812. Wissenschaftspolitisch bemerkenswert war, daß Finnland nun eine eigene Universität, die Alexander-Universität, hatte, zuerst in Turku und später in Helsinki. Das noch ein Jahrzehnt zuvor lebhafte Lernen der Altfinnen an der Universität Dorpat wurde durch diese kaiserliche Entscheidung des Jahres 1811, nach der die Alexander-Universität das Recht erhielt, die Bewohner der Provinzen Wiborg und Käkisalmi auszubilden, sehr beeinträchtigt. Somit zählten Altfinnland und die Provinz Käkisalmi zum Lehrbezirk der Alexander-Universität.[7]

Diese Entscheidung hatte maßgeblich Gustaf Mauritz Armfelt herbeigeführt, der, nachdem er in Sachen Finnland eine zentrale Stellung erreicht und eingenommen hatte, auch in die Tätigkeit der Universität eingriff. Seine Idee war, die finnische Universität so zu entwickeln, daß sie möglichst viele Studenten aus Finnland, Schweden und Norddeutschland anlockte, weil er es aus moralischen und nationalen Gründen für sehr bedenklich hielt, daß die Finnen sich nach fremden Universitäten orientieren könnten. Seiner Ansicht nach hatte die Alexander-Universität die nationale Aufgabe, die finnische Jugend zu lehren.[8]

Der Anschluß Altfinnlands an den Lehrbezirk der Alexander-Universität spiegelte sich in der Anzahl der an der Universität Dorpat immatrikulierten Studenten klar wieder: von 1812 bis 1821 begannen nur 9 Finnen ihre Studien in Dorpat.

Außerdem ist bemerkenswert, daß die Medizin jetzt als beliebtestes Studienfach der Finnen die Theologie überholte. Man muß jedoch bedenken: auch wenn im Laufe jener Zeiten die deutsche Universität Dorpat für die Finnen direkt keine große Bedeutung hatte, so war sie jedoch indirekt bedeutsam; über Dorpat war die Kunde von den in Deutschland aufkommenden lebhaften Universitätsdebatten nach Turku gedrungen, was dort nicht unbeachtet blieb. So stellte die Universität Dorpat damals für die Finnen gewissermaßen ein Tor zur deutschen Wissenschaftswelt dar. Hinzu kam, daß nach 1808, als die Zukunft Finnlands in neue Bahnen gelenkt wurde, das Interesse am Süden wuchs, und die Hoffnungen auf

eine Erweiterung der Universität, jedenfalls teilweise, gerade am Beispiel der Universität Dorpat gemessen wurden.[9]

Danach folgte eine neue Blütezeit. In den Jahren 1822–1831 schrieben sich 25 Finnen an der Universität Dorpat zum Studium ein. Die Erklärung für diesen Zahlenzuwachs kann in der Turkuer Feuersbrunst und in der Verlegung der Universität nach Helsinki gesucht werden. Sie brachte sowohl den Studenten als auch den übrigen Beschäftigten der Universität Anfangsschwierigkeiten. Danach sank der Anteil der finnischen Studenten wieder, in den Jahren 1832–1841 immatrikulierten sich nur acht Finnen und 1842–1851 waren es nur noch vier.

Daß die Finnen überhaupt noch nach Dorpat gingen, lag vor allem an der Anziehungskraft der Pharmazie. Die Universität Dorpat war nämlich dabei, zum Zentrum der Pharmakologie-Wissenschaft, wie man sie Ende des 19. Jh. kannte, zu werden. Die finnischen Studenten gingen in erster Linie nach Dorpat, um Pharmazie zu studieren. Die Alexander-Universität erhielt einen Lehrstuhl für Pharmazie erst im Jahre 1844.[10]

Bemerkenswert in der territorialen Aufteilung der nach Dorpat gehenden finnischen Studenten war auch weiterhin, daß beinahe alle aus dem ehemaligen Altfinnland kamen. Der deutsche Einfluß an den Schulen Altfinnlands begann sich erst im Jahr 1840, ähnlich wie in den anderen Teilen des Landes, zu ändern. Das Gymnasium in Wiborg wechselte erst im Jahre 1844 seine Unterrichtssprache Deutsch ins Schwedische. Dadurch hatte die Alexander-Universität vor 1840 merkliche Schwierigkeiten, Studenten aus dem Gebiet Altfinnland zu rekrutieren, denn die nächste deutsche Universität, Dorpat, war für manche Studenten eine wesentlich verlockendere Alternative als Helsinki.[11]

Die deutsche Universität Dorpat hatte also im Laufe der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus verschiedenen Gründen eine gewisse Bedeutung als Studienort der finnischen Studenten. Allgemeine politische und auch wissenschaftspolitische Veränderungen in Europa und Rußland bedeuteten Mitte des 19. Jahrhunderts praktisch das Ende der Studien der Finnen an der Universität Dorpat. Die allgemeine revolutionäre Bewegung und vor allem die Entwicklung zum Beamtenstaat führten zu vielen Veränderungen in der russischen Hochschulpolitik.

Das allgemein in Europa herrschende revolutionäre Klima erweckte tiefe Besorgnis in Rußland, das den stärksten Stützpfeiler der durch den Wiener Kongreß geschaffenen Ordnung darstellte. In Rußland fürchtete man eine zu große Radikalisierung der Universitäten und vor allem eine mögliche Zunahme des geschulten, der Revolution zugeneigten Teils der Bevölkerung. Wissenschaftspolitisches Ziel waren die Begrenzung der Studentenanzahl und die Beschränkung der akademischen Freiheiten auf ein Minimum. Als Folge davon wurde die Anzahl der Studenten begrenzt, sowohl an der Universität Dorpat wie an der Alexander-Universität, wodurch sich die Möglichkeiten der finnischen Studenten, in Dorpat zu studieren, verringerten.[12]

Die Entwicklung des modernen, beamtenherrschaftlichen Staats war ein noch größerer Schlag für die Anzahl der finnischen Studenten der Universität Dorpat. In Finnland wie auch anderswo in Europa begann die Entwicklung der Amtsprüfungen die Veränderung der Gesellschaft zu reflektieren, und insbesondere das Entstehen des auf Examen beruhenden Beamtentums: es hatte sich nämlich das Berechtigungswesen zu entwickeln begonnen, das sich gleichzeitig auf die Staatsämter ausdehnte, d. h. es entwickelte sich das sogenannte Bildungsbürgertum, für das eben das Prüfungszeugnis, das Patent, charakteristisch war und das Alleinrecht auf ein Amt garantierte.[13]

So wurde es durch das Universitätsgesetz von 1852 praktisch auch in Finnland für diejenigen, die Staatsämter anstrebten, unmöglich, anderswo als an der Alexander-Universität zu studieren. Oft war das Studium an der finnischen Universität für die Staatsbeamten Vorschrift. Ein gutes Beispiel hierfür war die Änderung der Lehrerausbildung. Nach 1856 sollten praktisch alle, die Ämter an den finnischen Schulen anstrebten, an der Alexander-Universität ausgebildet worden sein.[14]

Aus o. g. Gründen kamen in der zweiten Hälfte des 19. Jh. Finnen und Ingermanländer nur noch sporadisch nach Dorpat. Demzufolge war der Anteil der Finnen am Universitätsleben sehr gering, sowohl gegen Ende der deutschen Ära an der Universität, als auch in der Zeit der russischen Universität Jurjew; bis zu dem Zeitpunkt als Estland selbständig wurde, und finnische *Wissenschaftler* bei der Wiedereröffnung und beim Aufbau der neuen nationalen Universität mithalfen.

Auf finnische *Studenten* hingegen mußte in Dorpat bis zu Beginn dieses Jahrzehnts gewartet werden, als der politische Zusammenbruch Osteuropas die Situation so veränderte, daß die Universität Tartu/Dorpat für die Finnen wieder ein attraktiver Studienort wurde. ■

Aus dem Finnischen von Waltraud Bastman-Bühner

Anmerkungen:

[1] Saloheimo, Veijo: Yhteyksiä Baltian ja Itä-Suomen välillä 1600-luvulla, in: Carelia Rediviva, Joensuu 1987, S. 57.
[2] Niitemaa, Vilho: Baltian historia, Helsinki 1953, S. 256.
[3] Saloheimo, 1987, S. 59.
[4] Amburger, Erik: Die Bedeutung der Universität Dorpat für Osteuropa. Untersucht an der Zusammensetzung des Lehrkörpers und der Studentenschaft in den Jahren 1802–1889, in: Die Universitäten Dorpat/Tartu, Riga und Wilna/Vilnius 1579–1979, Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, Band 9, Köln 1987, S. 163–181.
[5] A. Hasselblatt – G. Otto: Album Academicum der Kaiserlichen Universität Dorpat, Dorpat 1889; Blomstedt, Yrjö: Suomesta kotoisin olevat ylioppilaat Tarton yliopistossa 1802–1852, in: Genos. Suomen Sukututkimusseuran Aikakauskirja 1949, S. 28–32.
[6] Meyer, Klaus: Die Universität im Russischen Reich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Die Universitäten Dorpat/Tartu, Riga und Wilna/Vilnius 1579–1979. Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, Band 9. Köln 1987, S. 43; Hasselblatt – G. Otto, 1889; Blomstedt, 1949, S. 29–32.
[7] Klinge, Matti: Keisarillinen yliopisto, in: Helsingin yliopisto 1640–1990. Teil 2: Keisarillinen Aleksanterin Yliopisto 1808–1917, Keuruu 1989, S. 46.
[8] Ebda., S. 39–40.
[9] Ebda., S. 46–47.
[10] Blomstedt, 1949, S. 29;
Klinge, Matti: Yliopisto ja virkamieskoulu, in: Keisarillinen Aleksanterin Yliopisto (wie Anm. 7), S. 367.
[11] Strömberg, John: Ylioppilaat, ebda., S. 304.
[12] Klinge, Matti: Murroksen vuosikymmen, ebda., S. 210.
[13] Klinge, Yliopisto ja virkamieskoulu, ebda., S. 350.
[14] Ebda., S. 362.

Sirje Kivimäe

Deutsche Frauenbildung im Nordosten*)

Die Entwicklung der Frauenbildung wurde in Finnland in der Zwischenkriegszeit zum Forschungsobjekt. Aber gemäß den zeitgenössischen reformatorischen Bildungsprinzipien diskutierte man fast vom Anfang des 19. Jahrhunderts an über „Mädchenunterricht" und „Frauenerziehung", und 1841 erhielt Finnland als erstes unter den nordischen Ländern staatliche Mädchenschulen. Solche hatte es bereits im „Alten Finnland" gegeben, was ein Resultat der Schulpolitik von Katharina II., lokaler Verhältnisse sowie der kulturellen Beziehungen zu Deutschland war. Sisko Wilkama hat dazu gemeint, daß die Übernahme der Mädchenschulen vom Staate als epochemachend bezeichnet werden muß, obwohl die neugegründeten Schulen mit ihren Standesvorurteilen, hohen Schulabgaben und belastendem Fremdsprachen- und Handarbeitsunterricht eher dem „standes- und zeitgemäßen" Bildungsideal der Pensionatshochblüte näherstanden als dem von deren Vorgängerin und Vorbild, der Wiborger Töchterschule.[1]

Das bedeutet, daß man in den neuen Schulen nicht an die fortschrittliche Tätigkeit von Odert Henrik Gripenberg anknüpfte. Wilkamas Untersuchung liegt nämlich zunächst die kontinuierliche Kritik zugrunde, die von dem Ideal der Pensionsbildung ausgehend zu dem Ideal der Mädchenschule hinüberführt. Hier waren natürlich Pestalozzis Gedanken maßgebend, die gerade Gripenberg in seiner in Helsinki 1835–1848 bestehenden Mädchenschule verwirklicht hat.

Jedenfalls wurde in der finnischen Bildungsgeschichte die bedeutende Rolle der deutschsprachigen Wiborger Töchterschule anerkannt, deren Entstehen jedoch nur indirekt eine Folge der von Katharina II. unternommenen Schritte im Schulwesen war. Auch nach der Einführung der Statthalterschaft in Alt-Finnland blieben

die dortigen deutschen Schulen unter der Aufsicht eines „besonderen Direktoriums", das durch die 1783 erlassene Verordnung für die Verwaltung der deutschen Schulen des Reiches eingerichtet worden war. Unter seiner Aufsicht wurde demnach die Umgestaltung der Schulen Alt-Finnlands realisiert, zumal die russische Schulkommission auch nach der Veröffentlichung des Schulstatuts von 1786 die Gültigkeit der 1783 erlassenen Verordnung anerkannte und sich in die Leitung der deutschen Schulen Finnlands und der Ostseeprovinzen nicht unmittelbar einmischte.

Als Vorbild für das russische Schulgesetz von 1786 diente das österreichische Schulsystem. Eines der Prinzipien des neuen Gesetzes war die Trennung von Schule und Kirche sowie die Abschaffung der körperlichen Züchtigung. In Rußland wurden aber die in Österreich vorgeschriebenen Provinzialschulen wie auch die als erwünscht bezeichneten Mädchenschulen nicht eingerichtet und nur zwei Typen der städtischen Schulen gutgeheißen: in den Gouvernementsstädten 4klassige, aber 5jährige Hauptvolksschulen, in den Kreisstädten 2klassige Elementarvolksschulen. Nach dem Programm der russischen Schulkommission wurden in Riga und Reval 1789 auch russische Hauptschulen eröffnet. In Wiborg hielt das der damalige Statthalter J. Bruce für unnötig, da dort eine entsprechend damals dreiklassige Hauptnormalschule, nach dem Vorbild der Petri-Schule in St. Petersburg aufgebaut, schon tätig war.[2] Eine dreiklassige Hauptschule wurde noch in Hamina eröffnet und außerdem kleinere Schulen in vier anderen Städten.

In den Normalschulen durften auch die Mädchen am Unterricht teilnehmen, obwohl im Gesetz darüber nichts gesagt wurde. In Rußland machte man davon eigentlich nur im Gouvernement St. Petersburg Gebrauch. Unter der deutschen Bevölkerung war die Mädchenbildung nichts Neues. Seit den 1760er Jahren besuchten die Mädchen die St. Petersburger Petri-Schule, die als Muster für das deutsche Schulwesen im Russischen Reich genommen wurde. Dort gab es eine Klasse für Mädchen, und einige von ihnen wohnten im Schulinternat. 1777 bildete sich eine zweiklassige, 1803 eine dreiklassige Mädchenschule heraus.[3] Ebenso hatten in der Wiborger deutschen Stadtschule die Mädchen zusammen mit den Knaben gelernt. Eine wesentliche Erneuerung bestand darin, daß die im Jahre 1788 eröffnete Schule eine *„Hauptschule nebst einer abgesonderten Demoisellen-Classe"* war.

Das ist die älteste höhere Frauenbildungsanstalt Nordeuropas gewesen.[4] Am Anfang bildete die *„Demoisellen-Classe"* in der Tat nur eine einzige Klasse, die in drei Lehrgruppen aufgegliedert war, so daß der Schulbesuch 4–5, sogar 6 Jahre dauerte. Im Stundenplan standen Glaubenslehre, Geschichte, Erdkunde, Deutsch, Französisch, Russisch, Arithmetik, Zeichnen, Schönschrift und Handarbeit. Es unterrichteten die Lehrer der Knabenschule, ohne daß sie dafür extra bezahlt wurden. Als Hilfe fungierte nur eine Lehrerin, die Handarbeit und teilweise Elementarkenntnisse lehrte. Sie war aber auch während der Sprachübungen dabei und wurde deshalb *„Classdame"* genannt. Die Anzahl der Schüler nahm zu. 1800 wurde die Mädchenabteilung unter dem Namen *„Demoisellen-Schule"* von der Hauptschule völlig getrennt und eine zweite Lehrerin eingestellt.[5] Jetzt gab es zwei Klassen. Neue Lehrfächer wurden zunächst nicht hinzugefügt, aber die Stundenzahl einiger Fächer vergrößerte sich und das Unterrichtsniveau stieg. Die Lehrbücher waren dieselben, die für die Knabenschulen überwiegend nach den österreichischen Originalen herausgegeben wurden. Charakteristisch für die Mädchenschule war, daß dabei das Internat fehlte. 1788 bildeten die Mädchen ein Drittel der Gesamtschülerzahl der Wiborger Hauptschule, 1802–03 wuchs ihr Anteil bis zu 42 %, was einer Anzahl von 34 und 1803 schon 61 Mädchen entsprach. In Alt-Finnland insgesamt war der Anteil der Mädchen in den Normalschulen geringer.

Infolge des von Alexander I. begonnenen Ausbaus eines staatlichen Bildungswesens wurden auch die Schulen des Gouvernements Wiborg 1803 in den Schulbezirk der neugegründeten Universität Dorpat (estn. Tartu) eingegliedert und gehörten dazu bis 1812. Es wurde besonders die Tätigkeit des ersten Kurators des Dorpater Lehrbezirks, Friedrich Maximilian Klinger, eines aufgeklärten Philosophen und Dichters der „Sturm- und Drang-Zeit", der im russischen Dienst Generalmajor geworden war, hervorgehoben.

Die Schulreform in Rußland erfolgte 1805, diesmal nach dem polnischen Muster. In Alt-Finnland trat das neue Schulsystem 1805–1806 in Kraft. Demnach wurden in Wiborg im Januar 1805 sowohl die Hauptschule als auch die *„Demoisellen-Schule"* geschlossen. Die letztere wurde wieder im Juli geöffnet. Auch früher gab diese Schule nur eine allgemeine Bildung, doch wurde stark im

Sinne von Rousseau das Ziel der Erziehung zum Individuum verfolgt. In der neuen *„Töchterschule"* trat an die erste Stelle die Vorbereitung der Mädchen auf ihr zukünftiges Leben als Gattin, Mutter und Hausfrau. In Alt-Finnland entstanden schon zahlreiche Mädchenlehranstalten. Aber welche Ziele und Aufgaben die Frauenbildung eigentlich haben muß – diese Diskussion brach erst richtig in der Mitte des Jahrhunderts aus, als in Finnland bereits die Frage der Frauenemanzipation auf die Tagesordnung kam.

Das deutsche Schulwesen südlich vom Finnischen Meerbusen hat selbstverständlich eine viel längere Geschichte. Sein Stolz in Estland war die vom Jahre 1319 bis 1940 nur mit einigen kurzen Unterbrechungen tätige Domschule auf dem Domberg in Reval (estn. Tallinn), die zuerst als *„schola cathedralis ecclesiae"* gegründet wurde, dazwischen *„Ritterakademie"* genannt wurde und vom 19. Jahrhundert bis 1920 als Gymnasium den Namen *„Estländische Ritter- und Domschule"* trug. Es ist aber wenig bekannt, daß in der Domschule im Laufe der Zeiten auch Mädchen unterrichtet wurden. Mädchen und Knaben genossen einen gemeinsamen Unterricht bis 1729; dann aber wurden „die Mädchen nebst den kleineren Abecedariern dem Organisten zur Information zugewiesen." 1731 fiel der Beschluß, Mädchen nur bis zum zwölften Lebensjahre in der Schule zu dulden. 1744 wurde schon eine Jungfernschule gestiftet, die unter der Oberaufsicht des Rektors der Domschule und der Leitung der Frau Brasche, einer Schulmeisterin, stand.[6] Als sie 1747 starb, gab es in der Schule 15 Schülerinnen, doch so bald gelang es nicht, den Schulunterricht fortzusetzen.[7] Darüber hinaus hatte der Oberpastor der Domkirche, Christoph Friedrich Mickwitz, der vom Studium in Halle als überzeugter Pietist zurückgekehrt war, 1725 ein zum Dome gehöriges Waisenhaus und dessen Schule gestiftet, die zwei Jahrhunderte existierte. In der Waisenschule wurden die Knaben und Mädchen zusammen unterrichtet, darunter auch die estnischen Kinder. Wie in den pietistischen Schulen üblich, versuchte man die Schüler in erster Linie auf das praktische Leben vorzubereiten. Wegen der zurückhaltender gewordenen Spenden mußte man allerdings bald die Zahl der Pensionatsschüler verringern.[8] Seit dem Ende des Jahrhunderts arbeitete die Domwaisenschule als 2klassige Volksschule, jedoch mit zwei Lehrern.

In der Unterstadt, in Reval selbst, begann man mit der

Mädchenbildung mit Sicherheit nach der Reformation, als 1543 auf den Wunsch des Magistrats der Adel die Umgestaltung des Michaelisklosters in eine weibliche Bildungsanstalt bewilligte. Die stand unter der Leitung der Zisterzienseräbtissin Elisabeth Zoege, die zur lutherischen Konfession übertrat.[9] Es kann sein, daß eine solche „Erziehungsanstalt" auch bei dem Brigittenkloster außerhalb der Stadt existierte, denn sie wird in einer Bittschrift der Klostervorsteherschaft an den schwedischen König 1565 erwähnt. 1555 wurde in Dorpat bei dem zisterziensischen Katharinenkloster eine „*Junckfrowen Schola*" ins Leben gerufen. In den folgenden Kriegsjahren hörten aber alle Schulen auf zu wirken.

Die bedeutenden Errungenschaften der schwedischen Krone im Bildungswesen im estnischen Gebiet waren bekanntlich die Gründung der zwei Gymnasien und der Universität. Bald nach dem am 6. Juni 1631 eingeweihten Gymnasium wurde vom Reichskanzler Axel Oxenstierna in Reval auch eine Jungfernschule gegründet als „eine deutsche bürgerliche Schule ausschließlich für deutsch-schwedische Kinder."[10] Doch scheinen einige in den Kirchenbüchern von St. Nicolai verzeichneten Namen der Lehrer auf ein höheres Alter der Schule schließen zu lassen, sogar auf das Ende des 16. Jahrhunderts als Gründungszeit.[11]

In Dorpat schlugen die Gilden 1637 dem Rat vor, eine Mädchenschule zu eröffnen. Diese Frage wurde auch später noch erörtert, aber ohne Ergebnisse. Zwar gibt es eine Nachricht, daß in der Narvaer Trivialschule speziell für Mädchen ein Lehrer angestellt wurde. Jedoch hat die fördernde Bildungspolitik Schwedens in Estland und Livland auf dem Gebiet der Mädchenbildung keinen entscheidenden Schritt weiter nach vorn getan. Die Jungfernschule in Reval existierte noch während des Nordischen Krieges. 1706 bat der Studiosus Abraham Brenner den Magistrat um sein Salarium: Er sei über ein Jahr bei der Jungfernschule gewesen und habe „die Jugend, welche bei seiner Zeit auf ein großes an der Zahl zugenommen, fleißig informieret."[12]

Eine der wichtigsten Bedingungen der Kapitulationen der liv- und estländischen Ritterschaften sowie der Städte Riga und Reval während des Nordischen Krieges (1710) war der Erhalt des früheren Kirchen- und Schulwesens in Livland und Estland. Nachdem sich das Land einigermaßen von dem verheerenden Krieg erholt hatte,

schien auch der Mädchenunterricht auf die Tagesordnung gelangt zu sein. Ein Kennzeichen der veränderten Einstellungen war die Trennung der Mädchenschulen von den Knabenschulen, wie das in der Domschule in der Mitte des Jahrhunderts geschah. In Pernau wurde 1733 dem Organisten der deutschen Gemeinde der Auftrag erteilt, in der Mädchenschule zu unterrichten, in Dorpat 1748 für die Mädchen extra ein Lehrer angestellt. In Arensburg (estn. Kuressaare) arbeitete aber schon im Jahre 1740 eine Mädchenschule.[13] Einer der Dorpater Schulinspektoren, Pastor Plasching, hatte 1747 dem Rat in Vorschlag gebracht, die Knaben von den Mädchen im Unterricht zu trennen und die letzteren zu dem Schulhalter Joh. Kinderling zu schicken. Dieser Mann, „dessen Fähigkeit zur Mädchen-Information im Lesen, Catechisiren, Schreiben und Rechnen als zureichlich befunden worden", wurde auch obrigkeitlich bestätigt. 1748 wurde schließlich die beinahe 200 Jahre ein Wunsch gebliebene Töchterschule in Dorpat errichtet.[14] Nach Kinderlings Abgang wurde 1753 Joh. Dan. Krusen Lehrer, ihm folgte Joh. Müller. Pastor Plasching bewirkte auch für den Bau des Schulhauses eine Kollekte. 1775 brannte aber der größte Teil der Stadt ab und man mußte von neuem anfangen. 1787 wurde aus Halle ein Herr Knorre an die Schule berufen; als er nach zwei Jahren als Pastor nach Narva ging, übernahm die Stelle sein Bruder. Der in Magdeburg geborene Christoph Knorre hatte ebenso in Halle studiert. Als Leiter der Töchterschule war er zugleich Organist an der St.-Johannis-Kirche und wurde später Professor der Mathematik und Observator an der Sternwarte der Universität.[15] In der Schule half ihm seine Frau.

Aufgrund des Schulstatuts vom Jahre 1786 begann man auch in den Ostseeprovinzen das Schulwesen umzugestalten, wobei sich aber die Ritterschaften sowie die meisten Stadtmagistrate widersetzten: Sie sahen darin die Verletzung ihrer Privilegien.[16] Ebenso wollte man die Aufsicht der deutschen Schulbehörde in St. Petersburg vermeiden. Ihre Einwirkung blieb in den Ostseeprovinzen auch ganz gering. Doch wurden Russischlehrer angestellt, darunter auch in der Mädchenschule auf dem Domberg, und, wie erwähnt, in den Provinzzentren russische Hauptschulen eröffnet. Die deutschen Stadtschulen wurden in vierklassige Hauptschulen und die Mädchenschulen in Reval, Dorpat und Pernau (estn. Pärnu) in zwei-

klassige Volks- oder Elementarschulen umgewandelt, die zwei letzteren arbeiteten nur mit einem Lehrer. In den Elementarschulen sollte man nur Lesen, Schreiben, Rechnen und Religion lehren. In den Mädchenschulen in Pernau und Dorpat wurden jedoch elementare Kenntnisse in Geographie und Geschichte, in der Revaler Schule auch in Naturkunde vermittelt.[17]

Für die Mädchen waren schon die Hauptschulen nicht zugänglich. Um die höhere, über die Elementarschule hinausgehende Bildung anzubieten, wurden in den von den Stadtmagistraten unterhaltenen Mädchenschulen die Lehrpläne allmählich erweitert. Die Schule in Reval war schon früher zweiklassig und wurde 1800 in die höhere Stadt-Töchterschule umgewandelt.[18]

Am Ende des 18. Jahrhunderts wurden im estnischen Gebiet auch zwei adlige Fräuleinstifte gegründet. Ein ganz merkwürdiges stiftete in Estland auf dem Gut Finn (estn. Vinni) Jakobine Charlotte von Rennenkampff zusammen mit ihrem Mann, das nach dessen Vornamen Johann-Dietrich-Stein-Stift genannt wurde. Wie das erste Statut vorsah, sollte es dazu dienen, „erstlich jungen und unverheiratheten Frauenzimmern adelichen Standes, sie mögen Waysen seyn oder Aeltern haben, deren eigenes Vermögen zu einer ihrem Stande gemäßen Erziehung und Lebensart nicht hinreicht, eine solche Erziehung und Lebensart unentgeltlich in dieser Stiftung zu verschaffen: zweytens, überhaupt einem jeden unverheiratheten Frauenzimmer adelichen Standes, welches die Vortheile und Bequemlichkeiten einer solchen Stiftung und eines nicht geräuschigen Lebens zu geniessen wünscht, diese Vortheile gegen eine mässige, an das Stift zu zahlende Summe zu gewähren.“ [19] Die Anzahl der unentgeltlich aufgenommenen Stiftstöchter war zunächst auf zehn festgelegt, die Priorin eingerechnet. Allerdings stellte man in Finn an Frauenbildung ziemlich hohe Anforderungen, da die Gouvernante fähig sein sollte, Unterricht im Christentum, deutschen Lesen und guten Vorlesen, im Schreiben, elementaren Rechnen, in der Moral, Geschichte, Erdbeschreibung, in der französischen und italienischen Sprache, in Musik, besonders auf dem Klavier, im Singen und Zeichnen zu geben. Seitens der livländischen Ritterschaft wurde ein Fräuleinstift in Dorpat gegründet, das aber nicht gerade eine Bildungsanstalt war, sondern ein Zufluchtsort für verwaiste adlige Töchter, und bald nach Fellin über-

führt wurde. Es ist gut bekannt, daß seit Mitte des 18. Jahrhunderts immer mehr Hofmeister aus Deutschland ins Land berufen wurden, viele von ihnen Beruf wechselten und oft Pastoren wurden, Einheimische heirateten und leicht aufsteigen konnten. Obwohl die örtliche adlige Jugend und danach auch die Söhne der Kaufleute und der Literaten sich immer öfter nach Deutschland begaben, um zu studieren, gab es in dem in den Ostseeprovinzen aus Akademikern gebildeten eigenartigen Literatenstand um die Jahrhundertwende noch sehr viele Einwanderer.[20] Auch die Schullehrer stammten überwiegend aus Deutschland; meistens wurden sie berufen, wie das zum Beispiel in der Dorpater Töchterschule der Fall war. Da alle Literaten an deutschen Universitäten studiert hatten, war die geistige Verbindung mit Deutschland sehr eng. Die Aufklärung fand in Livland früh Eingang, aber es hat gedauert, bis gerade die Literaten über die bestehenden sozialen und insbesondere Agrarverhältnisse zu öffentlicher Kritik gelangten. Jedoch darf man annehmen, daß ein Lehrer, der in Halle oder Jena studiert hatte, seinen Schülern gewisse Humanitätsideale beigebracht hat.

1798 befahl aber Paul I. mit einem Ukas allen seinen im Ausland studierenden Untertanen die Rückkehr nach Hause. Zugleich wurde die Einreise von Hofmeistern ins Russische Reich in höchstem Grade erschwert und eine strenge Zensur der ausländischen Literatur eingeführt. Jetzt vervielfachten die baltischen Ritterschaften ihre Bemühungen um die Neueröffnung der Universität im Lande. Allein stellten sie sich gerade nicht vor, daß die Universität Dorpat durchaus nicht unter ihrer Kontrolle bleiben, sondern in eine kaiserliche umgewandelt werden und weitgehende Autonomie bekommen sollte. Das setzte bei dem jungen Alexander I., der am Anfang seiner Regierungszeit in mancher Hinsicht recht liberal vorging, Friedrich Georg Parrot durch, der sieben Jahre zuvor als Hofmeister nach Livland gekommen und zu der Zeit schon als Lehrkraft an die Universität berufen worden war, wie viele im Lande tätige Lehrer. Parrot erreichte, daß die neue Universität an das zentralisierte Bildungssystem mit dem eben erst ins Leben gerufenen Ministerium für Volksaufklärung an der Spitze angegliedert und Friedrich Maximilian Klinger zum Kurator des Dorpater Lehrbezirks ernannt wurde. Parrot selbst wurde zum ersten Rektor gewählt.

Die aus dem Prinzip der Gemeinschaftsschule hervorgehenden Vorschriften für die Volksbildung sahen vier Schultypen vor. Um die neue Schulorganisation durchzuführen, wurde – wie in allen Lehrbezirken – auch an der Universität Dorpat 1803 eine ständige Schulkommission gebildet. Wie man die Aufsicht über die Schulen im Lehrbezirk führen mußte, fixierten im nächsten Jahr genauere Verordnungen, die bis 1820 als Grundlage für das gesamte Schulwesen gültig waren. Die Schulkommission wirkte sogar bis 1837, bestehend aus neun Professoren unter dem Vorsitz des Rektors.

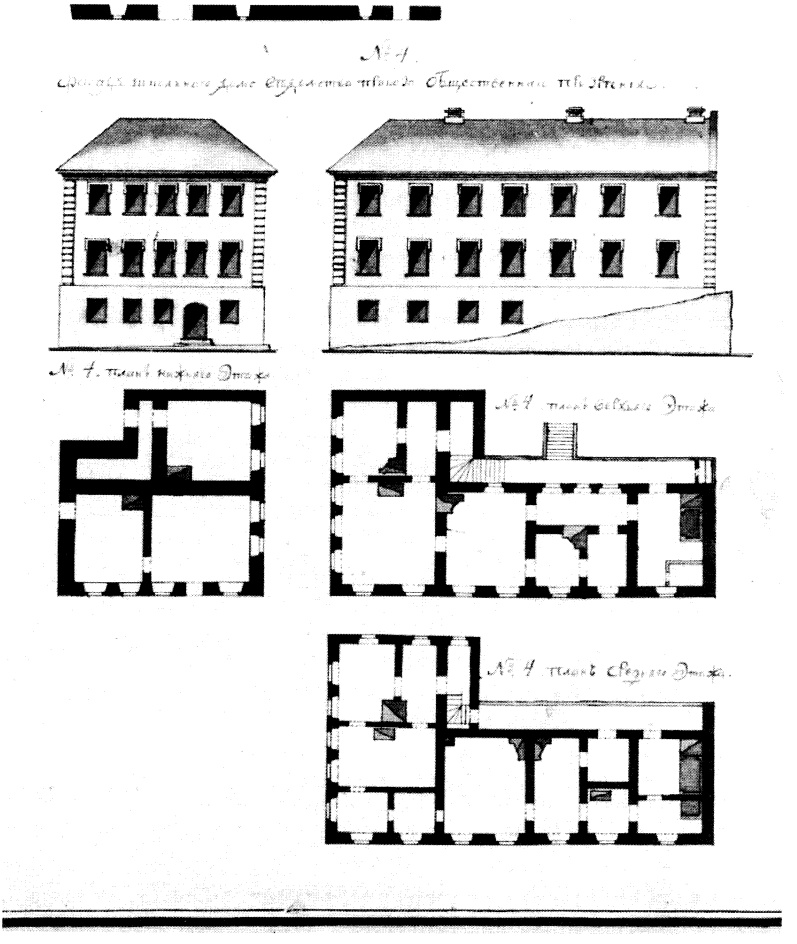
Sowohl Klinger als auch Parrot bemühten sich bei der Durchführung der Schulreform besonders um die Gründung von Bauernschulen. In seiner Rede auf dem Wiedereröffnungsfestakt der Universität verlangte Parrot vor allem die menschenfreundliche Behandlung der Bauern als den wahren und sich aufopfernden Ernährern. Aufrichtig an die fortschrittliche Rolle des aufgeklärten Absolutismus glaubend, adressierte er an Alexander I. mehrere Denkschriften, in denen er scharf die Lage der Bauern in Livland kritisierte. So unterstrich man in der estnischen Geschichtsschreibung, daß seine Ideen und seine Tätigkeit den Anstoß für die Aufhebung der Leibeigenschaft in den Baltischen Provinzen gaben. Sein Projekt der Gründung von Bauernschulen, für das die Schulkommission Daten gesammelt hatte, schickte aber das Ministerium den baltischen Ritterschaften zur Erörterung. Zum Schluß bestätigte der Kaiser das Projekt nicht. Ein gemeindlich unterhaltenes Kirchspiel(Parochial)schulwesen erlangten die Baltischen Provinzen erst nach der Aufhebung der Leibeigenschaft. Doch wurden nach dem Parrot-Plan die Schulen in den Städten in staatliche Elementarschulen umgewandelt oder solche gegründet. Erfolgreich war Parrot auch bei der Schaffung eines Netzes von Kreisschulen und ihrer Lehrpläne.

Parrot hielt die Schule für das Organ des neuen humanistischen Zeitalters. Die Ziele der damaligen Reformpädagogik kannte er gut, stimmte aber nicht allem zu. Er war für körperliche Erziehung und Lehrgänge in der Natur sowie für die Aufsicht über die Schüler außerhalb der Schulen, bezweifelte aber, daß die viel praktizierte Isolation der Zöglinge in den Internaten berechtigt war, und zog deren häusliche Erziehung vor. Auch war er gegen zu viel Spiel im

Unterricht. Als Pädagoge betonte Parrot die Freiheit des Denkens und Handelns der Zöglinge, die Erziehung ihres Pflichtgefühls und das gegenseitige Vertrauen. Ein Erzieher solle seinem Zögling ein Freund sein, meinte er, und hob immer die Wichtigkeit der Arbeit eines Lehrers hervor, was das Selbstbewußtsein der Lehrschaft bedeutend verstärkte.[21]

Speziell über das Ziel und Wesen der Mädchenbildung äußerte sich Parrot in der Rede auf der Eröffnung der Töchterschule in Dorpat im Oktober 1804. Diese war die erste derartige von der Schulkommission reorganisierte Schule. Er erkannte das Erfordernis an, das kulturelle Niveau der Frauen aller Gesellschaftsklassen zu heben; trotzdem sollte die Bildung der Mädchen nach Parrot sie auf ihren zukünftigen Beruf als Gattin, Mutter und Hausfrau vorbereiten. Alle Kenntnisse, die in der Schule vermittelt würden, seien mit diesen Aufgaben der Frau verbunden. Zur Sanftmut, Nächstenliebe und Duldsamkeit sollte man die weibliche Jugend erziehen. Bei der Betonung der Handarbeit mahnte Parrot vor allem die Wohltätigkeit: „Ein Paar Strümpfe, für einen Armen gestrickt, ein Hemd, für einen Kranken genäht, gewährt mehr Genuß als Reichtum und Üppigkeit." Die Beschäftigung der Frau mit Wissenschaften hielt er dagegen für unnatürlich.[22]

In Finnland hat man die Tätigkeit der Dorpater Schulkommission und insbesondere die Versuche Parrots, die Volksbildung den örtlichen Verhältnissen entsprechend zu entfalten, hoch geschätzt.[23] Ebenso wird die Initiative der Schulkommission bei der Gründung der im russischen Schulstatut vergessenen Mädchenschulen unterstrichen. Was aber die Wiborger Töchterschule anbetrifft, spielte dabei ein weiteres Kommissionsmitglied, Karl Simon Morgenstern, eine bedeutende Rolle. Er hatte ebenfalls in Halle studiert und wurde von einer Professorenstelle am Athenäum in Danzig nach Dorpat berufen, wo er sich ein Denkmal durch die Gründung der Universitätsbibliothek setzte. 1803–1806 bekleidete er das Amt des verwaltenden Direktors des an der Universität gegründeten Lehrerinstituts und hielt sich von der Arbeit der Schulkommission. Schulreferent für Finnland war eigentlich Professor Georg Friedrich Pöschmann, aber im Sommer 1805 wurde Morgenstern zum Visitator der Schulen des Gouvernements gewählt. Am 22. Juli war er bei der öffentlichen Prüfung des kurz zuvor erst gegründeten Gymna-



Grundriß und Fassaden des Gebäudes der Töchterschule von Wiborg (1797), der ersten höheren Frauenbildungsanstalt Nordeuropas.

siums in Wiborg anwesend und am 28. Juli bei der Neueröffnung der Töchterschule, die jetzt das Prädikat „kaiserlich" erhielt. Als Morgenstern vor seiner Abreise die Papiere der Töchterschule forderte, bekam er zur Antwort, „die Organisierung jener Anstalt noch anstehn zu lassen, weil nicht alles vorbereitet sey."[24] Er soll aber an der Wiederherstellung der Schule sehr interessiert gewesen zu sein. Dank eifriger Mitwirkung der Wiborger Bürger wurde das Werk vollendet.

Noch mehr als die Rede von Parrot dient die Rede von Morgenstern auf dem Eröffnungsfest der Töchterschule als eine Quelle zu den Zielsetzungen der Dorpater Kommission in der Frauenbildung. Auf das Einwirken von Locke, Rousseau und Basedow auf die Mädchenerziehung hinweisend war Morgenstern der Meinung, daß sie nur dann zweckmäßig werden könne, wenn der Staat für die einzelnen Stände verschieden organisierte Schulen einrichte. Dies erklärte er zum Grundprinzip der Schulreform. Für die gebildeten höheren Stände könne der Staat besondere Anstalten gewöhnlich nur in der Hauptstadt unterhalten. In der Gouvernementsstadt würde aber, außer den Töchterschulen der niedrigen Klasse, nur eine öffentliche weibliche Lehranstalt bestehen. Auf die mittlere Bürgerklasse berechnet, werde sie jedoch so eingerichtet, daß auch Töchter des vornehmeren Bürgerstandes und des Adels die den öffentlichen Lehranstalten vor den Privatschulen eigentümlichen Vorteile dort genießen könnten. Eine solche Anstalt sollte die Wiborger Töchterschule sein.

Wenn Morgenstern unterstrich, daß der Beruf des Weibes die Ehe und ihr Wirkungskreis die engbegrenzte Sphäre des Hauses ist, und in der Schule die Mädchen zu künftigen Gattinnen, Müttern und Hausmüttern erzogen werden sollen, wiederholte er nur den Standpunkt der Dorpater Schulkommission. Die Erziehung der Mädchen sollte drei Ziele haben: Ihren Körper, ihren Geist und ihr Herz auszubilden. Die Erwähnung der körperlichen Erziehung ist bestimmt ein Fortschritt, doch fügte Morgenstern sofort hinzu, sie dürfe nicht den ohnehin schwachen Körperbau der Mädchen noch mehr schwächen. Leider konnten Tanz und Gesang in einer Töchterschule zweiten Ranges staatlich nicht gefordert werden, weil sie nicht zu den der Hauptbestimmung des Weibes notwendigen Kenntnissen gehören. Dafür war Geschicklichkeit in Handarbeiten jedem

Mädchen unerläßlich, selbst in den wohlhabenden Bürgerklassen, um alle Pflichten der Hausfrau zu erfüllen, und deshalb sollte man für diesen Unterricht auf alle Weise sorgen. Stichwörter für die Bildung einer gesunden Seele waren Verstand, Urteilskraft und Vernunft, aber alles nur nach Maßgabe des weiblichen Berufs. Eigentliche Gelehrsamkeit und tiefschöpfende Wissenschaft lehnte auch Morgenstern konsequent ab. Selbst die schwedische Königin Christine und die herrlichen Frauen auf dem Kaiserthron Rußlands und dem Königsthron Preußens fanden vor seinen Augen keine Gnade.

Die Kenntnisse, mit welchen der Geist der Jungfrauen zu bereichern war, sollten ein allgemein menschliches Interesse haben. Lehrgegenstände waren dementsprechend praktische Religion und Sittenlehre, planmäßige Übung in der deutschen Muttersprache, darunter auch der schriftlich klare Ausdruck der eigenen Gedanken, allgemeine Übersicht der Geographie, woran das merkwürdigste aus Naturgeschichte und Technologie angeknüpft werden konnte, weiter ein Abriß der Geschichte der Menschen und Biographie, besonders weibliche, sowie Schönschreiben und Rechnen. Von den Sprachen war zunächst nur Deutsch vorgesehen. Die französische Sprache wurde zwar in den Unterrichtsplan aufgenommen, aber offizieller Ansicht nach, die Morgenstern vertrat, war diese Modesprache für Töchter der mittleren Bürgerklasse nicht unbedingt nötig – „so wenig wir ihre grosse Brauchbarkeit für manche Verhältnisse des geselligen Lebens auch für das weibliche Geschlecht verkennen." Französisch sowie Tanz und Gesang durfte man privat zu Hause unterrichten. Russisch ließ man aber zunächst wegen des Fehlens eines Lehrers aus. Auf Verlangen vieler Eltern wurde von der Schulkommission bald doch öffentlicher Unterricht in der französischen Sprache angeordnet.

Der Lehrumfang in der Wiborger Schule, wie ihn Morgenstern bekannt machte, war ziemlich begrenzt, aber am wichtigsten sollte ja die Bildung des Herzens sein. Nach seinen Worten war nicht *vernünfteln*, sondern *fühlen, rein* und *richtig fühlen* des Weibes Sache. Die Eigenschaften, die die Lehrerinnen, die ersten älteren Freundinnen, bei den Kindern bilden mußten, waren Reinlichkeit, Sittsamkeit, Selbstachtung, Sanftmut und Bescheidenheit, Geduld und Ausdauer, Nachgiebigkeit, Genügsamkeit und Zufriedenheit, Sparsamkeit, Bereitwilligkeit zum Geben und Wohltun, Ordnung

und Pünktlichkeit, Selbstbeherrschung und Ergebung, stilles Verdienst und Unsichtbarkeit dabei sowie Wahrhaftigkeit. Ohne sie würde das Weib dem reingestimmten Manne, dessen edles Gemüt kein tiefer gefühltes Bedürfnis kennt, als das Bedürfnis, was er im tätigen Leben erarbeitet, für ein Wesen außer sich erschaffen zu haben, und mit Aufopferung selbstsüchtiger Neigungen um eines teueren Wesens willen sich aus sich selber zu verlieren – der aber gerade dafür volles Vertrauen und Hingebung des ganzen Wesens fordert, um seines Lebens schönstes Glück zu finden – ohne diese Wahrheit des Wesens würde das Weib nie werden können, was es werden soll: des Mannes einzige, alle Freunde aufwiegende Freundin für das ganze Leben, behauptete Morgenstern.

Morgenstern bzw. die Dorpater Schulkommission hatte hier nichts neu zu entwickeln. Das beschriebene Frauenideal gehörte zur Ideologie des hervortretenden Bürgertums, vor allem in Deutschland. Den neuen sozioökonomischen Strukturen war charakteristisch, daß sich der Wohn- und Lebensbereich immer stärker von den Stätten des Gelderwerbs absonderte. Die dadurch entstandene größere Privatsphäre und die Orientierung auf das intimisierte Familienleben war aber nicht nur von der Arbeit der Beamten, Lehrer, Richter usw. außerhalb des Hauses verursacht, sondern die bürgerlichen Schichten kreierten damit auch ihren eigenen, von dem des Adels abweichenden Lebensstil. Eine sparsame Lebensführung, eine Kultivierung der inneren Werte, der Sicherheit vermittelnde Umgang und die „Bildung" der Persönlichkeit stellten dessen wesentliche Elemente dar.[25] Den neuen Werten von Askese und Leistung und dem Glauben an die Entfaltbarkeit der Persönlichkeit entsprechend wurde es zum Auftrag eines Ehepaares, seine persönlichen Eigenschaften zu entfalten. Und es ist – wenngleich nur auf der normativen Ebene des Diskurses – ein weiteres Novum der bürgerlichen Eheform zu nennen: der Anspruch auf geistige Gemeinsamkeit der Partner und das Interesse füreinander.

Mit der zunehmenden außerhäuslichen Produktion der Waren und Gebrauchsgüter und mit der Ausgliederung beruflicher Tätigkeit aus dem Haus wurde der Wirkungskreis der bürgerlichen Frauen auf einen engen Wohnbereich begrenzt, der der Herstellung und Wiederherstellung der Ware Arbeitskraft, zwar vornehmlich ihrer Männer und Kinder diente.[26] Die gesellschaftliche Entwicklung lief

auf die strenge Differenzierung der Geschlechter zu. Diese vorgeschriebenen Rollen des Mannes und des Weibes und die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere" mit allen ihren Folgen sind seit langem eines der wichtigsten Themen der historischen Frauenforschung. Hier muß man unterstreichen, daß die ideologische Konstruktion der Geschlechtscharaktere und die der Frau zugeschriebenen Eigenschaften der Mädchenbildung spezifische Aufgaben stellten.

Obwohl die neuen Ideen aus Deutschland in den Baltischen Provinzen mit Verspätung sowie in Auswahl Eingang fanden und bedingt durch unterschiedliche Verhältnisse sich oft eigenartig ausformten, wurde hier bereits in der Mitte des 18. Jahrhunderts die Schulung der Mädchen und der Knaben getrennt. Die Versuche Katharinas II., eine Gemeinschaftsschule einzuführen, schlugen eher eine andere Richtung ein. In Rußland begann man der Mädchenbildung allerdings erst unter der Aufsicht der Kaiserin Maria Feodorovna richtig Aufmerksamkeit zuzuwenden, aber dann verankerte sich auch ihr völlig standesmäßiges Prinzip.

Es ist klar, daß die Mitglieder der Dorpater Schulkommission das deutsche Modell der Frauenerziehung zum Vorbild nahmen. Bei der Einrichtung der Wiborger Töchterschule konnte sich Morgenstern konkret nach der Satzung der Berliner höheren Töchterschule richten, die er selbst besaß.[27] Eine große Schwierigkeit bestand aber im Mangel an geeigneten Lehrerinnen. Auch mit der Neueröffnung der Schule zögerte man vorzüglich deshalb, weil man in Dorpat das Wiborger Lehrkräftepotential nicht kannte. An Ort und Stelle konnte Morgenstern zu dem Schluß kommen, daß es solche geeigneten Frauen gab. Nicht umsonst würdigte er am Ende seiner Rede Lehrerinnen der ehemaligen Schule, und insbesondere, ohne den Namen zu nennen, die erste Lehrerin, „welcher längst eine nicht kleine Zahl edler Jungfrauen dieser Gegend den besten Theil ihrer Bildung verdankt."[28] Daß damit Mlle Ernestine Lehmann gemeint war, steht nur in der Anmerkung. Ruuth in seiner Geschichte der Stadt Wiborg gibt viel auf ihre Pionierarbeit, ihre Lehrfähigkeit und ihr fröhliches Temperament; Klinger habe sie entdeckt. Wie Ruuth schreibt, war Fräulein Lehmann 1748 in Berlin geboren und mit dem Astronomen Euler nach St. Petersburg gekommen. Sie war Gouvernante bei Wilhelm von Engelhardt, und

als er Gouverneur in Wiborg wurde, kam sie 1783 mit ihm zusammen nach Wiborg. 50 Jahre alt, übernahm sie 1800 die Leitung der Töchterschule und war dort tätig bis zu ihrem Tod 1839. Nach anderen Angaben ebenda war sie als Gouvernante zum Baron von Nicolay auf Schloß Monrepos nach Wiborg gekommen und bei ihrem Tode 80 Jahre alt gewesen.[29] Das wiederholt Robert Schweitzer, wenn er schreibt, daß die Mädchenbildung in Wiborg sich in der imponierenden Gestalt Ernestine Lehmanns personifiziert. Leider fehlt ihr Name in der Amburger-Datenbank.[30] Man weiß aber aus Morgensterns Visitationsbericht, daß 1792–1795 in der Wiborger Töchterschule Christine Trinité angestellt war, die voraussichtlich schon von Anfang an die Mädchen unterrichtet hatte. Ihre Nachfolgerin war die Tochter des Pastors der deutschen Gemeinde Concordie Augusta Couper. Als 1800 zwei Klassen gebildet wurden, blieb sie bis 1807 die Aufseherin in der niedrigen Klasse, während für die obere Klasse Ernestine Dorothea Lehmann angestellt wurde.[31] Die Ergänzung Morgensterns, daß Mlle Lehmann Tochter des bekannten, verstorbenen Professors bei der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg war, läßt vermuten, daß ihr Vater Johann Gottlieb [Gottlob] Lehmann war, der 1761 Chemieprofessor der Akademie wurde und 1767 starb.[32]

An der festlichen Eröffnung der Wiborger höheren Töchterschule nahmen ungefähr 50 Schülerinnen und zwei Lehrerinnen teil. Nach der etwas später bestätigten Verfassung hatte die Schule gleichen Rang mit der Kreisschule und war zweiklassig. Außer den zwei angestellten Lehrerinnen unterrichteten einige Oberlehrer des Gymnasiums und Lehrer der Kreisschule in einigen wissenschaftlichen Fächern. Allerdings wurden in der Verfassung sowohl Russisch als auch Französisch als Pflichtfächer in den beiden Klassen festgeschrieben.[33]

Wie erwähnt, wurde die Revaler Mädchenschule schon 1800 in „Höhere Stadt-Töchterschule" umbenannt. Die Töchterschule in Dorpat erfuhr schon 1804 einige Abänderungen und Erweiterungen, besonders im Hinblick auf weibliche Handarbeiten. Im Juni 1807 konstatierte man, daß die Schülerinnenzahl zunimmt und die Frequenz 46 beträgt. Während man in diesem Bericht davon spricht, daß es die Kräfte eines Lehrers übersteigt, so viele Kinder von unterschiedlichem Alter und Bildungsgrad in Religion und

Moral, Geschichte, Geographie, Arithmetik, Naturgeschichte, Orthographie sowie im deutschen Stil zusammen zu unterrichten, deutet man zugleich an, daß neben einem Lehrer auch eine Lehrerin tätig war. Die Lage muß elend gewesen sein, wenn der Verfasser des Berichts entschlossen die Forderung stellt, entweder die Zahl der Schülerinnen beträchtlich zu reduzieren oder die Etatmittel zu vermehren, um einen zweiten Lehrer zu honorieren. Er hoffte, daß die Bürgerschaft der Stadt die nötigen 300 Rubel bewilligen würde.[34] Offensichtlich waren die Bürger von Dorpat doch nicht patriotisch genug, denn die städtische Töchterschule bestand noch zehn Jahre als einklassige Anstalt, in der Martin Aßmus als wissenschaftlicher Lehrer und Fräulein Goldechen als Lehrerin für Handarbeit fungierte. Erst seit Januar 1815 gab es zwei vollständige Klassen mit zwei Lehrern für die Wissenschaften und für die Sprachen (jedoch ohne Russisch) und zwei Lehrerinnen, welche in jeder Klasse 12 Stunden wöchentlich Handarbeit unterrichteten.[35]

Im Herbst 1805 wurden auch weitere Töchterschulen des Dorpater Lehrbezirks – in Riga, Windau (lett. Ventspils), Mitau (lett. Jelgava) und Pernau – reorganisiert bzw. in Fellin (estn. Viljandi) sogar neu gegründet. Im Generalbericht über die Schulen weist man auf die große Zahl der Schülerinnen in Wiborg hin.[36] Die estnische Forschung geht davon aus, daß in den Städten des heutigen Estland insgesamt in den öffentlichen Mädchenschulen, d. h. Töchterschulen 175 und in den Privatschulen des Lehrbezirkes sogar 267, zusammen demnach mit den Schülerinnen in den Elementarschulen 586 Mädchen unterrichtet wurden. Zu den Töchterschulen wurden die Schulen in Reval mit 83, in Dorpat mit 32 und in Pernau mit 60 Schülerinnen gezählt, aber nicht die Felliner Schule mit ihren 25 Mädchen. So hatte die Pernauer Schule zwei hauptamtliche Lehrer und vermutlich drei Stundenkräfte, aber die Felliner Schule wurde mit einer einzigen hauptberuflichen Lehrerin eröffnet. Dort wurden weniger Fächer unterrichtet und seit 1807 der Lehrplan noch gekürzt. In der 1807 reorganisierten Revaler Töchterschule wirkten zwei Lehrer für die wissenschaftlichen Fächer, ein Zeichenlehrer und eine Handarbeitslehrerin. 1814 betrug die Anzahl der Schülerinnen entsprechend 157, 151 und zusammen 501. Im Vergleich dazu zählte man an Knaben in den Kreis-

schulen 550, in den Privatschulen 153 und zusammen mit den Elementarschülern 1083.[37]

Es gab eben viele kleinere Privatschulen. Insbesondere in Reval wurden solche in den 1790er Jahren eröffnet. Meistens unterrichtete man dort Mädchen und Jungen zusammen wie in den Schulen von Mlle Löw, Mlle Fels, Mlle Kutschin oder Gebhardt. In den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts scheint eine neue Gründungswelle eingetreten zu sein. Dann wurden auch in Riga zahlreiche Privatschulen gegründet, während in Libau und Mitau solche schon früher existierten.[38] Obwohl diese verschiedenen Privatschulen überwiegend nur Elementarunterricht erteilten, boten sie doch den Mädchen gewisse Bildungsmöglichkeiten an. Das Vorhandensein vieler Privatschulen war sicher ein Grund, warum sich die Eröffnung der städtischen Töchterschulen im Baltikum verzögerte. Die Forderung nach Mädchenbildung allerdings bestand und es gab auch genug Personen, die ihr nachgingen. Nach den Namen zu urteilen, konnten einige Schulleiterinnen ausländische Gouvernanten gewesen sein, doch stammten viele aus den eingesessenen Bürgerfamilien. In Arensburg wurde aber eine kleine Schule von einer Baronesse von Bellingshausen geleitet. Und Admiral Baron von Wrangell erinnerte, daß er kurz das Mädcheninstitut bei seiner Tante Baronin Barbara von Wrangell in der kleinen Kreisstadt Werro besucht hatte, wo seine Schwestern unterrichtet wurden.[39] Außerdem war der häusliche Unterricht damals ziemlich verbreitet auch in den bürgerlichen Schichten, nicht nur in den adligen Familien, wo er ja weiterhin jedoch fast die einzige Bildungsart für Mädchen blieb.

Nach der Schulreform im Jahre 1820 wurde die Mädchenbildung in den Baltischen Provinzen nach wie vor überwiegend der Privatinitiative überlassen. Nur in Rußland selbst wurde es 1833 verboten, daß Ausländer Privatschulen gründeten. 1832 öffnete Conradine Struve in Dorpat ihre höhere Töchterschule mit Pension, die bis 1860 arbeitete, zuletzt unter der Leitung von Louise Struve. Dann erfolgte die Neugründung der Schule von Catharina Schultz. 1847–1853 existierte eine ähnliche Schule von Emilie Feldmann und 1850–1859 von Julie Lenz, die Marie Muyschel weiter führte. In Reval rief Julie Ströhm 1837 eine Mädchenschule zunächst mit drei Schülerinnen ins Leben, die nach zehn Jahren vier Klassen umfaßte und auch mit einem Pensionat verbunden

war. Die höhere Töchterschule mit Pensionat der Baronesse Jenny Maydell arbeitete 1844–1872 und die der Caroline Schmidt 1849–1861; deren Vorgängerin war das Privatschulpensionat von Natalie Franzen, wo man seit 1835 nach dem erweiterten Lehrplan unterrichtete. In Werro, wo eine bekannte Privatschule für Knaben arbeitete, eröffnete die Hauslehrerin Schweizer Abstammung Eugenie Jeanneret 1839 ein höheres Töchterschulpensionat, das seit 1843 Ernst Genge, später Josephine Genge leitete. Dieses war nur dreiklassig, alle weitere aber vierklassige Schuleinrichtungen. Die erste öffentliche höhere Töchterschule bekam Reval 1852 dadurch, daß die drei älteren Klassen der bisherigen sog. großen Stadt-Töchterschule zu einer selbständigen Anstalt reorganisiert wurden. 1858, als die pädagogische Klasse zur Ausbildung von Hauslehrerinnen eröffnet wurde, war die Schule vier- und seit 1861 fünfklassig mit siebenjähriger Lehrzeit. Ebenso wurde 1852 in Pernau die zweiklassige Stadt-Töchterschule in eine dreiklassige höhere Schule umgewandelt, zu der 1860 die vierte Klasse hinzukam. Die Reorganisation der zweiklassigen städtischen Töchterschule in Dorpat in eine vierklassige fand 1853 und in eine fünfklassige 1857 statt. Damit erreichten diese drei Schulen die Gymnasialebene, während die Töchterschule in Arensburg, die 1858 dreiklassig wurde, nur dem Rang einer Kreisschule entsprach. In allen Mädchenschulen der Mittelstufe im estnischen Gebiet gab es 1854 592 (1860: 789) Schülerinnen, davon 305 (1860: 429) in Privatschulpensionaten.[40]

Trotzdem bekamen selbst die Absolventinnen der höheren Stadt-Töchterschulen nicht die Rechte der Schüler der staatlichen Lehranstalten. Um die Berufsbefähigung zur Elementarlehrerin zu erlangen, mußten die jungen Damen nach absolviertem Kursus der 2. Klasse Examina an einem staatlichen Gymnasium ablegen. Examina als Hauslehrerin mußte man nach dem Absolvieren der Prima sogar an der Universität bestehen. Das letztgenannte sog. große Examen war die höchste Stufe der damaligen Frauenbildung. 1849 zählte man im Dorpater Lehrbezirk 171 graduierte Privatlehrerinnen, sieben stellvertretende Privatlehrerinnen und 33 Privatlehrerinnen für Elementarunterricht. Leider weiß man ohne genauere Quellenstudien nicht, wieviele Frauen es unter denen 100 und 117 Personen gab, die 1849 und 1850 das Recht zur Erteilung von Elementarunterricht erhielten. 69 Personen erlangten 1849 den

Grad „Privatlehrer/lehrerin", im nächsten Jahre 98.[41] Davon waren 32 wahrscheinlich Frauen, und zwar 17 Töchter von Zivilbeamten und Literaten, 14 Töchter von Bürgern und Kaufleuten und eine Adlige.[42]

Die Gründung vieler privaten Töchterschulen mit einem erweiterten Lehrgang seit Ende der 1830er Jahre bestätigt die zunehmende Forderung nach Mädchenbildung unter den Deutschbalten. Aber es war keine Modesache, sondern eher ein Zwang der veränderten sozial-demographischen Lage. Nicht nur, daß die allgemein gut gebildeten Männer der deutschen Oberschichten keine zurückgebliebenen Frauen begehrten, sondern die sowieso relativ hohe Ehelosigkeit in dieser ziemlich geschlossenen Gruppe nahm zu. Ganz viele Frauen der bürgerlichen Schichten und aus dem wenig bemittelten Literatenstand mußten damit rechnen, daß sie ledig bleiben und selbst für ihren Lebensunterhalt sorgen mußten. Eine Alternative war, sich als „Tante" in die Familien der Angehörigen zu integrieren. Mindestens mußte man etwas tun während der immer länger werdenden Zeit vor der Eheschließung.

Eigentlich war die Stellung der deutschen Frau in der Familie und Gesellschaft im Baltikum aus bestimmten historischen Gründen bemerkenswert selbständig. Das von den Dorpater Professoren gepredigte Frauenideal konnte sich niemals völlig durchsetzen. Die Lehrprogramme der Töchterschulen behielten immerhin eher das Aneignen von Kenntnissen im Auge, als die Erziehung zur Mutter und Hausfrau. Dafür spricht auch die Tatsache, daß bei der baltischen Mädchenbildung das Leistungsprinzip mit Prüfungen verschiedenen Grades gültig blieb. Gerade dagegen trat der Pädagoge Carl Hoheisel im ersten Band der *„Baltischen Monatsschrift"* im Jahre 1859 auf. Wie er behauptete, nimmt die Gouvernante zu dem Hause, in welchem sie wirken soll, eine verfehlte Stellung ein; es ist verkehrt, „daß bei der ganzen Bildung des weiblichen Geschlechts auf diesen Beruf hingearbeitet wird und daß man sich in unsern Mädchenschulen abmüht, statt gute Hausfrauen, Gattinnen und Mütter, schlechte Gouvernanten zu erziehen."[43] Die Lehrpläne der Mädchenschulen sollte man überhaupt kürzen, vor allem den Unterricht in der französischen Sprache, den Hoheisel in der Regel die erste Stelle einnehmen sah. Das nämlich auch deshalb, damit die Mädchen keine frivolen Romane lesen würden: die Lektüre von

deutschen Übersetzungen könnten die Mütter leichter überwachen. Selbstverständlich war Hoheisels Ausgangspunkt die Verschiedenheit zwischen den Geschlechtern und in Einklang damit brachte er die schon bekannten Argumente vor. Die amerikanische Forscherin Heide W. Whelan hat sein Hervortreten gründlich diskutiert als eine Grundlage der Frauenbildung in den nächsten Jahrzehnten. Bestimmt hat sie recht, wenn sie meint, daß die Richtung Hoheisels Boden gewann, als das Deutschtum im Baltikum sich wegen der Russifizierung gefährdet fühlte.[44]

Ein anderes Problem ist, daß auch Töchter der wohlhabenden und sozial aufgestiegenen Esten, sowohl der Städter als auch der Bauern, städtische und sogar einige private Töchterschulen zu besuchen begannen. Eine über die Elementarstufe steigende Bildung boten den Mädchen nur die deutschen Schulen an. Aber der Besuch einer deutschsprachigen und deutschgesinnten Schule hatte meistens die Eindeutschung der estnischen Mädchen zu Folge, die ihrerseits die erst sehr dünne estnische Elite schwächte. Das thematisierte Ende der 1870er Jahre der radikale Anführer der nationalen Bewegung, C. R. Jakobson. Er verurteilte besonders „die Lehre" bei einer Nähmamsell in der Stadt. Zum Vorbild für das estnische Schulwesen nahm Jakobson die Volksschule in Finnland mit ihrer vielseitigen praktischen Ausbildung.[45]

In Finnland hatte man die „Salonerziehung" schon völlig aufgegeben und betonte die „häuslichen Berufe" in der Mädchenbildung. In den 1840–50er Jahren griffen die Fennomanen heftig die Gouvernantenbildung an. In den Mädchenschulen wurde weiterhin allmählich der Fremdsprachenunterricht und auch die Anzahl der Stunden für den Handarbeitsunterricht zugunsten des Unterrichts in der jeweiligen Muttersprache eingeschränkt.[46]

In der Wiborger Töchterschule wurde Schwedisch als Unterrichtssprache 1842 eingeführt. Anfang der 80er Jahre waren alle sechs staatlichen Mädchenschulen in Finnland noch immer schwedischsprachig. Doch wurde in Wiborg interessanterweise ebenso wie in Dorpat 1832 die erste höhere deutsche private Mädchenschule gegründet. Das sechsklassige Internat von Dorothea Rechenberg bestand bis 1861. 1859 (oder bereits 1856) gründete Pastor G. J. N. Steger seine Töchterschule, die seit 1870 die verwitwete Ida Behm leitete. Ihr Mann, Absolvent der Universität Dorpat, hatte

deutlich nach dem Beispiel der baltischen Landesgymnasien 1851 eine deutsche Privatschule für Knaben in Wiborg gegründet. In demselben Jahr war Julia Krohn, aus der alten Wiborger deutschen Familie Dannenberg, verheiratet mit einem Petersburger Brauereibesitzer, in ihre Heimatstadt zurückgekehrt. Sie unterrichtete in ihrem Hause zusammen mit ihren Töchtern mittellose Mädchen. Ihr Sohn Julius wurde aber ein bedeutender Finno-Ugrist und Professor an der Universität Helsinki, der für die Gleichberechtigung des finnischsprachigen Volksteils auftrat und den finnischen Text zu Runebergs „Vårt land", Finnlands späterer Nationalhymne, schuf.[47]

Die Verhältnisse veränderten sich schnell. Mit der Tochter von Julius Krohn, Aino, verheiratete sich 1900 der junge estnische Folklorist Oskar Kallas, der zukünftige erste Gesandte der Republik Estland in Finnland und später in England. Aino Kallas wurde eine bekannte finnisch-estnische Schriftstellerin. Bei dem Sohn von Julius Kaarle Krohn, der ebenso Professor in Helsinki war, studierte von 1904 bis zu ihrem Abschluß 1910 mit einer Magisterarbeit über die estnischen Folkloresammlungen, Hella Wuolijoki, geborene Ella Marie Murrik, eine Bauerntochter aus Süd-Estland, die aber bereits das staatliche russischsprachige Mädchengymnasium in Dorpat besucht hatte und 1905 Mitglied der sozial-demokratischen Partei Finnlands wurde.[48] Diese interessanten Frauen, richtige Damen, die in der internationalen Gesellschaft verkehrten, verhielten sich gegenüber den Deutschbalten bewußt ablehnend. Und doch waren sie beide aus dem deutsch geprägten Bildungswesen herausgewachsen und in direktester Weise von diesem Kulturkreis beeinflußt, den die Deutschen während der Jahrhunderte im Raum um den Finnischen Meerbusen eingeführt hatten. Deutet man noch auf die zahlreichen jungen gebildeten Estinnen, die vor allem durch ihre Deutschkenntnisse überall in Rußland und oft auch in Finnland eine Anstellung als Gouvernanten oder mindestens als „deutsche Bonnen" fanden, so profitierten diese nicht nur von ihrer „deutschen" Bildung, sondern sie multiplizierten gewissermaßen auch deutsch(baltisch)e Mentalität. Das letzte gilt auch für die estnische Gesellschaft, wo die Mutter traditionell die Erziehung der Kinder geführt hat. Es ist kaum festzustellen, wie stark unter der nationalen Hülle die deutschen, eben bürgerlichen Bildungs- und

Erziehungsprinzipien weitergeführt wurden. Voraussichtlich viel mehr als wir erkennen möchten – und das erklärt auch die Unterschiede zwischen den Verhaltensmustern der finnischen und estnischen Frauen noch heutzutage. ■

Anmerkungen:

*) Diese Untersuchung wurde durch die Unterstützung seitens des Estnischen Wissenschaftsfonds ermöglicht, für die ich herzlich danke.

1 Sisko Wilkama: Naissivistyksen periaatteiden kehitys Suomessa 1840–1880-luvuilla. Pedagogis-aatehistoriallinen tutkimus. Historiallisia tutkimuksia. XXIII. Helsinki 1938, S. 342.

2 Maija Rajanen: Vanhan Suomen koulut. I. Normaalikoulut vv. 1788–1806. Historiallisia tutkimuksia XXV. Helsinki 1940, S. 46.

3 Vgl. ebenda, S. 118.

4 Robert Schweitzer: Die Wiborger Deutschen. Veröffentlichungen der Stiftung zur Förderung deutscher Kultur, 3. Helsinki 1993, S. 52.

5 Gustav Dahl: Fruntimmersskolan i Wiborg 1788–1905. Några anteckningar om Finlands äldsta flickskola. Viborg 1905, S. 17–21; vgl. Wilkama (wie Anm. 1) S. 26–27.

6 [F. Croessmann, E. Pabst:] Beiträge zur Geschichte der Ehstländischen Ritter- und Domschule. Einladungsschrift zu der 550jährigen Jubelfeier der Domschule zu Reval am 19. und 20. Juni 1896. Reval 1869, S. 45–46.

7 Eesti kooli ajalugu. 1. köide. 13. sajandist 1860. aastateni. Hrsg. von E. Laul. Tallinn 1989, S. 202.

8 P. C. Moier: Kurzgefasste Geschichte des zum Dome gehörigen Waysenhauses. Nebst einem Anhange (von H. W. Wigand/Hrsg. H. W. Wigand). Reval 1777, S. 33.

9 Gotthard v. Hansen: Die Kirchen und ehemaligen Klöster Revals. Reval 1873. S. 59.

10 Album der Howenschen und Elisen-Schule. Reval 1930, S. 5.

11 G. Adelheim: Die Jungfern-Schule in Reval, in: Baltische Familiengeschichtliche Mitteilungen. Jg. 2, 1932. Nr. 2. S. 2–4.

12 Stefan Hartmann: Reval im Nordischen Krieg. Quellen und Studien zur Baltischen Geschichte. Bd. 1. Bonn-Bad Godesberg 1973, S. 143.

13 Eesti kooli ajalugu (wie Anm. 7) S. 202–204.

14 Nachrichten von den ehemaligen Schulen in Dorpat, gesammelt von Karl Theodor Hermann. Einladungsschr. zu der bevorst. öffentl. Prüfung d. hiesigen Schulanstalten 1807. Dorpat [1807], S. 9.

15 Deutschbaltisches biographisches Lexikon 1710–1960. Hrsg. von W. Lenz. Wien 1970, S. 392.

16 Eesti kooli ajalugu (wie Anm. 7), S. 254.

17 Ebenda, S. 254–259.

18 Album der Howenschen... (wie Anm. 10), S. 5.

19 Statuten des evangelisch-weltlichen adelichen Fräuleinstifts, Johann Dietrichstein zu Finn genannt, in Ehstland. Reval 1784, S. 2.

20 Wilhelm Lenz: Der baltische Literatenstand. Wissenschaftliche Beiträge zur Geschichte und Landeskunde Ost-Mitteleuropas. Nr. 7. Marburg/Lahn 1953, S. 14–15.

21 E. Oissar: G. F. Parroti maailmavaatest ja pedagoogilistest tõekspidamistest, in: G. F. Parroti 200-ndale sünni-aastapäevale pühendatud teadusliku konverentsi mater-

jale (Tartu, 1. – 2. juuli 1967). Tartu 1967, S. 135–156.

[22] G. F. Parrot: Rede bey Eröffnung der Dorpatschen Töchterschule. [Dorpat] 1804.

[23] M. Rajainen: Tarton yliopiston „jakobiinien" kansanopetussuunnitelmat ja niiden vaikutus Vanhan Suomen kouluoloihin, in: Historiallinen Arkisto. 57 1961), S. 286–334; vgl. das Referat von ders.: Die von den „Jakobinern" der Universität Dorpat ausgearbeiteten Volksbildungspläne und ihr Einfluß auf die Schulverhältnisse Altfinnlands, in: G. F. Parroti 200-ndale sünni-aastapäevale (wie Anm. 21), S. 195–197.

[24] Von den Grenzen weiblicher Bildung. Rede bey Eröffnung der kaiserlichen Töchterschule zu Wyborg, gehalten den 28. Jul./9. Aug. 1805, in: Johannes Müller oder Plan im Leben nebst Plan im Lesen und von den Grenzen weiblicher Bildung. Drey Reden von D. Karl Morgenstern. Leipzig 1808, S. 93.

[25] Reinhard Sieder: Sozialgeschichte der Familie. Frankfurt am Main 1987, S. 125–129.

[26] Ute Gerhard: Verhältnisse und Verhinderungen. Frauenarbeit, Familie und Rechte der Frauen im 19. Jahrhundert. Mit Dokumenten. Frankfurt am Main 1978, S. 94.

[27] Rajainen: Tarton yliopiston „jakobiinien" (wie Anm. 23), S. 317.

[28] Von den Grenzen weiblicher Bildung (wie Anm. 24), S. 108.

[29] J. W. Ruuth: Viborgs stads historia. II. Helsingfors 1906, S. 882.

[30] Mitteilung von Dr. Hermann Beyer-Thoma vom 18. September 1995.

[31] Rajainen: Vanhan Suomen koulut (wie Anm. 2), S. 1981.

[32] P. Pekarskij: Istorija imperatorskoj Akademii nauk v Peterburge. II. S. Peterburg 1873, S. 996–997: vgl. F. A. Brokgaus – J. A. Efron: Enciklopedičeskij slovar'. XVIIa. S. Peterburg 1896, S. 518.

[33] Vgl. Verfassung der Wyborgischen Töchterschule, in: Johannes Müller (wie Anm. 24), S. 114.

[34] Hermann: Nachrichten (wie Anm. 14), S. 36–37.

[35] W. Schneider: Die höhere Stadttöchterschule zu Dorpat 1804–1892. Dorpat 1892, S. 5–6.

[36] Estnisches Historisches Archiv, Fond 384, Register 1, Nr. 53.

[37] Eesti kooli ajalugu (wie Anm. 7), S. 337.

[38] Vgl. Generalberichte über die Lehranstalten pro 1805 und 1806: Estnisches Historisches Archiv, Fond 384, Register 1. Nr. 53 und Nr. 83.

[39] Baron Wilhelm von Wrangell: Ein Kampf um Wahrheit. Leben und Wirken des Admirals Baron Ferdinand von Wrangell. Stuttgart 1940, S. 13.

[40] Eesti kooli ajalugu (wie Anm. 7), S. 447–449, 452; vgl. Album der Howenschen (wie Anm. 10), S. 5–6.

[41] Das Inland. 1851, Nr. 28.

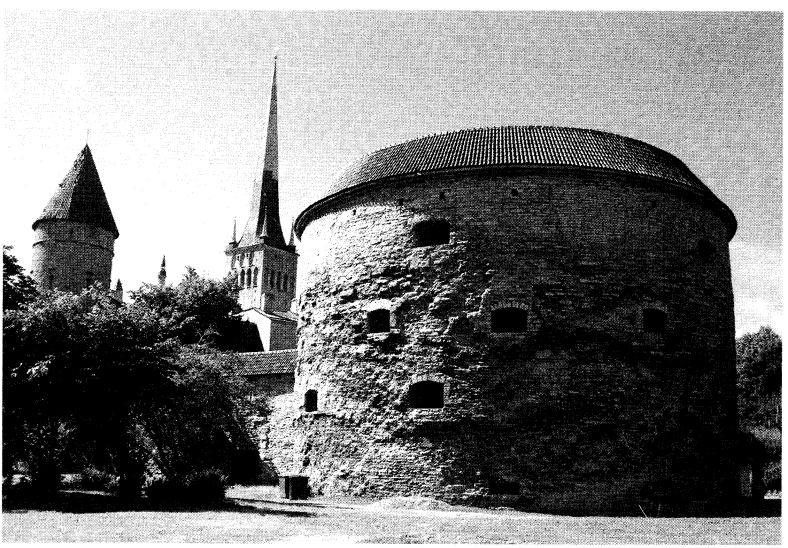
[42] Vgl. Heide W. Whelan: The debate on Women's Education in the Baltic Provinces, 1850 to 1905, in: Bevölkerungsverschiebungen und sozialer Wandel in den baltischen Provinzen Rußlands 1850–1914. Hrsg. von G. von Pistohlkors, A. Plakans, P. Kaegbein. Lüneburg 1995, S. 171.

[43] C. Hoheisel: Ueber Mädchen-Erziehung, in: Baltische Monatsschrift, Bd. 1 (1859), S. 252.

[44] Whelan: The debate on Women's Education (wie Anm. 41), S. 174.

[45] Vgl. Sirje Kivimäe: Estnische Frauenbildung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Nordost-Archiv. NF. 1 (1992), H. 2, 295–297.

[46] Wilkama: Naissivistyksen periaatteiden (wie Anm. 1), S. 342.
[47] Vgl. Schweitzer: Die Wiborger Deutschen (wie Anm. 4), S. 66.
[48] Vgl. Sirje Kivimäe: Die arbeitende Frau in der estnischen Gesellschaft, in: Bevölkerungsverschiebungen (wie Anm. 42), S. 158–159.w



Mächtige Stadtmauern und Wehrtürme der Tallinner Altstadt, wie hier die „Dicke Margarethe", sind Zeugen einer reichen Geschichte.

IV

Literatur, Theater, Musik

Laurence P. A. Kitching

Die deutsche Literatur im Nordosten Europas im Überblick

Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleib im Dunkel unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben.
Goethe

Wer über die deutsche Literatur im Nordosten Europas[1] im Überblick nachdenkt, muß zuerst einige Grundbegriffe definieren. Soll man, kann man nur schöne Literatur – *belles lettres – imaginative literature* – berücksichtigen und immer noch dem Thema gerecht werden? Nein. Schöne Literatur ist nicht von anderen Künsten und geistigen und schöpferischen Interessen zu trennen. Besonders die Kritik sowie literatur-ästhetische Essays in der periodischen Zeitschriftenliteratur sind auch als Literaturerscheinungen zu betrachten. Wie könnte man nur an *belles lettres* denken, angesichts der Tatsache, daß in früheren Jahrhunderten gelehrte Deutschbalten und deutsch gebildete Balten z. B. Philosophen, Pastoren und Ärzte sich vielseitig – darunter auch literarisch – beschäftigt haben und sich auch als Schriftsteller[2] betrachtet haben. Sie waren multidisziplinär und haben auch die Dichtkunst gepflegt, wie auch der auf kurzer Zeit nach Reval zugewanderte Paul Fleming im 17. Jahrhundert und die Ärzte Robert Faehlmann und Friedrich Reinhold Kreutzwald im 19. Jahrhundert. Erst im späten 20. Jahrhundert wird die zersplitterte Spezialisierung zum Wahrzeichen eines gelehrten Menschen. Seit kaum 100 Jahren wagt man es zu versuchen, als „freier Schriftsteller" vom Ertrag seiner dichterischen Phantasie zu leben. Sonst hat in vergangenen Jahrhunderten jeder wirklich ernsthafte Schriftsteller vernünftig sein und einen Hauptberuf ausüben müssen,

um sein Brot zu verdienen. Und deutschsprachige, deutschschreibende Menschen im Nordosten waren in der Regel zugewanderte Schweizer, Österreicher und Deutsche wie auch Russen, Letten und Esten, die Dank ihres Studiums an deutschen Universitäten und an der Universität Tartu z. B. ihr Denken und Streben europäisch geschult haben.[3]

Der Versuch, den Kanon zu definieren, führt uns in die labyrinthische Problematik des Themas ein: wie soll die Liste der mustergültigen Autoren aussehen? Wen nimmt man in einen Kanon der deutschbaltischen Autoren auf? Verzeichnen wir nur international bekannte berufliche Dichter und Dramatiker, die im Nordosten geboren sind und wenigstens hier einige Jahre gelebt haben? Oder dürfen alle innerhalb des Nordostens tätigen Schriftsteller, die auch andere Berufe ausgeübt haben, aufgenommen werden, auch wenn sie nur kurze Zeit in baltischen Ländern gelebt haben?

Das einzige zeitgenössische Lexikon deutschbaltischer Literatur ist eine sehr brauchbare, alphabetisch geordnete Bio-Bibliographie von May Redlich, die 1989 erschien und fast alles Gedruckte aufnimmt.[4] Redlich verzeichnet mehrere Hunderte Schriftsteller aus acht Jahrhunderten. Viele, vielleicht die meisten, sind nur von Interesse für Spezialisten, die sich mit geschichtlichen Fragen dieses Gebiets beschäftigen, denn eine Vielzahl dieser Autoren ist nicht auf der Weltbühne der Literatur aufgetreten, sondern war Schriftsteller aus Liebhaberei. Man findet nicht ausschließlich Bürger darunter, sondern auch manchmal Adlige und Dienstadlige sowie Priester, Chronisten, Pastoren, Erzieher, Professoren, Gelehrte, Ärzte, Publizisten, Verleger, kleine und höhere Beamte.

May Redlich berücksichtigt Erscheinungen schöner Literatur wie auch Chroniken vom frühen 13. Jahrhundert bis zur Umsiedlung 1939 und anschließend bis zum Jahre 1985. Sie rechtfertigt die Berücksichtigung der Chroniken des 13. bis 16. Jahrhunderts, weil sie „als wesentliche Literaturdenkmale ihrer Zeit Aufnahme gefunden haben". Unter schöner Literatur versteht sie „Lyrik, auch geistliche, Versepik, erzählende Prosa, Dramen und Hörspiele, Kinder- und Jugendschriften, humoristische Schriften und Übersetzungen fremdsprachiger, insbesondere russischer dichterischer Werke". Da-

zu berücksichtigt sie auch Gelegenheitsgedichte, da diese „eine Fülle biographischer und lokalhistorischer Daten" vermitteln. Autoren werden erfaßt, ob Landeskinder oder Zugewanderte, auch „Angehörige baltischer Familien, die in St. Petersburg und im alten Rußland gelebt und gedichtet haben" (S. 7).

Unter ihren 63 Quellen (S. 15–19) – und ich wähle nur einige der gewichtigsten aus – nennt sie besonders baltische Nachschlagewerke oder Anthologien wie Arthur Behrsings *Grundriß einer Geschichte der baltischen Dichtung*[5]; Werner Bergengruens *Baltisches Dichterbrevier*[6], J. G. Frobeens *Rigaische Biographien nebst einigen Familien-Nachrichten, Jubiläums-Feiern*[7]; Werner Bergengruens *Geht ein Ruf übers Land. Anthologie junger baltischer Dichter*[8]; Bruno Goetz' *Die jungen Balten. Gedichte*[9]; das *Jahrbuch baltischen Deutschtums*[10]; Lutz Mackensens *Baltische Texte der Frühzeit* und sein *Zur deutschen Literatur Altlivlands*[11]; Johann Friedrich von Reckes und Karl E. Napierskys *Allgemeines Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon der Provinzen Livland, Esthland und Kurland*[12]; Piet von Reyhers *Von baltischen Frauen*[13]; Moritz Rudolphs *Rigaer Theater- und Tonkünstler-Lexikon nebst Geschichte des Rigaer Theaters und der Musikalischen Gesellschaft*[14]; Erik Thomsons *Baltisches Erbe. 65 Beiträge in Berichten und Selbstzeugnissen*[15] und Eduard Winkelmanns *Bibliotheca Livoniae historica-systematisches Verzeichnis der Quellen und Hilfsmittel zur Geschichte Estlands, Livlands und Kurlands.*[16] Das sonst sehr brauchbare *Deutschbaltische Biographische Lexikon 1710–1960,* hrsg. von Wilhelm Lenz [sen.],[17] wird von Redlich nicht erwähnt; vielleicht geschieht das, weil dieser von Historikern zusammengestellte Band viel zu wenig die schöngeistigen literarischen Gestalten des Nordostens berücksichtigt. Auch sucht man vergeblich in Redlichs Bibliographie nach einigen Autoren, die man für deutschbaltische Schriftsteller hält, wie z. B. Hermann Sudermann (1857–1928), der zum gefeierten Dramatiker des Naturalismus wurde; seine vier „Litauische Geschichten" von 1917 aber gehören zu seinen besten Werken.

Auch den Insterburger Ernst Wichert (1831–1902) mit seinen gepriesenen „Litauischen Geschichten" von 1881 verzeichnet Redlich nicht.

Um eine gründliche Übersicht der Geschichte des deutschbaltischen Schrifttums aufzustellen, könnte man es nach der folgenden Aufteilung einordnen:

I. Chroniken
Chronisten lateinischer oder niederdeutscher Sprache aus den frühen Jahrhunderten, die geschichtliche und lokale Ereignisse und hohe Persönlichkeiten beschreiben.

II. Erbauliches Schrifttum
Über moralische, erzieherische, religiöse und theologische Fragen sowie Aufklärungsschriften der deutschen Pastoren und beamteten Gelehrten, die meistens sehr zeit- und ortsgebunden sind.

III. Dokumentarische und schöne Literatur
Beide Gattungen behandeln Familiengeschichte, Lokales, Regionales, Ländliches, Städtisches und bieten Bilder
a) von den einheimischen Völkern und den Deutschbalten in den Städten
b) vom deutschen Landadel und Landleben
c) von Verhältnissen in Kur-, Liv- und Estland.

IV. Schöngeistige Literatur
Manchmal werden in Lyrik, Dramatik und Epik universale und zeitlose Themen mit und ohne baltischen oder deutschbaltischen Hintergrund im Laufe der erdichteten Handlung behandelt. Es gibt wenige berufliche Autoren, wenige Werke von Weltrang, aber das Charakteristische – das Deutschbaltische – behält ihren einmaligen Wert als Literatur und als geschichtliches Zeugnis einer zum großen Teil verlorengegangenen besonderen Kultur.

V. Übersetzungen
aus schöngeistigem Schrifttum in russischer Sprache aus dem 19. und 20. Jahrhundert bilden einen großen Teil der Veröffentlichungen mancher Schriftsteller, besonders der Verleger, die entweder seit ihrem Universitätsstudium oder der Übersiedlung 1939 meistens im Westen und Süden Deutschlands gelebt haben. Auch die „modernen" Gattungen der Lyrik, Dramatik und Epik in estnischer, lettischer und finnischer Sprache werden zum Teil ins Deutsche übersetzt.

VI. Einheimische Volksdichtung
Mehrere Deutschbalten, Balten und Deutsche im Nordosten haben insbesondere alte Volkslieder, Märchen und Epen aus finnischer, lettischer oder estnischer Sprache ins Deutsche übersetzt.

VII. Zeitschriften und Wochen- und Tageszeitungen

Ein periodisches Verzeichnis der wichtigsten deutschsprachigen Zeitschriften und Wochen- und Tageszeitungen mit den Namen der Mitarbeiter, Autoren und wichtigsten Rezensenten sollte nicht fehlen, da dadurch deutschbaltische Schriftsteller und Journalisten am leichtesten mit ihrer europäischen Leserschaft in Kontakt kamen.[18]

Die Zeitspanne dieser Übersicht umfaßt gut 760 Jahre von der *Livländischen Chronik* des Henricus de Lettis oder Heinrichs von Lettland bis 1985, dem Erscheinungsjahr von May Redlichs Bio-Bibliographie deutschbaltischer Schriftsteller. Heinrichs Chronik, in lateinischer Sprache verfaßt, reicht von dem Anfang der Missionsarbeit Meinhards von Segeberg unter den Liven im Jahre 1184–1186 bis zum Ende der Eroberungskriege in Saaremaa (Estland) im Jahre 1227. Er begann die Chronik im Auftrag seiner Herren und Kollegen im Jahre 1224 oder 1225 und gründete die Erzählung auf mündliche Berichte, Dokumente und eigene Erlebnisse. Er reiste viel als Priester, Soldat, Missionar und Dolmetscher auch in Estland.

Erst im 18. Jahrhundert veröffentlichte Johann Gottfried Arndt (1713–1767) seine deutschsprachige Übersetzung dieser Chronik (zwischen 1747 und 1753). Eduard Pabst hat 1867 zum 25jährigen Bestehen der „Ehstländischen Literärischen Gesellschaft" ebenfalls eine hochdeutsche Übersetzung von Heinrichs *Livländischer Chronik* veröffentlicht. Eduard Pabst[19] hatte aber schon 1845 Balthasar Rüssows in reinem Niederdeutsch geschriebene *Livländische Chronik* von 1583 in einer hochdeutschen Übersetzung in Reval herausgebracht. Beide Chronisten waren Priester. Heinrich von Lettland hat große Teile der Letten, Liven und Esten zum Christentum bekehrt und an mehreren Heerzügen teilgenommen, während sein evangelischer Nachfolger Balthasar Rüssow 350 Jahre später Prediger an der estnischen Heilig-Geist-Kirche in Reval war.[20] Zwischen beiden Chronisten erscheint der in Riga tätige hessische Pastor Burkhard Waldis (1490–1556), der historisch interessant ist wegen seines Fastnachtspiels von 1527, *De Parabell vam verlorn Szohn*, das er in niederdeutscher Sprache verfaßte. Rüssows *Chronik* dagegen hat 1970 ein neues Leben gewonnen, indem Jaan Kross, der zeitgenössische estnische Romanschriftsteller, eine zweibändige Lebensgeschichte Rüssows schrieb, die 1986 verdeutscht wurde.[21]

Unter der Bezeichnung „Nordosten am Finnischen Meerbusen" versteht man die historischen Gebiete der Ostseeprovinzen Kurland, Livland, Estland, St. Petersburg und deren heutige Äquivalente wie auch natürlich Finnland. Den Einfluß gelehrter Deutscher auf das Geistesleben in St. Petersburg beschreibt Erich Donnert in *Rußland im Zeitalter der Aufklärung.*[22] Obwohl Königsberg in Preußen vom Finnischen Meerbusen weitab lag, befand es sich kaum mehr als 120 km von Kurland. Das reiche, einflußreiche literarische Erbe dieses Gebiets darf nicht unerwähnt bleiben. Ich verweise auf Helmut Motekats Beitrag *Die ostpreußische Dichtung zwischen Romantik und Moderne*, in dem er sagt: „700 Jahre deutsche Kulturgeschichte des Preußenlandes haben als eine ihrer Ausprägungen deutsche Dichtung in Ostpreußen geschaffen, ohne deren gesamtdeutsche Wirkungen die deutsche Dichtung sich nicht so entwickelt hätte, wie sie heute unser selbstverständlicher Besitz ist".[23] Es wäre gewagt, dasselbe auch in begrenzterem Maße für die deutsche Dichtung im Gebiet um den Finnischen Meerbusen zu behaupten, auch wenn sie vom Jahre 1227 bis auf den heutigen Tag reicht.

Motekat betont z. B. Herders Wichtigkeit für Deutschland und Europa mit den Worten:

> Deutsche und europäische Geschichte und Literaturgeschichte (insbesondere der Südosteuropas) sind nicht zu denken ohne den 1744 in dem Städtchen Mohrungen geborenen Johann Gottfried Herder. Als Schüler Hamanns und Kants im Geiste des Pietismus ostpreußischer Ausprägung gläubiger evangelischer Christ und Theologe (und von unvergleichlichem pädagogischem Talent) wird er nach seinem plötzlichen Aufbruch aus Riga, wo er 5 Jahre Prediger an der Domkirche und Kollaborator an der Domschule gewesen war, zum eigentlichen Sprecher der Geniezeit, der Sturm- und Drang-generation. Er wird der einflußreiche Freund des jungen Goethe in Straßburg und der Vermittler des Shakespeare-Verständnisses von Sturm und Drang und Klassik. Ja, er wird in seinem weiteren Leben zum bedeutendsten Repräsentanten des Humanitätsgedankens, nicht nur Germaniens, sondern der Völker Europas (S. 179).

Das nach Riga zugereiste geistig verbrüderte Paar – der Königsberger Johann Georg Hamann (1730–1788) und der in Königsberg geschulte Johann Gottfried Herder (1744–1803) – hat die Aufmerksamkeit seiner Leser auf Poetisches, Intuitives, Subjektives, auf eine natürliche Sprache und Würdigung der volkstümlichen Lieder vieler Länder gelenkt. Sagte doch Hamann: „Poesie ist die Muttersprache des Menschengeschlechts", d. h. „die natürliche Sprache

des glaubenserfüllten Menschen der Vorzeit".[24] Entgegen dem starken rationalistischen Einfluß der Aufklärung meinte Hamman: „Phantasie und Gefühl greifen weit über die nüchterne Arbeit des Verstandes hinaus. Aufgabe der Dichtung ist es, diese innere Welt, die Welt der Seele, in immer neuen Bildern lebendig zu machen."[25]

Der bekannte Lehrer, Prediger und *homme de lettres* Johann Gottfried Herder verbrachte 5 Jahre in Riga – von 1764 bis 1769. Er prägte 1773 das Wort „Volkslied" und meinte, die Volksdichtung offenbare „eine unverfälschte Äußerung der Volksseele und des Menschengeistes".[26] Mit seinen epochemachenden Übersetzungen vieler Lieder aus vielen Sprachen ins Deutsche (*Volkslieder* 1778/79, später *Stimmen der Völker in Liedern* 1807) öffnete er neue Wege für die gängige Regelpoesie, die seit Martin Opitz immer künstlicher zu werden schien. Herder verkündete, daß „jedes Volk ein Recht auf freie Entwicklung seiner Fähigkeiten habe und daß jede Kultur Ausdruck der sich im natürlichen und geschichtlichen Raum entfaltenden Kräfte sei".[27] Kein Wunder, daß unter diesem Einfluß die einheimische Dichtung im 19. Jahrhundert auch im Nordosten Europas aufblühte.

Ohne Herders erfrischende, belebende Wirkung nicht nur auf Dichter, sondern auch auf die vielen Volksliedsammler der europäischen Romantik hätte es fünfzig Jahre später in Finnland wahrscheinlich keinen Elias Lönnrot als zweiten Väinämöinen, als Vater der finnischen Volksdichtung gegeben.[28]

Achtzig Jahre nach Herders Sammlung der *Volkslieder* verfaßten Faehlmann und besonders Kreutzwald den *Kalevipoeg*, das estnische Gegenstück zum finnischen *Kalevala*. Die deutschen Übersetzungen von beiden Epen ließen nicht sehr lange auf sich warten. Schuf doch der St. Petersburger Professor Anton Schiefner 1852 als erster von vielen eine deutsche Übersetzung des *Kalevala*[29] für die Kulturwelt – allerdings aus der schwedischsprachigen Übersetzung! Im Jahre 1864 brachte Carl Reinthal in Estland seinen deutschen *Kalevipoeg* heraus. Herders lang andauernder Einfluß mag in Estland den estnischen Pastor Jacob Hurt dazu angespornt haben, eine landesweite Sammlung von estnischen Volksliedern wie auch die monumentale[30] Sammlung lettischer Volkslieder oder *dainas* (217.996 Vierzeiler!) durch Krišjānis Barons anzuregen. Motekat bemerkt weiter: „Clemens Brentanos und Achim von Arnims

Volksliedersammlung aus romantischem Geist *Des Knaben Wunderhorn* entstand so unter Herders unmittelbarem Einfluß" (S. 181). Ohne Herder hätte man auch keine *Kinder- und Hausmärchen* der Brüder Grimm, hätte man nicht das „Interesse der Romantik am nordischen Altertum, an der deutschen Sage, an der germanischen Mythologie und ... an der deutschen Dichtung des Mittelalters" gesehen (S. 181). Wie Herder weilte auch Wagner in Riga. Herder aber konzipierte laut Motekat „das Zusammenwirken aller Künste im großen Gesamtkunstwerk ..." (S. 181). In Herders *Adrastea* (1801) liest man von Herders Ideal:

> Der Fortgang des Jahrhunderts wird uns auf einen Mann führen, der diesen Trödelkram wortloser Töne verachtend, die Notwendigkeit einer innigen Verknüpfung rein menschlicher Empfindung und der Fabel selbst mit seinen Tönen einsah ... Daß er nämlich die ganze Bude des zerschnittenen und zerfetzten Opern-Kling-Klangs umwerfe und ein Odeum aufrichte, ein zusammenhängend lyrisches Gebäude, in welchem Poesie, Musik, Aktion, Dekoration eins sind (zitiert bei Motekat, S. 182).

Motekat spricht weiterhin vom Einfluß Herders auf die Werke E. T. A. Hoffmanns, „des bedeutendsten Erzählers aus Ostpreußen" (S. 183), und auf den Dramatiker Zacharias Werner aus Königsberg. „Der in Tilsit geborene ostpreußische Romantiker Max von Schenkendorf war der Sänger und Verkünder der Freiheitskriege. Seine Verse rufen alle Deutschen zum Kampf für die Befreiung des Vaterlandes auf" (S. 185). Als weitere namhafte Dichter nennt er Joseph von Eichendorff sowie Arno Holz (Rastenburg), den „Begründer des Naturalismus deutscher Prägung auf der Bühne und einer neuen Wortkunst in der Lyrik" (S. 186). Die Königsberger Lyrikerin und Erzählerin Agnes Miegel wird die „Mutter Ostpreußen" genannt; ihr „ostpreußischer Altersgenosse" war der Romanschriftsteller Ernst Wiechert mit seiner „Sanftheit, Weichheit und Vergebensbereitschaft" (S. 195).

Nicht alle bekannten deutschbaltischen Schriftsteller wurden in den baltischen Ländern geboren oder sind hier geblieben. Einige Schriftsteller sind erst nach vollendetem Studium aus Deutschland in die baltischen Länder gekommen und haben eine Zeitlang diese Länder zu ihrer Heimat gewählt; andere sind dann weitergezogen. Auch sie muß man berücksichtigen, wenn sie Wertvolles veröffentlicht haben. Seit dem verheerenden Nordischen Krieg (1700–1721), schreibt Indrek Jürjo in „Widerspiegelung der deutsch-baltischen

Literatur in Bacmeisters *Russischer Bibliothek*", „herrschte Mangel an Intelligenz" in Estland und Livland: „Das rief eine beträchtliche Einwanderung von gebildeten Personen aus Deutschland hervor. Viele von ihnen, so Eisen, Gadebusch, Hupel, Friebe und Sonntag, erwarben sich große Verdienste um die Kultur und Aufklärung im Baltikum. Für einen Teil der gelehrten Einwanderer waren die Ostseeprovinzen nur eine Zwischenstation, eine Anpassungsstufe vor der Weiterreise nach Rußland".[31] Zu den letzteren zählte auch Hartwig Ludwig Christian Bacmeister (1730–1806), „... ein hervorragender Vermittler zwischen Ost und West, ein Werber für russische Literatur in Deutschland [und] der Gründer des ersten bibliographischen Journals in Rußland . . ." (S. 99).

Jürjo untersucht dann die Beziehungen Bacmeisters zu den baltischen Provinzen und erwähnt u. a. seinen geistigen Verkehr mit dem Dorpater Juristen F. K. Gadebusch, dem Tormaer Pastor J. G. Eisen, dem Rigaer Verleger J. F. Hartknoch und auch Pastor A.W. Hupel. Bacmeisters Hauptwerk, die *Russische Bibliothek zur Kenntnis des gegenwärtigen Zustands der Literatur in Rußland,* erschien von 1772 bis 1789 beim Verlag Hartknoch in Riga und war die „erste reguläre Auswahlbibliographie der baltischen Literatur" mit wissenschaftlicher Zielsetzung, denn sie stellte sowohl die russische als auch die Literatur und Kultur Est- und Livlands vor" (S. 102-3); sie half, die neu veröffentlichten Baltica wie auch theologische Kontroversen und Streitigkeiten der Literaten überall in Deutschland bekannt zu machen. Es war ein großer Verdienst der *Russischen Bibliothek,* „. . . dem gelehrten europäischen Publikum zum ersten Mal die estnisch- und lettischsprachige Literatur . . ." vorzustellen (S. 104). Jürjo vermutet, dies geschah durch die Feder von Hupel.

Das 18. und 19. Jahrhundert sind reich an erbaulichem Schrifttum, besonders in Zeitschriften. Sie weisen eine Vielzahl an Autoren auf, deren moralische, erzieherische, religiöse und theologische Aufklärungsschriften nicht zum Bereich der *belles lettres* gehören und meistens sehr zeit- und ortsgebunden sind. Diese Autoren waren in der Regel deutsche Pastoren und beamtete Gelehrte. Historiker denken z. B. an die Aufklärer Wilhelm August Hupel und Johannes Georg Eisen. Alle haben in ihren Werken und Anregungen Jahre hindurch einen großen Beitrag zum deutschen und estnischen Geistesleben geliefert.

Man denke z. B. an den weit verstreuten Leserkreis der deutschsprachigen kulturellen Zeitschriften, die solche Namen tragen wie *Das Inland, Esthona, Ruthenia* im 19. Jahrhundert, die *Deutsch-Baltische Monatsschrift* sowie die Rigaer, Revaler, Pernauer, Felliner und Dorpater Wochen- und Tageszeitungen im 19. und 20. Jahrhundert. Die älteste dieser Zeitungen – Die *Reval(i)schen Wöchentlichen Nachrichten* – erschien schon 1772.[32] Garlieb Helwig Merkel (1769–1850) und Friedrich La Coste (1769–1823), die sich literarisch wie auch politisch geäußert haben, haben eigene Zeitschriften herausgegeben. Darf man den noch heute geschätzten Karl Morgenstern, Professor und Bibliothekar an der Universität Dorpat, auslassen? Auch er war Mitarbeiter an zahlreichen Zeitschriften und schrieb viele Reisebeschreibungen. La Costes *Rigisches Tageblatt und Abendblatt für allerley Leser* von 1815 und 1816 enthält wichtige Informationen für die Geschichte des deutschen Theaters in Riga. Garlieb Merkel war vielseitig tätig: deutschbaltischer Journalist, Romanschriftsteller; Herausgeber von aufklärerischen Schriften über Landwirtschaft, Politik und Gesellschaft, Verfasser von Memoiren, Reiseliteratur und anthropologischen Untersuchungen über Volkstümliches bei Esten und Letten; Herausgeber und Mitherausgeber von verschiedenen Zeitschriften mit literarischem Inhalt. Letztere seien hier genannt:

1) *Ernst und Scherz; ein Unterhaltungsblatt literarischen und artistischen Inhalts,* 48 Nummern, Berlin, 1803;
2) *Der Freymüthige oder Ernst und Scherz. Berliner Zeitung für gebildete und unbefangene Leser,* mitherausgegeben von August von Kotzebue, 1804–1807;
3) *Der Zuschauer. Eine literarisch-politische Zeitschrift,* 25 Jahrgänge, Riga, 1807–1831;
4) *Zeitung für Literatur und Kunst,* 2 Jahrgänge, 48 und 25 Nummern, Riga, 1811–1812;
5) *Livländischer Merkur für 1818*;
6) *Provinzialblatt* für *Kur-, Liv- und Ehstland, sammt dessen Literärischen Begleiter,* Riga, 1828–1838.

Der gestörte Rivale Goethes, der unbequeme, aber höchst moderne, noch heute gelesene livländische Dramatiker Jacob Michael Reinhold Lenz (1751–1792), ist mit Goethe und Schiller immer

noch einer der wichtigsten Sturm-und-Drang-Dramatiker und ein fruchtbarer Geist geblieben mit seinen Versuchen, eine neue dramatische Theorie zu begründen. In seiner Tragikomödie *Der Hofmeister oder Vortheile der Privaterziehung* schrieb Lenz im Aufklärungsoptimismus von einer besseren Welt. Er diskutierte Fragen der klassenlosen Erziehung in Volksschulen, intellektuelle und moralische Gefahren des Hofmeisterwesens und äußerte sich höchst modern zu der Möglichkeit neuer, gerechterer Beziehungen zwischen Mann und Frau. Lenz' Meinung nach sollte ein Liebhaber den Fehltritt einer Geliebten nicht nur verzeihen, sondern auch die Verantwortung für ihr Kind annehmen, indem er seine gefallene Geliebte heiratet. Lenz' scharfe Kritik der preußischen Erziehungsmethoden der 1770er Jahre wurde ja von Bertolt Brecht 1949/50 in seiner Bearbeitung des *Hofmeisters* auf die Mißstände in den von kommunistischer Dogmatik unterdrückten Schulen der DDR erneuert und mit großem Erfolg auf die Bühne in Ost-Berlin gebracht.

Lenz' vielseitiger Zeitgenosse, der meteorhaft emporgestiegene Sturm-und-Drang-Dramatiker Friedrich Maximilian Klinger (1752–1831), stammte aus Frankfurt. Klinger war ein Freund Goethes. In seiner Jugend schrieb er sechs Schauspiele, Lustspiele und Tragödien, die heute weder gelesen noch aufgeführt werden. 1802 kam er als Kurator an die wiedereröffnete Universität in Dorpat, wo er 1831 starb. Thomas Salumets hat sich neulich zur Problematik von Klingers Laufbahn als Kurator geäußert.[33]

Im Vergleich hat dessen Zeitgenosse, der satirische Weimarer August von Kotzebue (1761–1819), Bleibendes in Reval geleistet. Er genoß eine umstrittene Karriere als Schauspieldichter, Theaterdirektor und politischer Journalist. Mit 211 Theaterstücken wurde er zum meistgefragten und -gespielten Unterhaltungsdramatiker des späten 18. Jahrhunderts, auch in Goethes Weimar. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eroberten Übersetzungen seiner Werke sogar die Bühnen Westeuropas und Amerikas. Heute liest man kaum mehr als seine Parodie auf die Revaler Gesellschaft, *Die deutschen Kleinstädter*, weil sein Geschmack wenig interessiert.[34] Sein bleibendes Verdienst aber war es, 10 Jahre lang in Reval ein deutsches Liebhabertheater zu leiten und das Interesse des Adels für ein eigenes stehendes Theater zu bilden, noch ehe die Bürger in vielen Städten in Deutschland ein Stadttheater zu bauen angefangen

haben. Zum Thema des feststehenden Theaters in Riga und Reval hat Heinrich Bosse wertvolle Beiträge geliefert.[35]

Zwei weitere gelehrte Sammler und Biographen, die sich mit Literatur befaßten, darf man nicht übersehen: den Mitauer Altertumsforscher Johann Friedrich Recke (1764–1846) und den Rigenser Karl Eduard Napiersky (1793–1864). Reckes Zeitschrift, *Wöchentliche Unterhaltungen für Liebhaber deutscher Lektüre in Rußland* (5 Bände 1805–1807) und *Neue Wöchentliche Unterhaltungen* (2 Bände 1808) enthalten wertvolle Berichte über die Geschichte des Theaters in Goldingen, Libau, Mitau und Riga. Ihr gemeinsam zusammengestelltes Werk, *Allgemeines Schriftsteller- und Gelehrtenlexikon der Provinzen Livland, Esthland und Kurland,* Band 1–4, 1827–1861, bleibt auch heute eine unentbehrliche Quelle für jeden Forscher. Recke wurde 1817 „zum 'beständigen' Sekretär der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst" bestellt.[36]

Die *Lauantai-Gesellschaft* von 1830 und die *Finnische Literatur-Gesellschaft* von 1831 waren wohl Vorbilder für die später in Estland gegründete *Ehstländische Literärische Gesellschaft* (1842–1940). Diese verdankte einerseits ihr Entstehen dem in Estland unter dem Einfluß der Romantik erwachten Sinn für Heimatgeschichte und Altertumskunde. Andererseits verdankte sie ihren Ursprung den wachsenden geistigen Ansprüchen, die sich als Folge der Universitätsgründung in Dorpat[37] in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts überall in baltischen Landen bemerkbar machten. Hervorgegangen aus einer freien Verbindung geistig interessierter Deutscher, vereinigte sie früh Vertreter verschiedenster wissenschaftlicher Disziplinen. Die Gesellschaft bot ihnen Bereicherung durch gemeinsamen Gedankenaustausch wie auch die Möglichkeit zu wissenschaftlicher Weiterarbeit für einen jeden auf seinem Gebiet.[38] Die Kulturzeitschriften *Jahrbuch des baltischen Deutschtums, Deutschbaltisches Jahrbuch* und *Baltische Monatshefte* bieten sehr viel Information über zeitgenössische deutschbaltische Themen, Interessen, Neuerscheinungen auf dem Gebiet der deutschsprachigen Literatur wie auch Rigaer Theaterereignisse.

In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts wird es den Deutschbalten um ihre Existenz und ihr Überleben als eine besonders gefährdete Volksgruppe mit einer reichen Tradition geistig führender Persönlichkeiten bange. Bis in die 90er Jahre des 20. Jahr-

hunderts erscheinen viele Werke dokumentarischer und historischer Art über Deutschbaltisches, Erinnerungen an baltisches Leben häufen sich wie auch Werke schöner Literatur, die ebenfalls Bilder aus der erlebten Wirklichkeit festzuhalten versuchen. Themen und Stoffe bieten Familiengeschichten, Lokales, Regionales, Ländliches, Städtisches. Man liest von den einheimischen Esten und Letten sowie Deutschbalten in den Städten, sowohl vom deutschen Landadel als auch dem Bauernvolk, deren Sitten und Gebräuchen, von althergebrachten und sich verändernden Verhältnissen in Livland und Estland. Man weiß, es wird eines Tages alles zur Welt von gestern gehören.

Zu den Dichtern ersten Ranges gehört der Rigenser Werner Bergengruen (1892–1964), der seine Heimat als junger Mann verließ. Er ist der produktivste, international bekannteste deutschbaltische Verfasser von Geschichten, Erzählungen, Novellen und Romanen überhaupt. Einige seiner Werke behandeln baltische Themen, andere zeitlose und universale Stoffe. Er wurde zum Schulbuchautor erhoben und in viele Sprachen übersetzt. Unter seinen fast 150 Veröffentlichungen liest und diskutiert man z. B. noch heute die deutschbaltischen Novellen *Die Feuerprobe* (1933), *Die drei Falken* (1937), den Roman *Der Großtyrann und das Gericht* (1935) und *Der Tod von Reval – kuriose Geschichten aus einer alten Stadt* (1939). Seine oft packende Handlung läßt den Leser nicht los. Seine Gestalten wirken lebhaft. Sein charakteristisches Thema ist die Einsicht des überheblichen Menschen in seine *superbia.* Bergengruens Übeltäter lernen Ehrfurcht vor der Allmacht Gottes wie z. B. in der *Feuerprobe.*

Ein früherer deutschbaltischer Schriftsteller, der international bekannt wurde, war der Kurländer Eduard Graf von Keyserling (1855–1918). Er schrieb vorwiegend Erzählungen und Romane, die meisten erst nach 1900, etwa 5 Jahre nach seiner Übersiedlung nach München. Seine Werke enthalten Bilder aus der Vergangenheit des ideellen adligen Familienlebens, zeugen aber auch von problematischen Individuen und Verhältnissen. Wie die von krankhaften Naturen handelnden Werke des „Halbdeutschen" Thomas Mann – so Hermann Sintenis in den *Baltischen Monatsheften* von 1937 – waren auch Keyserlings Romane umstritten. Laut Sintenis' „Würdigung" ist Keyserling

> ein Spiegel baltisch-deutscher Wesensart. [Dieser] ... schildert in einer Reihe kurzer Erzählungen, die er zum Teil Romane nennt, ostdeutschen Adel der Vorkriegszeit: Auf ihren Herrenhöfen wohnen vornehme Familien in geschlossenem Kreis, in fest umrissener Form, in gesichertem, gleichmäßigem Lebenslauf ... Seine Form wird bestimmt durch Reichtum, Gepflegtheit, ästhetische Kultur, guten Ton und gute Sitte. Ja, im Großen genommen, sind die Menschen der Keyserlingschen Welt alle schon im Abstieg. Es fehlt ihnen an Lebenskraft ... Man denke an den bekanntesten deutschen Neuromantiker, den Halbdeutschen Thomas Mann – mit der kreolischen Mutter und dem undeutschen Ende – und man wird die völlige Parallelität der Probleme sehen: Untergang der Kranken, die neidvoll dem für sie unerreichbaren Leben der ungeistigen Gesunden zusehen *(Buddenbrooks, Tonio Kröger)* ...[39]

Leider trieft Sintenis' weitere Analyse von der Blut-und-Boden-rhetorik: „Gepflegte Harmlosigkeit kann nicht Grundeigenschaft einer Führerschicht sein" (S. 204). „Wir lehnen heute Keyserlings Dichtungen ab; ... die Bücher ..., als auch die Welt, die in ihnen geschildert wird. ... Die Keyserlingschen Adligen sind Neuromantiker, sie schweben über Stand und Schönheit im freien Raum. Das ist nicht der Adel, wie er war und sein soll" (S. 205).

Andererseits sprechen deutschkundige Esten im Ausland voller Lob von dem zugereisten Edzard Schaper (1904–1984) als einem deutschbaltischen Schriftsteller. Und es äußert sich der deutsche Historiker Michael Garleff neulich so über Schaper:

> Er [Edzard Schaper] war kein gebürtiger Deutschbalte, kam für ein Jahrzehnt nach Estland, mußte diese Wahlheimat aber unfreiwillig wieder verlassen in Richtung Finnland. Während seines estländischen Jahrzehnts entstanden mit *Die Insel Tütarsaar, Der Gouverneur oder der Henker,* der zur Zeit der Revolution von 1905 spielt, mehrere Werke, die unzweifelhaft zur baltischen Literatur zu rechnen sind, in einigen Fällen deren höchstes Niveau erreichen. Schaper blieb eine Ausnahme, ein letztes Beispiel wohl für jenen Jahrhunderte anhaltenden Zuzug deutscher Einwanderer, die oft nach kürzester Zeit mit dem baltischen Literatenstand verschmolzen und diesen dadurch auffrischten.[40]

Im Gegensatz dazu ist Peter Zoege v. Manteuffel (1866–1947) geborener Deutschbalte. In einem Aufsatz in den *Baltischen Monatsheften* aus dem Jahr 1935 nennt Otto von Petersen ihn „den Gestalter des estnischen Bauernlebens".[41] Er war Beamter in Reval und schrieb Gedichte, Briefe, Balladen, Erzählungen und Romane. Es erschienen 1925 *Das estnische Bauernbuch. Nordische Dorfgeschichten* und *Die Brandung – eine estnische Novelle*, 1926 *Könige der Scholle – ein baltischer Roman*; weitere Erzählungen und Romane estnischen Inhalts erschienen bis 1928.

Der 22 Jahre später in Livland geborene Siegfried von Vegesack (1888–1974) wurde freier Schriftsteller und erhielt auch große Anerkennung und literarische Preise. Er schrieb 1933–35 seine *Baltische Trilogie: Blumberghof. Geschichte einer Kindheit; Herren ohne Heer. Roman des baltischen Deutschtums;* und *Totentanz in Livland.* Die Neuauflage von 1937 hieß *Die baltische Tragödie.* Zwei weitere Werke verdienen Aufmerksamkeit: *Vorfahren und Nachkommen. Aufzeichnungen aus einer altlivländischen Brieflade 1689–1887; Jaschka und Janné. Drei baltische Erzählungen* erschienen 1965.

Wie der Revaler Otto Freiherr von Taube (1879–1973), der deutschbaltische Werke herausgab wie z. B. *Baltischer Adel – Drei Novellen* und Einleitungen oder Nachworte für Werke über die Keyserlings und andere baltische Familien schrieb, hatten viele Schriftsteller aus dem Nordosten etwas Gemeinsames, das man immer wieder unter deutschbaltischen Autoren antrifft: sie übersetzten viele russische Autoren aus dem 19. und 20. Jahrhundert. Den dichterischen Bergengruen feierte man auch als hervorragenden Übersetzer Tolstojs. Hierher gehört auch der Rigenser Sigismund von Radecki (1891–1970) wie auch der Mitauer Johannes von Günther (1886–1973), dessen Werk als Verleger und Übersetzer aus dem Russischen 200 Veröffentlichungen zählt.

Eine wichtige Quelle für die jeweilige zeitgenössische Rezeption der Werke deutschbaltischer Schriftsteller waren die verschiedenen Zeitschriften, die unter einem gemeinsamen Namen als *Baltische Monatshefte* (1859–1934) verzeichnet werden und eigentlich aus verschiedenen Zeitschriften bestanden: die *Baltische Monatsschrift* (1859–1913), die *Baltische Monatsschrift für Rußland* (1912–1915) und *Monatshefte* (1932–34) – insgesamt 76 Bände und 55 Jahrgänge. Unter den bekannten Rezensenten auf ihren Seiten in den 1930er Jahren gehören Heinrich Bosse [sen.] (schöne Literatur, Blut-und-Boden-Literatur); Reinhard Wittram (Kirchengeschichte) und Lutz Mackensen (Volksdeutsche Literatur, germanische Kultur), um nur drei zu nennen. Heinrich Bosse [sen.] galt als der beste Kenner der deutschsprachigen Literatur Lettlands.[42] Das *Jahrbuch des baltischen Deutschtums in Lettland und Estland* bietet auch viele wertvolle Einsichten in die Rezeption zeitgenössischer Literatur aus allen deutschen Landen.

Zu den weniger bekannten Autoren, die aber mit einiger Anerkennung vom baltischen Deutschtum schreiben, gehören Frauen-

schriftstellerinnen wie Ingeborg von Hubatius-Himmelstjerna (1889–1964) aus Livland und die Dorpaterin Else Hueck-Dehio (1897–1976) und die Pernauerin Hedda Schmid (verh. v. Riesemann, 1864–1921), die baltische Novellen (1889) und baltische Gesellschafts- und Familienromane zwischen 1917 und 1920 veröffentlichte. Die Rigenserin Elfriede Eckardt-Skalberg (1884–1964) war besonders als Übersetzerin aus dem Russischen und Lettischen tätig. Sie interessierte sich vor allem für lettische Gedichte, Geschichten und Märchen. Auch die in Kurland geborene Mia Munier-Wroblewski (1882–?) hat baltische Familienromane[43] und Heimatgeschichten geschrieben, während die Rigenserin Vera Sass (1906–?) Novellen, Essays und Gedichte baltischen Inhalts in Jahrbüchern, Zeitschriften und Sammelbänden erscheinen ließ und als Mitherausgeberin des *Jahrbuchs des baltischen Deutschtums* von 1964 bis 1983 arbeitete.

Anstatt eines Schlußwortes bringe ich einen Exkurs über wechselseitige Einflüsse: einerseits über den finnischen Einfluß auf deutsche Dichtung, denn zur Literatur in deutscher Sprache gehören auch deutschsprachige Übersetzungen finnischer und estnischer Volksdichtung, besonders im international und volkstümlich gesinnten 19. Jahrhundert. *Kalevala*, das Nationalepos der Finnen, erschien zuerst im Jahre 1835. Alhoniemi schreibt: „Damit bekamen die Finnen ein Identitätssymbol, das auch ästhetisch neben anderen europäischen Heldengedichten bestehen konnte. Zahlreiche Übersetzungen machten das *Kalevala* außerhalb Finnlands bekannt, ... Die erste deutsche *Kalevala*-Übersetzung ... erschien im Jahre 1852 ... Jacob Grimm hielt im Jahre 1845 in der Berliner Kunstakademie einen Vortrag über „Das finnische Epos"; er verhalf damit dem *Kalevala*-Epos zu noch mehr Anerkennung in Europa".[44]

Eino Leinos *Hauptzüge der finnischen Literatur* wurde 1918 in Fortsetzungen in der finnischen Zeitung *Suomi-Finnland* veröffentlicht, um deutschen Soldaten die finnische Literatur und Kultur näherzubringen. Diese Soldaten hatten die Aufgabe, die Finnen in ihrem Unabhängigkeitskampf zu unterstützen. Durch Leinos Darstellung der finnischen Nationalliteratur sollten sie besser motiviert werden.[45] Nach Pirkko Alhoniemis Feststellung hatte sich die „finnische Literatur [vor dem 2. Weltkrieg] Anregungen aus dem deutschen Sprachraum geholt".[46] Alhoniemi bemerkt, daß J. V. Snell-

man (1806–1881), der an deutschen und schwedischen Universitäten studierte, „ ... die Arbeit Elias Lönnrots (1802–1884) und J. L. Runebergs mit volkstümlichen finnischen Themen weiter[führte]"; wahrscheinlich unter dem Einfluß von Jacob Grimms sprachwissenschaftlichen volkstümlichen Arbeiten und der Werke deutscher Romantiker verkündete er, „daß die Literatur nur blühen kann, wenn sie in der Nationalsprache geschrieben wird" (S. 9). Eino Leino (1878–1926) ließ sich in seiner auf dem *Kalevala* basierenden Lyrik von der Heldenphilosophie Nietzsches beeinflussen, während der Lyriker, Kritiker und Professor der Literatur V. A. Koskenniemi (1885-1962) zum Goethe-Spezialisten wurde (S. 14).

Johann Wolfgang von Goethe gilt als einer der größten deutschen Lyriker aller Zeiten; seine Liebeslieder, die den Charakter einer Erlebnislyrik besitzen, sind bezwingende Aussagen großer Leidenschaft. Die jeweilige Persona, die in seinen Gedichten spricht, gibt uns den Eindruck, daß die Gedanken und Gefühle der handelnden Person echt empfunden und nicht am Schreibtisch erfunden sind. Goethes deutsche Fassung[47] des „Finnischen Liedes" nach einem finnischen Volkslied hat diesen Charakter der Erlebnislyrik:

Goethe – Finnisches Lied, 1810

Käm der liebe Wohlbekannte,
Völlig so wie er geschieden;

Kuss erkläng an seinen Lippen,
Hätt auch Wolfsblut sie gerötet;

Ihm den Handschlag gäb' ich, wären
Seine Fingerspitzen Schlangen.

Wind! o hättest du Verständnis,
Wort' um Worte trügst du wechselnd,
Sollt auch einiges verhallen,
Zwischen zwei entfernten Liebchen.

Gern entbehrt ich gute Bissen,
Priesters Tafelfleisch vergäss' ich,
Eher als dem Freund entsagen,
Den ich sommers rasch bezwungen,
Winters langer Weis bezähmte.[48]

Das Gedicht wird beseelt von der intensiven Sehnsucht der liebenden Frau für den entfernten Geliebten, der hier nach der Tradition der estnischen-finnischen Volkslieder bescheiden nur als „den lieben Wohlbekannten", „Freund" und mit dem Diminutiv „Liebchen" bezeichnet wird.[49] Direkt kann die zurückgelassene Geliebte sich mit dem entfernten Geliebten nicht verständigen, sondern der unparteiische Wind muß Zeuge und Vermittler ihrer Gefühle sein. Die Zwiespältigkeit im Gedicht zwischen Hingabe und Zurückhaltung wird widerspiegelt in der Ambivalenz der Gefühle und im Kontrast der Jahreszeiten: Die Spannungen verleihen dem Ganzen Dynamik, Intensität, Poetisches und Künstlerisches. Die Selbstbeherrschung, die zum Ausdruck in dem fundamentalen Bereich des unterdrückten Appetits der dritten Strophe vorkommt: „gute Bissen entbehren" und „Tafelfleisch vergessen", untermalt die Stärke der Sehnsucht des treuen, liebenden Mädchens nach dem geliebten Manne. Ihre absolute Leidenschaft wird dadurch gesteigert.

Zum Schluß stellt m. E. dieses Gedicht Goethes, dieses Einswerden mit dem dichterischen Volksgeist des Nordostens, eine metaphorische Parallele zu der Faszination dar, die die baltischen Länder im Laufe der letzten Jahrhunderte auf den Geist deutscher Denker und Schriftsteller ausübten. Kurland, Livland, Lettland, Estland und zum Teil auch Rußland bildeten die geographische und seelische Heimat für viele schöpferische deutsche Intellektuelle; für einige Autoren bildete das deutsch lesende Publikum, wo es auch immer war, diese geistige Heimat, denn sie haben für Deutsche sowohl in den Ostseeprovinzen als auch in Deutschland geschrieben. Sie haben ihre Heimat nicht weniger als die Liebende in Goethes Gedicht gewürdigt und auf das innigste geliebt.

Und etwas Neues haben die Versuche baltischer Wissenschaftler seit 1993 erbracht: eine Übersicht der Tätigkeit deutscher Dramatiker, Schauspieler, Musiker sowie der vielen deutschsprachigen Theater im Nordosten seit dem 17. Jahrhundert bieten die nahezu 35 Vorträge von internationalen Theaterwissenschaftlern und Gelehrten, die auf Tagungen der *Thalia Germanica*-Forschungsgesellschaft gehalten wurden.[50]

Das weite Panorama deutschsprachiger Literatur des europäischen Nordostens lädt zur gefälligen Lektüre ein! ■

Anmerkungen:

[1] Es ist mir ein Bedürfnis, an dieser Stelle meinen herzlichen Dank an Johanna Aulich für ihre treue Hilfe beim Korrekturlesen dieser Arbeit auszusprechen.
Ein Begleitbuch zum Thema „Deutsche Literatur im Nordosten Europas" wäre folgender Sammelband von 11 Essays: Deutsche im Nordosten Europas, hrsg. von Hans Rothe (Studien zum Deutschtum im Osten, Heft 22) Köln/Wien: Böhlau, 1991.

[2] Über den Literatenstand siehe Heinrich Bosse: „Die Einkünfte kurländischer Literaten am Ende des 18. Jahrhunderts" in: Zeitschrift für Ostforschung 35/4 (1986), S. 516–594.

[3] Der Einfluß der Universitäten in den baltischen Ländern wird von Gert von Pistohlkors, Toivo U. Raun und Paul Kaegbein in dem von ihnen herausgegebenen Buch umfassend besprochen: Die Universitäten Dorpat/Tartu, Riga und Wilna/Vilnius 1579–1979 – Beiträge zu ihrer Geschichte und ihrer Wirkung im Grenzbereich zwischen West und Ost (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, Band 9), Köln/Wien: Böhlau, 1987.

[4] May Redlich: Lexikon deutschbaltischer Literatur – eine Bibliographie, Köln: Wissenschaft und Politik, Berend von Nottbeck, 1989.

[5] Arthur Behrsing: Grundriß einer Geschichte der baltischen Dichtung, hrsg. von André Favre, Otto Greiffenhagen und Arthur Knüpffer, Leipzig 1928.

[6] Werner Bergengruen: Baltisches Dichterbrevier, Berlin 1924.

[7] J. G. Frobeen: Rigaische Biographien nebst einigen Familien-Nachrichten, Jubiläums-Feiern, Band 1-3, Riga 1881–84, Nachdr. 1973.

[8] Werner Bergengruen: Geht ein Ruf übers Land - Anthologie junger baltischer Dichter, Riga 1934.

[9] Bruno Goetz: Die jungen Balten. Gedichte, Charlottenburg 1916.

[10] Jahrbuch baltischen Deutschtums, Bd. 1–34, 1954–1987.

[11] Lutz Mackensen: Baltische Texte der Frühzeit (Abhandlungen d. Herder-Gesellschaft u. d. Herder-Instituts zu Riga) Riga 1936 und ders., Zur deutschen Literatur Altlivlands (Ostdeutsche Beiträge, Bd. 18), Würzburg 1961.

[12] Johann Friedrich von Recke und Karl Eduard Napiersky: Allgemeines Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon der Provinzen Livland, Esthland und Kurland, Bd. 1–4 [einschl.] Nachträge und Fortsetzungen, bearb. v. Th. Beise, Bd. 1–2 Mitau 1827–1832 u. 1859–61, Nachdr. 1966.

[13] Piet von Reyher: Von baltischen Frauen (Baltische Bücherei, Bd. 9) Berlin Steglitz 1917.

[14] Moritz Rudolph: Rigaer Theater- und Tonkünstler-Lexikon nebst Geschichte des Rigaer Theaters und der Musikalischen Gesellschaft, Riga 1890, Nachdr. 1975 ohne Anhang.

[15] Eduard Winkelmann: Bibliotheca Livoniae historica – systematisches Verzeichnis der Quellen und Hilfsmittel zur Geschichte Estlands, Livlands und Kurlands, Berlin 1878, Nachdr. 1969.

[16] Jahrbuch baltischen Deutschtums, Bd. 1–34, 1954–1987.

[17] Deutschbaltisches Biographisches Lexikon 1710–1960, hrsg. von Wilhelm Lenz [sen.], Wien, Köln: Böhlau, 1970.

[18] Vgl. Estnische retrospektive Nationalbibliographie. Teil V, (Eestis ilmunud saksa, vene- ja muukeelne perioodika 1675–1940), Hrsg.: E. Annus, Tallinn: Eesti

Teaduste Akadeemia Raamatukogu, 1993. – Die Bibliothek der estnischen Akademie der Wissenschaften bereitet eine Bibliographie aller in deutscher Sprache in Estland gedruckten Bücher vor.

[19] Eduard Pabst: Balthasar Rüssow, in: Livländische Chronik, Reval: Koppelson, 1845.

[20] William Urban: The Nationality of Balthasar Russow [sic!]. In: Journal of Baltic Studies, XII/2 (1981), S. 160-172; siehe auch Elert Kruse: The Chronicle of Balthasar Russow & A Forthright Rebuttal, wie auch Heinrich Tisenhausen: Errors and Mistakes of Balthasar Russow, transl. by Jerry C. Smith with the collaboration of Juergen Eichhoff and William L. Urban. In: Wisconsin Baltic Studies, Vol. 2, Madison, Wis.: Baltic Studies Center, 1988.

[21] Jaan Kross: Kolme Katku vahel. Balthasar Russow romaan, Tallinn, I 1970, II 1972, Deutsch: Das Leben des Balthasar Rüssow, Berlin: Ruetten & Loening, 1986. Ein weiterer Roman Kross' aus deutschbaltischer Vergangenheit (Keisri hull, Tallinn, Eesti Raamat, 1978, deutsch: Der Verrückte des Zaren, Hanser, 1990) behandelt die Lebensgeschichte von Timotheus von Bock, einem Adligen, der sich mit einer sehr schönen und intelligenten bäuerlichen Estin vermählte und republikanische Ideen beim Zaren durchzusetzen versuchte.

[22] Erich Donnert: Rußland im Zeitalter der Aufklärung, Wien/Köln: Böhlau, 1984, insbesondere das Kapitel „Die Petersburger Akademie der Wissenschaften und ihre Gelehrten", S. 68–86.

[23] Helmut Motekat: Die ostpreußische Dichtung zwischen Romantik und Moderne in: Hans Rothe (Hrsg.): Ostdeutsche Geschichts- und Kulturlandschaften, Teil 2: Ost- und West-Preußen (Studien zum Deutschtum im Osten, Heft 19/2), Köln: Böhlau, 1987, S. 177–198.

[24] H. A. und E. Frenzel: Daten deutscher Dichtung – chronologischer Abriß der deutschen Literaturgeschichte, Köln: DTV, 1982, 19. Aufl., S. 208.

[25] Karl Kunze und Heinz Obländer (Hrsg.): Grundwissen – Deutsche Literatur, Stuttgart 1976, S. 21.

[26] H. A. und E. Frenzel (wie Anm. 24), S. 223.

[27] Kunze und Obländer (wie Anm. 25), S. 21.

[28] Siehe Wolfgang Steinitz' Nachwort zu seiner deutschsprachigen Neubearbeitung des *Kalevala*, Rostock 1968, S. 397–405: „Unter dem Einfluß der Ideen J. G. Herders und seiner 'Stimmen der Völker in Liedern' sowie der deutschen und romantischen Bewegung mit ihrem Interesse für nationale Sprache, nationale Vergangenheit und für Volksdichtung entwickelte sich im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts bei der noch schwachen akademischen Intelligenz Finnlands, auch bei Vertretern schwedischsprachiger Herkunft, ein zunehmendes Interesse und Bekenntnis zum finnischen Volk und zur finnischen Sprache" (S. 397).

[29] Rolf Dencker schreibt, daß deutsche Kaufleute im *Kalevala* „ihre Spuren hinterlassen" haben: „In dem Epos, das in Südwestfinnland entstanden ist und dann nach dem Osten wanderte, stehen drei Figuren im Mittelpunkt des Geschehens, und zwar Väinämöinen, ein zaubermächtiger Sänger, dessen Bruder Ilmarinen, ein Schmiedekünstler, und schließlich Lemminkäinen, der als Widersacher der beiden auf einer Insel lebt, alle Mädchen betört und sich als Pferdedieb betätigt. Lemminkäinen ist die finnische Form für Flemming. Flemming ist ganz offenbar ein deut-

scher Kaufmann". Siehe Hans Rothe (Hrsg.) (wie Anm. 1) hrsg. von der Kommission für das Studium der deutschen Geschichte und Kultur im Osten, S. 106–107.

[30] Siehe Vaira Vīkis-Freibergs' Rezensionen von K. Arajs: Krišjānis Barons (Riga: Zinatne, 1984), K. Arajs: Krišjānis Barons un „Latvju dainas" (Riga 1985) und I. Dunkele: Zur Struktur der lettischen Volkslieder „Pūt, vējini" – ein Lied in Tradition und Expansion seit 1800 (Stockholm Studies in Baltic Languages, 2, Stockholm: Almquist & Wiksell International, 1984) – alle erschienen in: Journal of Baltic Studies, XVII/2 (1986), S. 156–161.

[31] Indrek Jürjo: Widerspiegelung der deutsch-baltischen Literatur in Bacmeisters 'Russischer Bibliothek', in: Helmut Reinalter (Hrsg.) Gesellschaft und Kultur Mittel-, Ost- und Südosteuropas im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert, (Schriftenreihe der Internationalen Forschungsstelle 'Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850', Band 11), Frankfurt a. M. 1994, S. 99–108.

[32] Um ein Beispiel der Wirkungsgeschichte deutschbaltischer Literaten im 18. und 19. Jahrhundert vorzuführen, verweise ich auf meine beiden Untersuchungen: Zur Rezeptionsgeschichte des Revaler Deutschen Theaters, in den Reval(i)schen Wöchentlichen Nachrichten, 1772–1852, erscheint 1997 in Band 2 von Thalia Germanica Proceedings (vgl. Anm. 50), sowie: Europe's Itinerant Players and The Advent of German-Language Theatre in Reval, Estonia–Unpublished Petitions of the Swedish Era, 1630–1692, in the Reval City Archives, Frankfurt a. M.: Peter Lang/Europäischer Verlag der Wissenschaften, 1996.

[33] Thomas Salumets: Friedrich Maximilian Klinger als Kurator der Universität Dorpat 1803–1816: Bildungsprogramm, Opposition und Schwierigkeiten, in: Journal of Baltic Studies, XX/3 (Fall 1989), 283–297.

[34] Siehe aber Henning v. Wistinghausen: Die Kotzebue-Zeit in Reval - im Spiegel des Romans „Dorothee und ihr Dichter" von Theophile von Bodisco, Tallinn: im Selbstverlag, 1995.

[35] Heinrich Bosse: Die Etablierung des deutschen Theaters in den russischen Ostseeprovinzen um 1800, in: Unerkannt und (un)bekannt – Deutsche Literatur in Mittel- und Osteuropa, hrsg. von Carola L. Gottzmann, Tübingen 1991, S. 79–101; s. ders.: The Establishment of the German Theater in 18th Century Riga, in: Journal of Baltic Studies, XX/3 (1989), S. 207–222.

[36] Gert von Pistohlkors: Die 'deutschen Ostsee-Provinzen Rußlands': äußere Einflüsse und innerer Wandel (bis 1860), in: Deutsche Geschichte im Osten Europas-Baltische Länder, hrsg. von Gert von Pistohlkors, Berlin: Siedler, 1994, S. 297.

[37] Vgl. Pistohlkors, Raun, Kaegbein (wie Anm. 3).

[38] Vgl. Jahrbuch des baltischen Deutschtums, Bd. I (1930), S. 72–74.

[39] Hermann Sintenis: Abendliche Häuser – Ein Rückblick auf Eduard von Keyserling, in: Baltische Monatshefte, 1937, S. 199–206.

[40] Michael Garleff: Geistig-kulturelles Leben, in: Deutsche Geschichte im Osten Europas-Baltische Länder (wie Anm. 36), S. 507–508. Siehe auch Hubertus Neuschäffer: Der deutschbaltische Roman im 19. Jahrhundert als historische Quelle: Ein Beispiel von Theodor Hermann Pantenius: Die von Kelles, in: Journal of Baltic Studies, XII/2 (1981), S. 128–142.

[41] Otto von Petersen: Peter Zoege von Manteuffel als Gestalter estnischen Bauernlebens, in: Baltische Monatshefte, 1935, S. 604–612.

[42] Siehe z. B. Heinrich Bosse [sen.]: Die gläserne Wand: Der lettische Mensch in der deutsch-baltischen Literatur. In: Journal of Baltic Studies, XVII/4 (1986), S. 329–349.

[43] Vgl. Michael Garleff: Der deutschbaltische historische Roman im 20. Jahrhundert. Nationale und soziale Stereotypen in der Darstellung von Revolution und Krieg, in: Journal of Baltic Studies, XII/2 1981, S. 143–159.

[44] Siehe Pirkko Alhoniemi: Einblick in die finnische Literatur, in: Finnland –Suomi: Literatur, Land, Geschichte, bearb. v. Paula Waßmann unter Mitarbeit von Mechthild Schüler, (Völker im Spiegel der Literatur, Folge 25), Dortmund: Stadtbücherei, 1985, S. 13.

[45] Ebda., S. 56.

[46] Ebda., S. 18.

[47] Siehe Erich Kunze: Goethes „Finnisches Lied", in: Studia Fennica, VI 1952, S. 37–59. Ders., Finnische Literatur in deutscher Übersetzung 1675–1975 – Eine Bibliographie (Publ. of the Univ. Library at Helsinki, v. 46), Helsinki 1982, S. 167; s. auch Johannes Öhquist: Deutsche Finnlandbibliographie – Verzeichnis der in deutscher Sprache erschienenen Literatur über Finnland und von Übersetzungen aus der schönen Literatur Finnlands, Helsinki: Akademiska Bokhandeln, 1929.

[48] Johann Wolfgang Goethe: Sämtliche Werke, in: Artemis-Gedenkausgabe dtv., Zürich 1977, Bd. 1, S. 107 und Bd. 15, S. 124, wie auch S. 1101. Goethe hat wahrscheinlich das finnische Original durch eine französische Übersetzung in A. F. Skjöldebrand: Voyage pittoresque au Cap Nord, Stockholm: Charles Delen, 1805, S. 11–12, kennengelernt.

[49] Nicht jeder Leser teilt vielleicht den männlichen Standpunkt der Persona in den Liebesgedichten Goethes, die oft nur den Mann als Brennpunkt haben, die Frau aber als sekundär behandelt. Im „Finnischen Lied" allerdings hat Goethe die Sehnsucht nach dem geliebten Mann aus dem Finnischen und Französischen übernommen.

[50] Als Proceedingsbände mit ausgewählten Beiträgen der Tallinner Tagung 1993 von Thalia Germanica zum Thema „Geschichte des Deutschen Theaters im Baltikum I" und der Tagung in Helsinki 1994 zum Thema „Geschichte des Deutschen Theaters im Baltikum II" erschienen: Laurence P. A. Kitching (Hrsg.): Das deutschsprachige Theater im baltischen Raum 1630–1918, (Thalia Germanica, Bd. 1), Frankfurt a. M.: Peter Lang / Europäischer Verlag der Wissenschaften, 1997, ebenso wie: Ausgewählte Beiträge der Tallinner Tagung vom Jahre 1995 zum Thema „Die Anfänge des deutschsprachigen Theaters im Ausland" als Band II derselben Schriftenreihe.

Svetlana Mel'nikova

Deutschsprachige Bühnen im 17.–19. Jahrhundert in St. Petersburg – ein Literaturbericht

Die nachstehende Untersuchung befaßt sich mit der engen Beziehung zwischen dem Ursprung der russischen Schauspielkunst und der deutschen Kulturgeschichte. Diese Verknüpfung war kein Zufall. Es gibt eine Vielzahl von Konzeptionen der Bestimmung historischer Wurzeln der russischen Schauspielkunst. Nach Ansicht einer Richtung ist sie eine urwüchsige kulturgeschichtliche Erscheinung. Alle Einflüsse – deutsche, französische, italienische und andere – verzerrten nur den nationalen Kern der Schauspielkunst, was sie regelmäßig in Krisenzustände führte.[1] Andererseits finden manche Forscher in der Geschichte der russischen Schauspielkunst überhaupt nichts Eigenes. So schrieb der bekannte Schauspielkunsttheoretiker und -praktiker N. Evreinov 1922 in dem Artikel „Über die russische Schauspielkunst nichtrussischer Herkunft und nichtrussischer Formation" (Man beachte den charakteristischen Titel!): „Im 17. Jahrhundert – da hat man die deutschen Lehrer Gregori, Kunst und Fürst. Der erste russische Schauspieler Fedor Volkov war ein begeisterter Verehrer des Deutschen Ackermann und so weiter bis in das 20. Jahrhundert."[2]

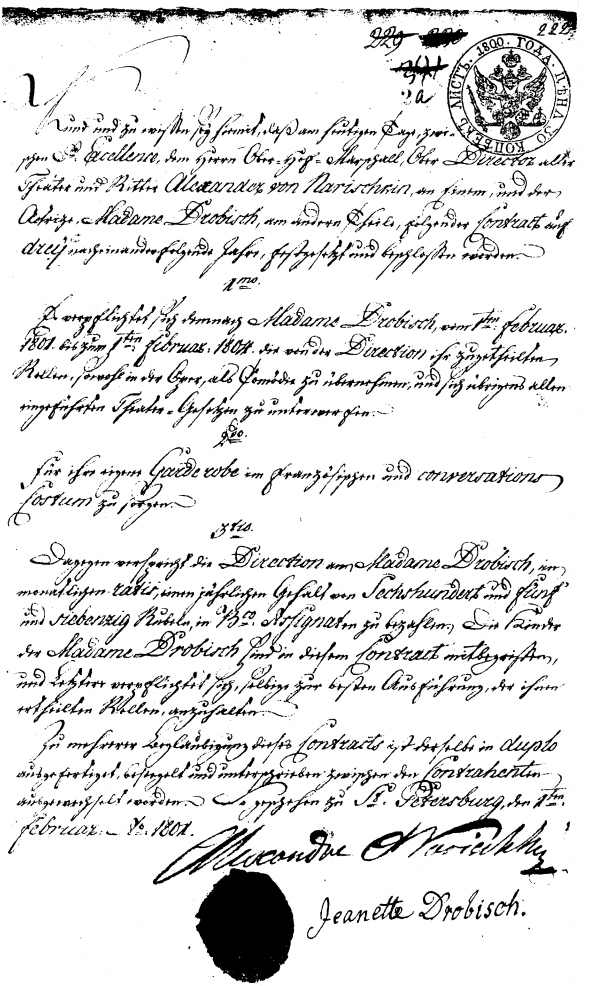
Die Wahrheit scheint in der Mitte zu liegen, und es muß von uns, den neuesten Forschern der russischen Schauspielkunst, versucht werden, den wesentlichen Beitrag und den Einfluß dieser oder jener (in unserem Fall deutscher) Kultur auf die Herausbildung und Entwicklung der russischen Schauspielkunst zu erfassen. Dafür müssen wir uns in das 17. und 18. Jahrhundert vertiefen und die Geschichte des russischen Theateralltags nachvollziehen. Darüber haben geschrieben B. Varneke (Geschichte des russischen

Theaters), V. Vsewolodskij-Gerngross (Geschichte der Theaterbildung in Rußland), I. Zabelin (Das Familienleben der russischen Kaiser im 16. und 17. Jahrhundert), M. Longinov (Notizen über die Anfangsgeschichte des russischen Theaters), P. Morozov (Die Geschichte des russischen Theaters in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts), P. Pekarskij (Einführung in die Geschichte der Aufklärung im Rußland des 18. Jahrhunderts).[3] Ich bemerke nur, daß eine gezielte Forschungsarbeit zur Geschichte der deutschen Schauspielkunst in Rußland – zumindest in russischer Sprache – noch nicht existiert. Mitteilungen über die deutsche Schauspielkunst und ihre Vertreter sind in einzelnen Artikeln und Notizen, Memoiren und Archivdokumenten verstreut.[4]

In einer der neuesten Arbeiten, nämlich der Dissertation von G. Mordison (Die Geschichte des Theaterwesens: die Gründung und Entwicklung des staatlichen Theaters in Rußland vom 16. Jahrhundert bis zum 18. Jahrhundert)[5] werden einige Abschnitte der Tätigkeit deutscher Theater in Rußland berührt. Dieses Thema wartet geradezu auf seine Erforschung, denn es ist interessant, fruchtbringend und aktuell.

Die Deutschen kamen bereits vor geraumer Zeit nach Rußland. Die berühmte Moskauer deutsche Vorstadt entstand noch in der Mitte des 16. Jahrhunderts unter Zar Iwan dem Schrecklichen, als sich in Moskau Deutsche, Polen, Schweden und Holländer niederließen. In der Mitte des 17. Jahrhunderts siedelte sich eine größere Anzahl deutscher Kaufleute in diesem Stadtteil an. 1652 wurde in Moskau die Neue Deutsche Vorstadt erbaut. Darin befanden sich drei lutherische, zwei calvinistische sowie eine holländische und eine anglikanische Kirche.[6]

Während des 18. Jahrhunderts wuchs der deutsche Bevölkerungsanteil von St. Petersburg (1703 gegründet) beträchtlich, denn es kamen in die Hauptstadt des Russischen Reiches Vertreter der deutschen Aristokratie, des Militärs und auch Gelehrte, Maler, Musiker und Meister verschiedener Berufe. Viele von ihnen blieben lange Jahre in St. Petersburg, andere ließen sich hier für immer nieder. Man schätzte in St. Petersburg Kenntnisse, Gelehrsamkeit und Erfahrung deutscher Gelehrter, Ärzte, Pädagogen sowie talentierter Künstler hoch. In der Hauptstadt erschienen Zeitschriften und Zeitungen in deutscher Sprache; es wurden deutsche Bücher herausgegeben.[7]

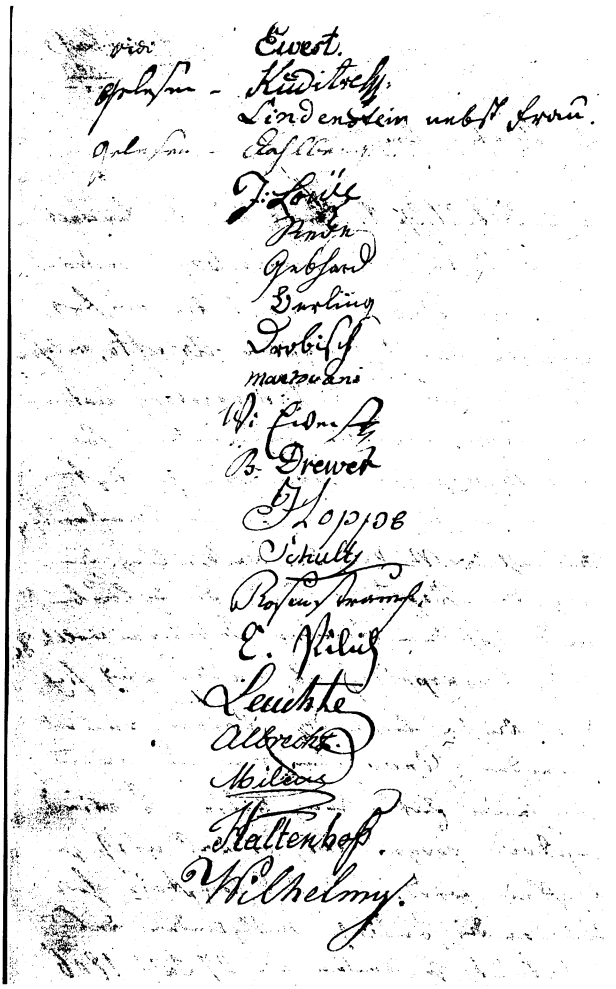


Vertrag der Sängerin und Schauspielerin Jeanette Drobisch und ihrer Kinder mit Theaterdirektor Aleksandr Naryškin (RGIA, Fond 497, Opis' 1, No. 39, Bl. 2)

Die Geschichte der deutschen Theaterkunst in Rußland im 18. Jahrhundert ist verhältnismäßig gut erforscht, aber die Geschichte des deutschen Theaters in St. Petersburg am Ende des 18. Jahrhunderts und Anfang des 19. Jahrhunderts ist fast unbekannt.

Wie aber ist der Quellenbestand, der zur Erforschung der Geschichte des deutschen Theaters in St. Petersburg zur Verfügung steht? Da ist vor allem eine große Menge von Archivdokumenten, die sich im Staatsarchiv von St. Petersburg befinden. Die Dokumente sind nicht nach dem uns interessierenden Thema systematisiert. Sie gehören hauptsächlich zum Archiv der Kaiserlichen Theaterverwaltung. Ein Teil davon wurde am Ende des 19. Jahrhunderts veröffentlicht[8], der Rest befindet sich im Staatsarchiv in St. Petersburg[9] und enthält Dokumente über die Engagements der deutschen Schauspieler, Musiker und des Hilfspersonals am Theater, Briefe und Niederschriften von Beamten des Kontors der kaiserlichen Theater für den Direktor, Gehaltslisten, Mitgliederlisten der Truppen, Jahres- und Monatseinnahmen- bzw. Ausgabenbelege, vergleichende Preislisten, den Spielplan der Deutschen Truppe u.a.m. Zwei Brände in den Jahren 1806 und 1810 haben zudem einen großen Teil von wertvollen geschichtlichen Dokumenten vernichtet. Deshalb ist es am schwierigsten, gerade die ersten Jahre der Existenz des Deutschen Kaiserlichen Theaters in St. Petersburg zu rekonstruieren.

Die russische Memoirenliteratur schenkte uns in der Person des Studenten und späteren Beamten des Kollegiums für Auswärtige Angelegenheiten, des Geschäftsführers des Theaterkomitées und danach Senators und Vorsitzenden des Theatralisch-literarischen Komitées bei der Direktion des Kaiserlichen Theaters, Stepan Petrovič Žicharev (1788–1860), den Autor der Tagebücher, in denen der junge Theaterliebhaber uns seine wertvollen Erinnerungen an die deutsche Petersburger Theatertruppe überliefert hat. Die Einzigartigkeit seiner Eindrücke vom Theater besteht darin, daß er nicht nur ein regelmäßiger Zuschauer, sondern auch ein ständiger Besucher hinter den Kulissen gewesen ist, was ihm die Möglichkeit gegeben hat, eine kurze Geschichte der deutschen Theatertruppe zu schreiben.[10] In seiner einprägsamen, gefühlsbetonten Erzählung gibt es eine Menge Ungenauigkeiten, da aber Žicharev sich nicht als Theaterchronist fühlte, störte ihn das chronologische Durchein-



Die Mitglieder des Deutschen Theaters in St. Petersburg bestätigen durch ihre Unterschriften die Kenntnisnahme einer Verfügung Aleksandr Naryškins über die Unterstellung des Deutschen Theaters unter Hofrat Krasnopol'skij (27. 7. 1806) (RGIA, Fond 497, Opis' 4, No. 54, Bl. 164v).

ander wenig. Deshalb wollen wir die Beobachtungen dieses jungen Theaterliebhabers benutzen, wobei wir seine Angaben mit Hilfe von anderen glaubwürdigen Quellen prüfen werden.

Das Leben der deutschen Theatertruppe wird auch in einigen anderen Memoiren beleuchtet. Darunter sind die Erinnerungen des Geheimrates Philipp Wiegel (1786–1856), Vizegouverneur von Bessarabien, später Direktor des Departements für geistliche Angelegenheiten der ausländischen Konfessionen. Zwar schätzte er das deutsche Theater gering, denn ihm war jenes Maß an Konvention zuwider, welches das Wesen der deutschen Schauspieler auf der Bühne ausmachte: „...in deutscher Sprache erschien mir alles Ernste unerträglich, alles anständig Lustige langweilig, alles Zärtliche widerlich; mir gefielen allein Farcen."[11] Dennoch schreibt er ausführlich über den Spielplan des Deutschen Theaters und charakterisiert einzelne Mitglieder der Theatertruppe.

Was die Erinnerungen von Rafail Michajlovič Zotov (1796–1871) – dem Belletristen, Dramatiker und Schauspielkritiker, Sekretär des Intendanten der Kaiserlichen Theater Alexander L'vovič Naryškin und Leiter der deutschen Theatertruppe von 1815 bis 1818 – betrifft, so erwecken sie den Eindruck, als ob sich Zotov auf den verdrossenen Wiegel bezieht. „Die Schauspielkunst der Deutschen erschien mir lange unnatürlich, aber nachdem ich in den Geist ihrer Dramaturgie eingedrungen war, war ich überzeugt, daß es ihren Schauspielern unmöglich ist, anders zu spielen. Die Deutschen kleiden ihre schroffen Phrasen nicht in verfeinerte Formen und verhüllen sie nicht mit Schleiern."[12]

Selbstverständlich bilden die in Berlin 1801 herausgegebenen und viel später ins Russische übersetzten Erinnerungen des Direktors des kaiserlichen Deutschen Theaters, August von Kotzebue, eine sehr wertvolle Memoirenquelle.[13]

Russische Zeitungen und Zeitschriften waren der deutschen Theatertruppe nicht wohlgesonnen. Zwar wurden darin manchmal die Stücke von Iffland und Kotzebue[14] besprochen und vom Spezifischen der deutschen Dramaturgie berichtet, aber man kann dort keinen Beurteilungen der deutschen Schauspiele begegnen. Die Zeitung *Sankt-Peterburgskie Vedomosti* berichtete regelmäßig über die Vorstellungen der deutschen Truppe im Eremitage-Theater bzw. Kuševlev-Theater[15] oder über den Verkauf von gedruckten Theater-

stücken des Herrn Kotzebue. Man findet hier jedoch keine Kritiken der deutschen Schauspiele. Die deutschsprachigen Quellen hingegen sind zahlreich und in Deutschland bekannt, (siehe unten).

Gedruckte Quellen in westeuropäischen Sprachen zum deutschsprachigen Theater in St. Petersburg

Die folgenden Zeitschriften berichten regelmäßig über deutschsprachige Theateraufführungen:

Nordisches Archiv, Riga u. Leipzig (1803-1809)

Ruthenia, SPb. u. Mitau (1807)

St.-Petersburgische Zeitschrift zur Unterhaltung gebildeter Stände, SPb. (1804)

St.-Petersburgische Monatsschrift zur Unterhaltung und Belehrung, SPb. (1805)

Konstantinopel und St. Petersburg, der Orient und der Norden, SPb. (1805-1806)

Russische Miscellen, Riga (1804)

Weiterhin sind folgende Zeitungen zu nennen:

Sankt-Petersburgische Zeitung, SPb. (1727-1902); vergl. dazu Carl Eichhorn: Die Geschichte der St. Petersburgischen Zeitung 1727-1902, SPb. 1902

Außerdem berichten die folgenden Almanache über das deutsche Theaterleben in St. Petersburg:

Verzeichnis der hier in St. Petersburg auf dem mit allerhöchster Erlaubnis eröffneten deutschen Theater vom 20. Februar 1799 bis inclusive den 11. December gegebenen Vorstellungen, SPb. (1800)

St. Petersburgisches Taschenbuch für's Theater auf 1805, hrsg. von D. Schmieder, SPb. (1805)

Theater-Almanach für das Jahr 1811, hrsg. von C. Borck, SPb. 1811

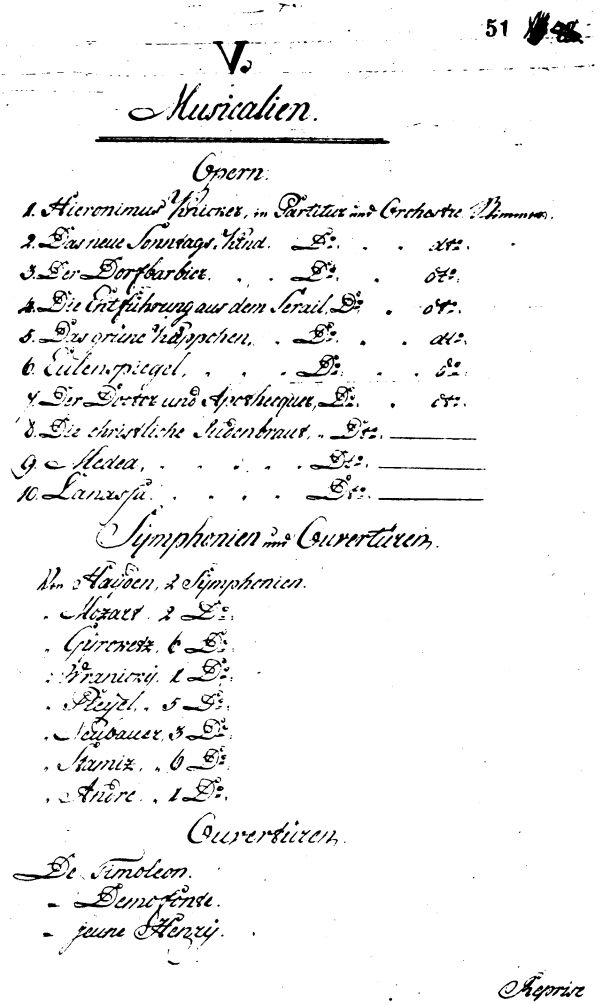
Taschenbuch für Theater und Theaterfreunde, hrsg. von F. A. Gebhard, SPb. (1814)

Mannigfaltige Informationen zum Thema enthalten auch die folgenden Lexika:

Moritz Rudolph: Rigaer Theater- und Tonkünstler-Lexikon, Riga (1890)

W. Kosch: Deutsches Theaterlexikon, Wien (1951-1957)

R. A. Mooser: Annales de la musique et des musiciens en Russie en 18 siècle, T. 1-3, Genève (1948-1951)



51

V.

Musicalien.

Opern.

1. Hieronimus Knicker, in Partitur und Orchestre Stimmen.
2. Das neue Sonntags Kind. D°. . . dto.
3. Der Dorfbarbier. . . D°. . dto.
4. Die Entführung aus dem Serail. D°. . dto.
5. Das grüne Käppchen. . D°. . . dto.
6. Eulenspiegel. . . . D°. . . dto.
7. Der Doctor und Apotheequer. D°. . dto.
8. Die christliche Judenbraut. . D°. _____
9. Medea. . . . . D°. _____
10. Lanassa. . . . . D°. _____

Symphonien und Ouverturen.

Von Haydn, 2 Symphonien.
" Mozart. 2 D°.
" Gyrowetz. 6 D°.
" Wranicky. 1 D°.
" Pleyel. 5 D°.
" Neubauer. 3 D°.
" Stamiz. 6 D°.
" André. 1 D°.

Ouverturen.

De Timoleon.
" Demofonte.
" jeune Henry.

Reprise

Liste der Musikalien aus dem Inventarverzeichnis des St. Petersburger Deutschen Hoftheaters vom 27. 8. 1801 (Amtsantritt Mirés) (RGIA, Fond 497, Opis' 1, No. 31, Bl. 51r).

Reprise de Toulon.
Horatius Coctes.
Deserteur.
Cosa rara.
Barbier de Séville.
Zauberflöte.
Didone.
Divertissement.
Michel.

Concerte.

Giornovichi.

Während der Direction des Herrn Coll. Ass. Adelung.
sind folgende Opern hinzugekommen.

1. Axur, König von Ormus, von Salieri.
2. Don Juan, von Mozart.
3. Die theatralischen Abendtheuer, von Paisiello.
4. Das Abendständchen.
5. Eine vollständige Ausgabe der Zauberflöte.

Liste der Musikalien aus dem Inventarverzeichnis des St. Petersburger Deutschen Hoftheaters vom 27. 8. 1801 (Amtsantritt Mirés) (RGIA, Fond 497, Opis' 1, No. 31, Bl. 51v).

Nun wollen wir versuchen, das Repertoire der Truppe in diesem Zeitabschnitt zu rekonstruieren. Die grundlegendste Arbeit zu diesem Thema, „Zur Geschichte des deutschen Theaters in Petersburg" des deutschen Forschers G. Giesemann, enthält Tag für Tag (wenn auch nicht vollständig) das Repertoire für das Jahr 1804.[16] Im Almanach von D. Schmieder sind Aufführungen vom Januar 1803 bis zum Ende des Jahres 1804 aufgezählt.[17] Und schließlich sind in den ersten Heften der Zeitschrift *Nordisches Archiv* von 1803 Kritiken der Schauspiele enthalten, die im Herbst und im Dezember 1802 gespielt wurden. Gerade der uns interessierende Abschnitt bleibt jedoch ausgespart.

Mit großer Mühe gelang es uns, einige Quellen zu finden, die Licht auf die Repertoirepolitik August von Kotzebues warfen. Die wichtigsten sind die Erinnerungen des Theaterdirektors selbst. Erstens berichtet er darin, daß er speziell zum Besuch Pauls I. (der übrigens nicht zustandekam) zwei Schauspiele – „Bruderzwist, oder die Versöhnung" nach einem eigenen Stück und „Die Hagestolze" von Iffland – vorbereitet hat.[18]

Zweitens erzählt Kotzebue von jenen Zensurschikanen, von denen auch seine Theaterstücke nicht verschont geblieben waren. Er weist in diesem Zusammenhang auf „Oktavia", „Die beiden Klingsberg", „Der Taubstumme", oder „Der Abbé de l'Eppé", „Das Epigramm"[19] hin. Außerdem wurde das Drama „Gustav Wasa" dem Bühnendichter an der Grenze weggenommen und von der Geheimexpedition mit der Aufschrift: „Kein Gebrauch machen!" zurückgegeben.[20]

Alle diese Stücke wurden von Kotzebue eben 1801 geschrieben. Man kann also annehmen, daß sie in dieser Zeit im Kuševlev-Theater aufgeführt worden waren.

Noch eine wichtige Quelle sind die von mir im Staatlichen Historischen Archiv entdeckten Listen der Bühnenbildner, der Kostüme, der Requisiten, der Noten und der Theatermaschinerie, die im Deutschen Theater 1801 (die Dokumente sind auf den 31. August datiert)[21] benutzt worden waren. Manchmal stand bei der Aufzählung des Zubehörs der Zusatz „für das Stück..." – auf diese Weise erscheinen in der Liste die Titel: „Octavia"[22], „Bayard", „Sucht zu glänzen"[23]. Alle diese Theaterstücke entstammen der Feder von Kotzebue und sind ebenfalls 1801 geschrieben. Das scheint kein

Zufall zu sein, denn „Octavia" ist sowohl in dem der Zensur gewidmeten Abschnitt der Erinnerungen des Dramatikers als auch in Archivalien als Schauspiel erwähnt, für das Bühnenbilder gemacht und Kostüme angefertigt worden waren.

Nach der Ermordung Pauls I. und der Abreise von Kotzebue „wird die Direktion von Adelung geleitet (1801–1802). Die deutsche Truppe ist aus dem kaiserlichen Hoftheater ausgeschlossen"[24] und wird danach dem Entrepreneur Miré zugewiesen, bis sie 1805 wieder der Direktion der Kaiserlichen Theater untergeordnet wird.[25]

Miré unternahm bedeutende Anstrengungen, um die Lage des Deutschen Theaters zu stabilisieren. Er bestellte ein Orchester und eine Ballettruppe aus Deutschland unter der Leitung von Ballettmeister Lamiral. Um 1804 sah die deutsche Truppe laut Mitteilung des deutschen Handbuchs *St. Petersburg am Ausgang seines ersten Jahrhunderts* folgendermaßen aus: 18 Schauspieler und ebensoviel Schauspielerinnen, ein Souffleur, 10 Beamte des Theaterkontors, 20 Ballettänzer und der Direktor der Ballettruppe, ein Orchester, einschließlich der Dirigenten und des Kapellmeisters von 29 Mann – insgesamt 98 Truppenmitglieder.[26]

Das künstlerische Leben des Deutschen Theaters jener Zeit ist nur fragmentarisch von deutschen Theaterkritikern beschrieben. Die erste Zeitschrift, die mit der regelmäßigen Veröffentlichung von Kritiken der ersten Schauspiele begann, war das *Nordische Archiv,* das von dem Schauspieler J. H. Kaffka herausgegeben wurde. Überhaupt war das *Nordische Archiv* die interessanteste Erscheinung in der baltischen Journalistik des ersten Jahrzehntes des 19. Jahrhunderts.[27] Die Zeitschrift erschien 1803–1809 monatlich in Riga und Leipzig (seit 1806 nur in Riga). „Mit der Theaterinformation war es im *Nordischen Archiv,* wahrscheinlich dank der Bemühungen des Herausgebers J. H. Kaffka, überhaupt gut bestellt. Von einem Heft zum anderen wurden Theaternachrichten aus Moskau und Petersburg gedruckt", urteilt der Dorpater Pressehistoriker Isakow.[28]

Seit Anfang 1804 erschien in St. Petersburg die *St. Petersburgische deutsche Zeitschrift zur Unterhaltung gebildeter Stände.* Ihr Herausgeber war Johann T. Miller, der „sich bewußt auf die Zeitschrift Karamsins *(Vestnik Evropy – S.M.)* orientierte".[29] „Und obwohl die Zeitschrift nicht von einer starken Anhänglichkeit des

Herausgebers an das Theater zeugte",[30] fanden einzelne große Theaterereignisse darin eine gebührende Resonanz.

Die *St. Petersburgische Monatsschrift zur Unterhaltung und Belehrung*, gegründet von F. E. Schröder, der als Bibliothekar beim Großfürsten Konstantin Pawlowitsch diente und gleichzeitig die Bibliothek und die Druckerei des Ersten Kadettenkorps leitete,[31] erschien seit 1805. Der Herausgeber begrüßte die Aufführungen von Schillers Werken im Deutschen Theater, da er sich um die Verbesserung des anspruchslosen Geschmacks des St. Petersburger deutschen Publikums bemühte. Später wird die Zeitung unter dem Titel *Ruthenia* herausgegeben (1807–1811).

Die Analyse der Artikel aus der Zeitperiode zwischen 1803 und 1805 läßt den manchmal verborgenen und manchmal auch offenen Krieg der Journalisten gegen das Deutsche Theater in St. Petersburg erkennen. Keiner der Kritiker war mit der Sachlage in der Truppe zufrieden. Kaffka trat als unversöhnlicher Opponent von Kotzebue und seinen „weinerlichen Stücken" auf. Miller wählt ebenfalls zu einem der Hauptobjekte seiner Kritik die Tätigkeit des produktiven deutschen Dramadichters. Und Schröder schließlich war davon überzeugt, daß das ernsthafte Repertoire bei der St. Petersburger deutschen Truppe durch leichtsinnige Bühnenmachwerke verdrängt wurde.

Die Schauspieler zahlten ihrerseits erfinderisch und boshaft ihren Beleidigern mit gleicher Münze zurück und zwar öffentlich von der Bühne herab. So erzürnte das Schauspiel „Pantomime", im Juli 1803 aufgeführt, den Herausgeber des *Nordischen Archivs*: „Diese Pantomime (scheint) bloß in der Absicht verfertigt zu sein..., die unbescheidensten Anzüglichkeiten namentlich gegen den Herrn von Kotzebue ... und dann gegen ... das unschuldige *Nordische Archiv* anzubringen."[32] Im Theaterstück erhielt die Zeitschrift den beleidigenden Titel „Ehrenabschneider". Der Herausgeber bat um Gerechtigkeit: „Daß die Polizei in St. Petersburg so etwas nicht ahndet, bleibt unbegreiflich. Es ist zwar die allgemeine Klage, daß die Impertinenz der Schauspieler täglich mehr und mehr überhand nimmt..., aber diese Impertinenz übertrifft alles."[33]

Die Texte über die Journalisten waren in die Aussagen der Helden eingeschlossen (der Autor des Theaterstücks ist unbekannt).

Herr Ewest, der in diesem Stück den Bürgermeister spielte, der von seinem pfiffigen Neffen – einem Berufsschauspieler, der sehr verschiedene Menschen beiderlei Geschlechts darstellt – um den Finger gewickelt wird, „... gab die zarten Äußerungen gegen den ‚Freimütigen'[34] usw. mit sichtbarer Zufriedenheit zum besten. In den Artigkeiten gegen Herrn von Kotzebue wetteiferten aber der Oheim und der Anstifter des Ganzen, der vielgewandte – der Neffe – Herr Steinsberg."[35]

Im Schauspiel „Die deutschen Kleinstädter", das im November 1805 gezeigt wurde, führte der unübertrefflich komische Schauspieler Lindenstein in seiner Benefizvorstellung „uns eine dem hiesigen Publikum sehr bekannte Person vor, die er treffend kopirte."[36] Man kann erraten, wen der Schauspieler boshaft kopiert hat – sicher war es ein Journalist, ein Autor von Theaterkritiken...

Es besteht somit kein Zweifel, daß der Einfluß der deutschen Kultur auf die Entstehung der russischen Schauspielkunst nicht nur beträchtlich, sondern sogar nicht zu überschätzen war. Die Tatsache ließe sich durch einen ganzen Komplex kulturgeschichtlicher Umstände erklären. Einer von ihnen wäre die Herkunft der russischen Kaiser – viele von ihnen waren reinblütige Deutsche und orientierten sich aktiv an der deutschen Lebensart. Es besteht auch kein Zweifel darüber, daß dieser Einfluß bisher noch nicht erschöpfend untersucht wurde, obwohl er – verborgen in der Geschichte der russischen Schauspielkunst – bis ins 20. Jahrhundert hinein zu spüren ist.

In der russischen Kunstwissenschaft wird gewöhnlich die Frage nach der Unterstützung der russischen Kultur seitens der Deutschen gestellt, denn Deutsche traten in Rußland gewöhnlich in der Rolle von Lehrern und Meistern auf. Allerdings ist es durchaus berechtigt, auch die Rückwirkung zu untersuchen. Kehrten die deutschen Meister in die Heimat zurück, kann man annehmen, daß ihre Kunst irgendwelche neuen Züge gewonnen hatte. Es ist z. B. durchaus wichtig, daß russische Schauspieler zusammen mit deutschen Kollegen in denselben Opern und Balletts gespielt haben. Dieser Umstand gab den russischen Schauspielern die Möglichkeit, ihren Beruf erfolgreicher zu beherrschen. Bei der Bekanntschaft mit Schauspielen deutscher Theatertruppen erfuhren die russischen Schauspieler nicht nur vom Repertoire im Ausland, sie ver-

glichen auch das Niveau des schauspielerischen Könnens ihrer Kollegen mit der eigenen Darstellung. Auch die ständige Aufmerksamkeit der Verwaltung gegenüber den deutschen Theatertruppen gestattete den Schauspielern dieser Truppen, ihre Talente in vollem Maße zu zeigen.

Zum Schluß sei noch einmal wiederholt: die Geschichte des Zusammenwirkens der russischen und deutschen Schauspielkultur ist ein aussichtsreiches Forschungsthema, das neue Möglichkeiten der Theaterkunde eröffnet und zur Abkehr von gewohnten Schemata und Schablonen zwingt. ■

Anmerkungen:

(Abkürzungen: M. = Moskva/Moskau, SPb. = Sankt-Peterburg/St. Petersburg)

[1] M. Ljubomudrov: „Fedor Volkov" in: Ders.: Razmyslenija posle vstreči. M. 1984, S. 13.

[2] N. Evreinov: „O russkom teatre nerusskogo proischoždenija i nerusskogo uklada" in: Ders.: Teatral'nye novacii, Petrograd 1922, S. 123.

[3] B. Varneke: Istorija russkogo teatra, SPb. 1914; V. Vsevolodskij-Gerngross: Istorija teatral'nogo obrazovanija v Rossii. T. 1. SPb. 1913; I. Zabelin: Domašnij byt russkich carej v XVI i XVII stoletijach. T. 1-2, M. 1882-1915; M. Longinov: „Zametki o pervonačalnoj istorii russkogo teatra" in: Russkij archiv, 1873, Nr. 9, Sp. 2042-2046; P. Morozov: Istorija russkogo teatra do poloviny XVIII stoletija, SPb. 1889; P. Pekarskij: Vvedenie v istoriju prosvečšenija v Rossii XVIII stoletija, SPb. 1862; L. Starikova: Tetral'naja žizn' starinnoj Moskvy, M. 1988.

[4] F. Bergchol'c: „Komedija v Moskve i Peterburge" in: Russkij byt v vospominanijach sovremennikov XVIII veka, Č. 1,. M. 1914, S. 146-147; A.Veselovskij: Starinnyj teatr v Evrope, M. 1876; V. Vsevolodskij-Gerngross: „Inostrannye antreprizy Ekaterinskogo vremeni" in: Russkij bibliofil, Petrograd 1915, Nr. 6.: Okt., S. 73-82; R. Zotov: Testral'nye vospominanija, SPb. 1859.

[5] G. Mordison: Istorija teatral'nogo dela: osnovanie i razviti gosudarstvennogo teatra v Rossii (XVI-XVIII veka), T. 1-2, SPb. 1992.

[6] D. Cvetaev: General Bauman i ego delo, M. 1884.

[7] A. Mjuller: Byt inostrannych chudožnikov v Rossii, Leningrad 1927.

[8] Archiv direkcii Imperatorskich teatrov (1746-1801). Vyp. 1, SPb. 1892, S. 14.

[9] Rossijskij Gosudarstvennyj istoričeskij archiv (RGIA), Fond 497.

[10] S. P. Žicharev: Zapiski sovremennika. Dnevnik činovnika, T. 2, Leningrad 1989, S. 308-315.

[11] F. F. Vigel: Vospominanija, T. 1-2., M. 1864; hier T. 1, S. 53.

[12] R. M. Zotov: „Moi vospominanija o teatre" in: Repertuar russkogo teatra, SPb. 1840, T. 1, Nr. 4, S. 1-20; T. 2, Nr. 7, S. 21-39.

[13] August Kotzebue: Das merkwürdigste Jahr meines Lebens, Berlin 1801. Russ. Ausg. ohne Nennung des Verf. u. d. T.: Dostopamjatnyi god moej žizni: vospominanija [Augusta Kocebu], T. 1-2, SPb. o. J. [1879?] (Beilage zu: Drevnosti i novosti Rossii).

[14] Z. B. „Slavnejšie tragiki iz vsech nacij" in: Korifej, M. 1802, Nr. 2, S. 37-51; „O komedii voobčše", ebda., 1803, Nr. 3, S. 36-39 u. a.
[15] Sankt-Petersburgskie vedomosti, 1802, Nr. 32, 15. Apr.
[16] G. Giesemann: „Zur Geschichte des deutschen Theaters in St. Petersburg" in: Festschrift für Alfred Rammelmeyer, Hrsg. Hans-Bernd Harder, München 1975, S. 55-83, hier S. 79-83.
[17] D. Schmieder: St. Petersburgisches Taschenbuch für's Theater auf 1805, SPb. 1805, S. 93-99.
[18] Dostopamjatnyj god moej žizni (wie Anm. 13), S. 58.
[19] Vgl. ebda. S. 84–85.
[20] Vgl. ebda., S. 79.
[21] RGIA (wie Anm. 9), Fond 497, Op. 1, Nr. 31, f. 44.
[22] Ebda., f. 44.
[23] Ebda., f. 50.
[24] G. Giesemann (wie Anm. 16), S. 58.
[25] S. Danilov: „Materialy po istorii russkogo zakonodatel'stva o teatre" in: O teatre: sb. statej, Leningrad, M. 1940, S. 178.
[26] St. Petersburg am Ende seines ersten Jahrhunderts, T. 2, SPb., Penig, 1805, S. 336.
[27] S. G. Isakov: „Materialy po russkoj literature i kul'ture na stranicach nemeckoj pribaltijskoj pečati XIX veka" in: Učenye zapiski Tartuskogo gos. universiteta, Vyp. 184, Tartu 1966, S. 155.
[28] Ebda., S. 164.
[29] R. Danilevskij: „Nemeckie žurnaly Peterburga v 1770-1810 gg." in: Russkie istočniki dlja istorii zarubežnych literatur, Leningrad, 1980, S. 82.
[30] Ebda., S. 85.
[31] S. Muchin: Sud'ba odnoj biblioteki, Leningrad 1929, S. 27.
[32] Nordisches Archiv, 1803, Bd. 2, Nr. 9, S. 196.
[33] Ebda.
[34] Ebda., S. 197.
[35] Ebda.
[36] Ebda., S. 203.

Sven Hirn

Deutsche Unterhaltungsmusiker in Finnland vor dem Ersten Weltkrieg

Ich möchte betonen, daß ich keineswegs die Absicht habe, die Gesamtheit deutscher Musiker in Finnland zu behandeln – das Thema wäre allzu unübersichtlich. Ich will mich auf die Unterhaltungsmusik beschränken und glaube, ich habe für diese Wahl begründete Ursachen. Die seriöse Konzertmusik mit ihren Meistern ist, wie die Tradition es will, mit Ehrfurcht und Gründlichkeit behandelt worden. Ich will andere Wege einschlagen und Fredrik Pacius, Richard Faltin, Georg Schnéevoigt, August Meissner und ihre Kollegen in ehrerbietendem Abstand übergehen.

Es ist ziemlich seltsam und befremdend, auch ungerecht, daß man von musikwissenschaftlicher Seite diejenige Musik, die unterschiedslos von so gut wie allen Volksschichten konsumiert wird, bisher fast völlig negligiert hat, nämlich die Tanzmusik und Varietélieder, die Drehorgelspieler, Straßenmusikanten und musikalischen Clowns sowie andere allgemein geschätzte Spezialisten. Erst spät und mit großer Vorsicht hat man hie und da begonnen, das musikalische Leben als eine gewisse Gesamtheit zu behandeln, in der die verschiedenen Genres ohne Unterschiede und sogar in gewissem Maße als gleichwertig gesehen werden.

Ich selbst habe versucht, die Situation in Finnland vor allem während des 19. Jahrhunderts und mit Rücksicht auf das ganze reichhaltige Spektrum verschiedener Erscheinungen, das heißt die Unterhaltungsmusik in allen ihren variierenden Ausdrucksformen, zu untersuchen. Die Konzertmusik – als die elitistische Musikausübung, an welcher teilzuhaben nur einer begrenzten Oberschicht vergönnt war – habe ich außer acht gelassen. Mein Material habe ich aus Zeitungsnotizen und Annoncen herausgewaschen sowie aus den in reichlichem Maße angefallenen und größtenteils erhaltenen Dokumenten aus dem Vergnügungssteuerverfahren. Auch Verzeichnisse von Reisenden und Gesuche um finnische Staatsbürgerschaft u. ä. wurden berücksichtigt.

Die registrierten Daten sind überwältigend; ich will mich hier jedoch nur mit den wichtigsten Repräsentanten deutscher – einschließlich österreichischer, schweizerischer und deutschbaltischer – Musikkultur befassen. Auch mit dieser augenfälligen Einschränkung ist das Feld weitläufig, denn die Deutschen haben mit ihrer allgemein bekannten Musikbegabung den finnischen Markt auf vielerlei Weise tangiert und teilweise sogar dominiert.

Zu Anfang muß festgestellt werden, daß sich das kulturelle Leben Finnlands spät und langsam entwickelt hat; die ökonomischen Grundvoraussetzungen waren dafür lange Zeit relativ ungünstig gewesen. Auf der anderen Seite muß man aber auch eine Reihe positiver Faktoren beachten, welche die Entwicklung bis zum Ersten Weltkrieg diktiert haben: z. B. das schnelle wirtschaftliche Wachstum und die befruchtende Nachbarschaft zur russischen Hauptstadt. Der Weg aus Mitteleuropa nach und von Rußland ging nicht nur über das Baltikum, ein auffällig großer Teil ambulanter – darunter weithin bekannter, aber auch eine ganze Menge heute vergessener – Artisten reisten über die lebhaft frequentierte Route Stockholm – Turku – Helsinki – Wiburg – St. Petersburg. Dabei trat man dann in der Regel für kürzere oder längere Zeit in Finnland auf, was zur Folge hatte, daß man bei uns, trotz der geographischen Lage, auf ein überraschend vielseitiges Kulturangebot zurückgreifen konnte. Mit anderen Worten: Finnlands Position war nicht in aller Hinsicht peripher; wir hatten die Gelegenheit, viele bemerkenswerte Gastspiele zu sehen.

Es scheint mir motiviert, meine Übersicht mit den Drehorgelspielern, den einfachsten Repräsentanten der mechanischen Musik, zu beginnen. Diese verbreiteten sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts über ganz Europa und spielten ihre Opernmelodien auf Jahrmärkten und Hinterhöfen zum aufrichtigen Entzücken zumindest der Kinder. Gewöhnlich pflegt man sich den Drehorgelspieler als einen dunkelhäutigen Italiener vorzustellen, der mit Hilfe einer ausstaffierten, gelenkigen Meerkatze den Zuschauern auch spannende Karten zum Wahrsagen verkaufte. Diese Vorstellung ist nicht ganz korrekt: als man in den Verzeichnissen der Reisenden in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts begann, auch ambulante Ausländer zu registrieren, merken wir bald, daß die Mehrzahl der frühen Drehorgelspieler in Wirklichkeit von Deutschen gestellt

wurde. Wir stoßen auf Martin Lehmann und Christian Schiemann aus Preußen, Joseph Dalinger aus Württemberg, während Johann Daniel Hoffmann und Heinrich Mahn in den Registern lediglich als Deutsche, ohne nähere Herkunftsbezeichnung, aufgeführt werden.

Diese Personen profilieren sich gewöhnlich nicht als originale Individuen, aber zwischendurch konnte man in dieser Berufsgruppe auch auffallende Talente antreffen. Heinrich Barthold aus Hamburg, dem man 1839–40 in Finnland begegnet, hatte schon Anfang der zwanziger Jahre die Stockholmer mit seinem wohlklingenden, unerhört tragenden Bariton bezaubert. Man bot ihm ein Engagement an der königlichen Oper in Stockholm an, aber Barthold zog das umherschweifende Leben mit seinem Leierkasten vor, zeitweilig mit anderen Artisten aus ganz Nordeuropa einschließlich Rußland zusammenarbeitend.

Die Italiener beginnen offensichtlich erst in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts zu dominieren, und in den folgenden Jahrzehnten nahm ihre Zahl dermaßen zu, daß sogenannte staatserhaltende Kreise gern von einer Landplage sprachen. Auf den Jahrmärkten war der Lärm gewiß auch sonst schon ohrenbetäubend – gleichzeitig schmetterten mehrere Leierkästen, die selbstverständlich nicht nach der geringsten Übereinstimmung strebten.

Von der Drehorgel, dem einfachsten mechanischen Instrument, können wir 1837 den großen Schritt zu Friedrich Kauffmann (1785–1866) aus Dresden nehmen, der ein genialer Konstrukteur automatischer Instrumente war, denen er Namen wie Symphonion, Salpingion, Harmonichord, Chordaulodion, Trompetenautomat usw. gab. Kauffmann gab zwei Konzerte in Turku sowie je drei in Helsinki und Wiborg. Zum verblüffenden Finale ließ er alle verschiedenen Instrumente dasselbe Stück spielen – in bezug auf Koordination eine unwahrscheinliche Leistung. Der junge Zacharias Topelius wohnte einem dieser Ereignisse bei und notierte: „Man glaubte, Virtuosen spielen zu hören." – In diesem Zusammenhang kann ich nicht Jürgen Kämpfs ganz einmalige Sammlung mechanischer Instrumente im finnischen Varkaus unerwähnt lassen, das – weil der Leierkasten in Finnland „Positiv" heißt – als Finnlands „positivste" Stadt wirbt. Hier finden jeden Sommer auch Gastspiele von Drehorgelspielern aus ganz Europa statt.

Zu den frühen, äußerst vielseitigen Musikern gehört auch der sächsische Untertan Johann Friedrich Koch, den wir zwischen 1826 und 1833 zeitweise in Finnland antreffen. Er bearbeitete gleichzeitig sechs Musikinstrumente und sang auch zur Mandoline. Als wanderndes Einmannorchester hatte er wenig Konkurrenz, wenn überhaupt welche. Koch spielte auch in St. Petersburg und Reval.

Ein anderes populäres musikalisches Phänomen – ausgeprägt deutschen Ursprungs – macht sich Ende der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts mit beinahe überwältigender Kraft in Finnland bemerkbar: die Alpensänger aus Tirol und der Steiermark. Die ersten waren der preußische Untertan Joseph Binnes und seine Schwester Sibilla Lazar, beide Schauspieler und vielseitige Artisten. Binnes trat auch, sowohl 1828 als 1836, als Bauchredner und Imitator auf und ahmte eine Menge Tier- und Vogellaute nach. Auch diesmal war Topelius zugegen und notierte: „Er ließ sich als Nachtigall, Kanarienvogel, Dompfaff hören, als Hundewelpe, Pferd, Ente, Fliege und als das ‚kleine Ferkel', so natürlich, daß alle Schweine im Publikum in völlige Extase gerieten."

Normalerweise traten die Tirolersänger im Quartett auf, die Lieder wurden mit der Zither begleitet, Jodeln gehörte zu den regelmäßigen Bravourstücken. Diese familiendominierten Truppen traten bis in die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts zahlreich auf, später galten sie schon als ein bißchen abgenutzt. Die Auftretenden waren gewöhnlich ungeschult und erschienen in authentischen Trachten, die Volkslieder wurden in relativ originaler Weise vorgetragen. Dieses Modephänomen hatte aus finnischer Sicht eine gewisse Bedeutung, insofern als die Tirolersänger unseren eigenen einheimischen Kantelespielern mit ihrem vom Kalevala geprägten Repertoire den Weg bereiteten.

Seit Anfang der 1840er Jahre beginnen sich deutsche Kapellmeister mit Orchestern mehr oder weniger fest in Finnland zu etablieren. Ihre Tätigkeit baute auf eine ältere Tradition, das vielerorts bekannte Amt des Stadtmusikanten, auf. Diese Tätigkeitsform wird, was das Ostseegebiet betrifft, gegenwärtig innerhalb eines von Professor Fabian Dahlström in Turku geleiteten Projekts untersucht.

Zur Sommerzeit benötigte vor allem das populäre Kurbad in Helsinki, das Brunnenhaus, Tafel- und Ballmusik. Eine längere Zeit wirkten hier die Kapellmeister Louis Löwe aus Sachsen (in Finn-

Im Saale des Vauxhalls.

Sonntag den 7 August
finden der einzigen

NATIONAL-, VOCAL- und INSTRUMENTAL-

CONCERTE

statt, ausgeführt von der durch ihre Kunstreisen in Holland, Belgien, Frankreich, England und Deutschland rühmlichst bekannten

Alpensänger-, Zither- und Philomele-Künstler Gesellschaft Haug,

aus dem Oberillerthale im bairischen Hochgebirge, welche die hohe Ehre hatte sich an vielen fürstlichen Höfen mit grossem Beifall hören zu lassen, in ihrem National-Costüm.

Casseneröffnung 6½ Uhr.
Anfang 7½ Uhr.

Entré à Person 50 Cop. Silb.; Kinder die Hälfte.

Die Programme besagen das Nähere.

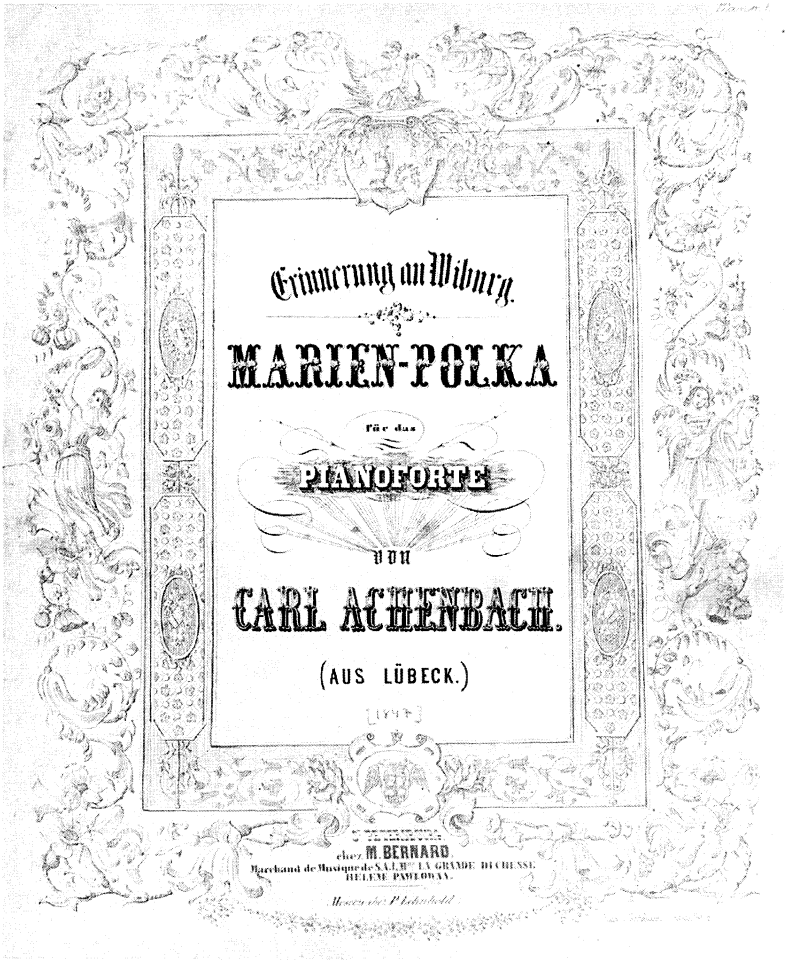
Haugs „Tiroler Musikanten" (Anzeige aus: Wiborg, 5. 8. 1859).

land 1841–45), Christian Gottlieb Hohmuth aus Dresden (in Finnland 1844–48), der ebenso aus Sachsen stammende Johann David Neumann (1813–66) sowie Carl Gottlob Ganszauge (1829–68). Zum Teil gründete sich ihr Finnlandaufenthalt auf hier eingegangene Ehen. Besonders merkwürdig waren Neumanns Schicksale und Verwicklungen, die Anders Ramsay zum Teil in seinen bekannten Memoiren geschildert hat.

Die Verdienstmöglichkeiten waren oft betrüblich. Unterstützung aus kommunalen Mitteln wurde kaum gewährt, und alle denkbaren Engagements mußten berücksichtigt werden. Das bedeutete in der Praktik, daß dieselben Orchester sowohl gastierende Konzertartisten ersten Ranges akkompagnierten als auch zum Tanz aufspielten, sooft sich die Möglichkeit dazu ergab. Eine konsequente Grenze zwischen Unterhaltungsmusik und seriösen Programmen war dabei schwerlich aufrechtzuerhalten, Spezialisierung in die eine oder andere Richtung begann erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts möglich zu werden. Bedingung für die Gewährung kommunaler Unterstützung war oft, daß man des Sommers in den Parks musizierte, wodurch alle Schichten ohne Unterschied die Möglichkeit hatten, das unterhaltende musikalische Angebot zu genießen.

Auf entsprechende Weise verschaffte sich Wilhelm Friedrich Siber (Sieberg 1817–55) eine zentrale Position im Musikleben Turkus. Er besetzte seine Kapelle mit vorwiegend einheimischen Jünglingen und gab damit ein Beispiel, das erst wesentlich später von anderen deutschgeborenen Kapellmeistern nachgeahmt wurde. Sibers Tätigkeit hatte auch andere bemerkenswerte Konsequenzen für das finnische Musikleben. Er ehelichte 1843 Adelgunde Charlotte Wilhelmine Möllhausen (geborene Hintze, 1803–55), die davor mit dem Theatersänger Gottlieb Friedrich Möllhausen, einer abenteuerlichen Existenz mit einem vielseitigen Repertoire einschließlich Jodeln, verheiratet gewesen war.

Adelgundes Kinder aus erster Ehe erwiesen sich als musikalisch sehr begabt. Ihr Sohn Anton Rudolph Möllhausen (Hausen 1824–1903) übernahm Sibers Kapelle und war lange in Turku aktiv. Ihre Tochter Olga Emilia Apollonia (1829–90) heiratete den Musikdirektor Carl Gustaf Wasenius. Aus dieser Ehe ging der sehr bekannte Musikkritiker Karl Fredrik Wasenius hervor. Musikalität war ein wesentlicher Bestandteil der Erbmasse.



Achenbach war 1847 auf der Durchreise durch Wiborg, wahrscheinlich nach Osten. Deutsch bot sich in dieser Situation als Sprache an. Der Verleger des Stücks saß in St. Petersburg, der schöne Druck hingegen wurde in Moskau hergestellt. (Universitätsbibliothek Helsinki).

In Wiborg wurde die Frage eines eigenen Kapellmeisters wesentlich später gelöst. Den Posten besetzte im Frühjahr 1856 Conrad Spohr aus Magdeburg. Unter bedeutenden Schwierigkeiten leitete er elf Jahre lang ein zwölfköpfiges Orchester, das allmählich auch Unterstützung von der Stadt erhielt. Er sorgte für die Musik bei den Veranstaltungen der Tanzgesellschaft, half bei Bedarf bei Vorstellungen des Theaters und war auch für die Konzertreihen verantwortlich, die 1860 eingeführt wurden.

Die Familie Spohr konnte mehrere Plätze im Ensemble besetzen: die Söhne Gustav, Ferdinand und Julius waren, wie auch der Neffe Edvard, bedeutende musikalische Talente. Eventuelle Familienbande mit dem bekannten Komponisten Ludwig Spohr (1784–1859) werden jedoch in keinem Zusammenhang notiert.

Jedenfalls nannte man Conrad Spohr in Wiborg „unseren Strauß", und er führte dort 1859 seine eigene Komposition „Wiburger Ball-Quadrille" auf. Die Mehrzahl der Orchestermitglieder wurden aus dem nahegelegenen St. Petersburg rekrutiert. Die Zusammenarbeit mit dem lokalen Chorleiter und Organisten Hermann Wächter (1818–81) und dem hochbegabten Richard Faltin (1835–1918) verlief, auf gemeinsamer sprachlicher Basis, relativ unproblematisch. Wächter sorgte auch für die Vermittlung von Musikalien. Die entsprechende Tätigkeit, einschließlich dem Verlegen von Noten, übte in Helsinki mit großen Erfolg der ebenfalls in Deutschland geborene Ludwig Beuermann (1822–68) aus.

Conrad Spohr kehrte mit seiner Familie nach Deutschland zurück und verschwindet damit völlig aus unserem Gesichtskreis. Sein Nachfolger wurde Ernst Bernhardt Schnéevoigt, der 1856 nach Finnland gekommen war und vorher eine vielseitige Tätigkeit in Turku, Helsinki, Hämeenlinna und Mikkeli ausgeübt hatte. Sein Engagement in Wiborg dauerte bis 1883, und dort wurde 1872 auch sein Sohn Georg geboren, der später als Orchesterdirigent weit bekannter wurde als sein Vater.

Mit einem Gastspiel Karl Magnus Hinnés erlebte 1869 der Zirkus einen glanzvollen Durchbruch in Helsinki. Das Personal bestand aus 128 Personen, man hatte 68 Pferde mit, und die Musik besorgte Alexander Pollaks 26köpfiges Orchester aus Berlin. Aus heutiger Perspektive klingt so etwas völlig phantastisch – lebendige Musik wird heute nur allzu oft vom Kassettenrecorder ersetzt.

Bei Zirkusvorstellungen ist es jedoch beinahe lebenswichtig, daß die Nummern in der Manege von einem aufmerksamen Kapellmeister genau verfolgt und akkompagniert werden.

Herr Pollak bekam nach einiger Zeit einen energischen Nachfolger in Hermann Kretschmer, ebenfalls aus Berlin, der 1875, zusammen mit 26 Orchestermitgliedern, Gaetano Cinisellis Zirkustruppe nach Helsinki begleitet hatte. Im Jahre 1900 kam der Zirkus Arnaut mit dem Kapellmeister Cäsar Mouton aus Hamburg an der Spitze eines vierzehn Mann starken Orchesters nach Finnland. Mouton ließ sich mit seiner großen Familie in Helsinki nieder, wo er bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 das lokale Zirkusorchester dirigierte.

Teil der Zirkusprogramme waren oft auch musikalische Clowns, die phänomenal geschickt darin waren, in den groteskesten Stellungen und mit ganz unglaublichen Instrumenten hübsche Melodien zu produzieren. Hier trat das deutsche Element weniger hervor, was teilweise darauf beruht, daß auf ständig ambulante Artisten in seltenen Fällen enge Nationalitätskriterien anwendbar sind.

Eine frühe Karriere als Restaurantmusiker machte Carl Otto Meyer aus Hannover (gestorben 1852 in Stockholm), der seit 1839 in Schweden wirkte und 1840–45 auch in Finnland arbeitete. Mit einigen seiner Kinder und Pflegekinder bildete er ein Ensemble, das 1844 im Restaurant Kaisaniemi in Helsinki eine gewisse Aufmerksamkeit erregte. In unserer eigenen Kulturgeschichte bekommt diese Tätigkeit ihre kuriose Dimension, da die Witwe Josephine Runeberg in ihrer wirtschaftlichen Not versuchte, ihren musikalisch begabten Sohn Rudolf (später Sjögren, 1835–91) in Meyers Kapelle unterzubringen, was von unserem Nationaldichter Johan Ludvig Runeberg, dem Stiefonkel des Jungen, energisch verhindert wurde.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beginnen die Restaurants immer mehr eigene Orchester zu engagieren, und auch varietéartige Programme werden allmählich üblich, vor allem in Helsinki. Die Zahl der ambulanten Artisten nimmt in erstaunendem Maße zu, und die günstige Situation wurde noch durch die Tatsache akzentuiert, daß Schweden 1896 den Ausschank von Alkohol bei Varietéprogrammen verbot, was der ganzen Tätigkeit den Boden unter den Füßen wegzog. Finnland war von solchen

Kleinlichkeiten noch verschont, dem Varieté war es in verblüffendem Ausmaß erlaubt zu blühen.

Gewisse zeittypische Einzelphänomene lohnen der Betrachtung. Um die Jahrhundertwende wurden Damenorchester äußerst populär, wie manche Sachkenner meinen, im Übermaß. Überhaupt waren exotische Orchester in bunter Kostümierung beliebt, vorzüglich deutsche, rumänische und italienische. Den Durchbruch für die Damen machten 1889 die „Wiener Schwalben". Sie kamen 1895–96 aufs neu und wurden dank ihrer anmutigen Erscheinung und ihres musikalischen Könnens überaus populär.

Den angetretenen Weg folgten bald das Karlsbader Damenorchester, das Wiener Damenorchester „Donauperlen", die „Wiener Damenkapelle" unter Leitung von J. C. Schwartz, die „Pester Schwalben" und andere. In den Helsinkier Restaurants pflegten gleichzeitig ungefähr ein halbes Dutzend Kapellen zu spielen, und wenn davon fünf von dem schönen Geschlecht bemannt wurden, ging das, fanden die Experten, wirklich zu weit.

In der Regel wurden diese Unternehmen von einem männlichen Kapellmeister geleitet, der die Proben besorgte, den Aufführungen aber aus den Kulissen folgte. Formell führte das hübscheste unter den Mädchen den Takt, schwang den Geigenbogen in der Luft, wenn die Passagen nicht zu kompliziert waren, und nahm mit artigem Lächeln die eventuellen Huldigungen des Publikums entgegen.

Dies, fand man, war ein Unfug, der abgestellt werden mußte, und die Glossenschreiber schlugen die Gründung einer Versicherungsgesellschaft vor, um dem hemmungslosen Umsichgreifen der Damenorchester Einhalt zu gebieten. Die Proteste hatten wenig Erfolg, neue Unternehmen waren die Wiener Damenkapelle „Rauscher", die „Damenkapelle Richter", das Wiener „Damenorchester Donauweibchen", die „Wiener Elite-Damenkapelle Serpek", das „Wiener Damenorchester Helly", das „Wiener Damenorchester Baum" usw. – die Liste ließe sich fast ins Unendliche fortsetzen.

Auch einzeln auftretende Artisten, Gesangssolisten, Coupletsänger, Trommler, Frauenimitatoren usw. trifft man fast im Überfluß an. Beinahe alle sind sie, auch die erfolgreichsten, heute total vergessen. Ein paar der populärsten unter ihnen mögen als Einzelbeispiele aus der großen Auswahl dienen. Eine der charmantesten unter den singenden Primadonnen war Annette Teufel, sowohl was

ihre äußere Erscheinung als auch ihre Gabe, das Publikum zu nehmen, betraf. Auch ihre Toiletten waren ausgesucht. Ihr Engagement auf der Brunnenhaus-Bühne in Helsinki dauerte ungewöhnlich lange, über einen Monat im Sommer 1895, und ihr Ruf wurde durch einen außerordentlichen Erfolg davor in Stockholm begründet. Die Tournee ging dann weiter nach Rußland.

Wiener Couplets wurden mit ungewöhnlicher Bravour von Ludvig Tellheim vorgetragen, der mit seiner Gattin Paula 1891, 1892 und 1895 in Helsinki gastierte; dazwischen besuchte man u. a. Wiborg. Seine Texte waren selbstverfaßt, und seine Komik galt als unbezahlbar, ohne daß er sich je zu geschmacklosen Witzen herabgelassen hätte, seine Stimme war vortrefflich und die Artikulation äußerst deutlich. Bessere Nummern konnte man, wie es in den Zeitungskommentaren heißt, auf einer Varietébühne kaum bieten. Auch Paola Menottis Wiener Chansons waren außergewöhnlich eindrucksvoll; neben Teufel galt sie als die absolute Spitze unter den Gesangsartisten im hiesigen Brunnenhaus während des Sommers 1892.

Der erfolgreichste Coupletsänger aller Zeiten in Helsinki war zweifelsohne der junge, legendäre Schwede Sigge Wulff im Sommer 1891. Einen zweiten Platz nahm mit Abstand der Hamburger Friedrich Markow ein, der den halben Sommer 1895 im Brunnenhaus auftrat und die ungeteilte Gunst des Publikums gewann. In gewissem Maße mag dies natürlich damit zusammenhängen, daß zur selben Zeit keine anderen großen Stars die Bühne betraten, aber Markow war zweifellos sehr geschickt, er artikulierte deutlich und brachte das steife finnische Publikum dazu, bei den Refrains mitzusingen. Gewissermaßen seine Kennmelodie war das Couplet „Ach Amanda", nach dem immer wieder „da capo" gerufen wurde. Markow kam im Herbst 1896 wieder nach Helsinki, und diesmal wurde besonders die Reichhaltigkeit seines Programms unterstrichen, auf welchem ständig neue Lieder standen. Man fand, noch nie zuvor einen so vielseitigen Varietéartisten erlebt zu haben.

Ein günstiger Faktor war zweifellos, daß man in Helsinki gewohnt war, Deutsch auf der Bühne zu hören; die Texte wurden vom Publikum ohne anstrengende sprachliche Hindernisse verstanden. Deutsche Operetten wurden, außer auf Schwedisch, oft auch im Original gesungen. Französische und englische Artisten hatten da eine wesentlich schwierigere Ausgangslage, ihre Witze und Nuancen wur-

Г:г военнымъ и ихъ дамамъ, вдовамъ и дѣвицамъ, холостымъ мущинамъ и проѣзжающимъ билеты будутъ продаваемы у Г-на В. Гакмана. Мущины платятъ за билетъ по 80 и дамы по 30 коп. сер.

Начало каждаго бала въ 8 часовъ вечера. Г. Выборгъ 1 (13) Октября 1856. г.

Julgran.

TISDAGEN före Jul, den 23 December uppstaller undertecknad i societetshusets salong en stor julgran. Tillika erhålla alla besökande, såväl herrar som damer och barn, en genom lottdragning dem tillfallande vinst och anser jag mig, i följd af den ditt jag anvandt vid arrangerandet af denna fest, för berättigad att emotse ett talrikt besök.

Entrée för herrar 1 rub. 50 kop.
„ „ Damer — 75 „
„ „ Barn — 50 „

Frans Ehrenburg.

Weihnachtsbaum.

DIENSTAG vor Weihnachten, den 23 Dezember, wird der Unterzeichnete im Societäts-Saale einen grossen Weihnachtsbaum ausstellen. Zugleich erhält sowohl jeder Herr und Dame als auch die Kinder einen ihnen durch das Loos zufallenden Gewinn, und berechtigt mich die auf dieses Fest in jeder Hinsicht verwandte Mühe zu der Hoffnung eines recht zahlreichen Besuches.

Entrée für Herren 1: 50.
„ „ Damen — 75.
„ „ Kinder — 50.

Franz Ehrenburg.

JUL-EXPOSITION

öppnas den 22 dennes hos

F. S. Sillström.

Mit hoher Obrigkeitlicher Bewilligung

wird die

ZWEITE QUARTETT-SOIRÉE

in welcher Fräulein W. v. Toll die Güte haben wird mitzuwirken,

Sonntag den 21 December 1856

im Societäts-Saale stattfinden.

PROGRAMM.

1. Quartett in Es von J. Haydn.
2. Lied von Stighelli "Die schönsten Augen." Gesungen von Fräulein W. v. Toll.
3. Quartett in D von Mozart 1:r und 2:r Satz. (Allegro und Adagio).
4. Cavatine von Rossini aus der Oper der Barbier von Sevilla. Gesungen von Fräulein W. v. Toll.
5. Quartett in D von Mozart 3:r und 4:r Satz. (Menuett und Finale).

Billette à 40 kop. s:r und Familienbillette für 5 Abende zu à 3 rub. 50 kop. sind bei Herrn J. Alfthan und Abends an der Casse zu haben.

Der Anfang ist präcise um 7 Uhr.

Der Quartett-Verein.

Trollkarlen Le Tort

gifver å härvarande teater, Söndagen den 21 dennes kl. ½ till 7 e. m., sin första representation, hvarvid de mest briljanta, här aldrig förr sedda konststycken komma att förevisas i trenne afdelningar. Biljetter till vanliga priser säljas i teaterns biljettkontor representationsdagen från kl. 10 f. m. till 2 e. m. samt från kl. 3 e. m. till representationens slut. Det vidare genom affischer. Wiborg, den 18 December 1856.

Le Tort.

☞ Den till Annan dag Jul annonserade föreställningen uppskjutes af förekommen anledning till den 27 dennes eller tredje dag Jul.

GESANG-VEREIN.

Eingetretener Hindernisse halber wird die auf Montag den 22 Dec. verabredet, Zusammenkunft bis auf weiteres aufgeschoben.

Tillvaratagaren af trenne hvita gäss, hvilka i början af veckan förkommit, uppmanas härmedelst att, emot tacksam vedergällning, derom anmäla å stadens Poliskammare.

Förloradt.

Den som på slutbalen på Hôtel de Vibourg, Måndagen den 15 dennes, tillvaratagit 2:ne svarta fruntimmers-sidenmantiljer, den ena kantad med såkallade galler, den andra med breda svarta fransar, vare af den godheten att återlemna desamma å nya Stadsapotheket.

Wiborg, tryckt hos J. Alfthan, 1856.

Imprimatur J. F. Palmgrén.

Die Vielfalt und Vielsprachigkeit des Musik- und Kulturlebens im alten Wiborg verdeutlicht diese Annoncenseite (Ausschnitt) aus der Zeitung „Wiborg“ (19. 12. 1856).

den nicht spontan begriffen, und sie waren, um anzukommen, gezwungen, ihre Ausdrucksweise einfacher, vielleicht sogar ärmer, zu machen.

Ganz abweichende, originale Talente stellte der deutsche Klavierhumorist Otto Lamborg zur Schau; er wird beiläufig in den Nachschlagewerken tatsächlich als der Erfinder seines Genres erwähnt. Neben einer phänomenalen Musikalität hatte er ein ungeheures Gedächtnis für verschiedene Melodien, und er lieferte auf Bestellung Kombinationen und Übergänge in verblüffender Menge. Die Stimmung bei ihm war durchgehend gemütlich, und sein Sinn für Humor, der in musikalischen Zusammenhängen nicht gerade oft blüht, steckte in höchstem Maße an. Lamborg besuchte Helsinki und Wiborg 1883 und Helsinki noch einmal 1905.

Diese verstreuten Beispiele dürften bestätigen, in wie großem Maße das finnische Musikleben von deutschen Kapellmeistern, Gesangssolisten und allerlei Fachleuten beeinflußt und verstärkt wurde. Auffallend viele Musiker ließen sich dazu verlocken, in Finnland zu bleiben, und ihr Einsatz wurde fortlaufend und beständig. Ich könnte meine vorläufige, unterhaltungsmusikalisch ausgerichtete Übersicht noch mit einer großen Zahl weniger leuchtender oder originaler Talente komplettieren.

Der sehr fest gegründete Einfluß deutscher Künstler auf das finnische Musikleben brach mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs im Sommer 1914 jäh ab. Mit Bestürzung gewahrten wir, daß Finnland als russisches Großfürstentum zu den kriegsführenden Nationen zählte. Zwar wurden militärische Einsätze zum Glück nicht aktuell, aber mit kurzer Vorwarnung wurden alle deutschen Staatsangehörigen ausgewiesen. Finnlands Musikleben war eine Zeitlang mehr oder weniger gelähmt.

Entstandene Lücken in den Reihen mußten mit einheimischen Kräften oder mit Engagements aus Schweden oder Rußland gefüllt werden. Nach einer Übergangszeit kam es allmählich zu einem angemessenen Gleichgewicht, was gewissermaßen durch die Tatsache erleichtert wurde, daß viele Deutsche im Laufe der Jahre die finnische Staatsbürgerschaft angenommen hatten. Aber zweifellos waren die fruchtbaren Verbindungen mit Mitteleuropa brutal abgebrochen worden, wodurch so einflußstarke Kontakte sich nach den Kriegsjahren schwerlich wieder knüpfen ließen.

Mit der finnischen Unabhängigkeit wurde die russische Grenze gesperrt, und danach war Finnland auf lange Zeit betrüblich peripher. Aus dieser Perspektive gesehen erscheint unser 19. Jahrhundert mit seinen unerhört lebhaften internationalen Kontakten als recht einmalig und spannend. Auch heute noch finden wir hier viele nachahmenswerte, inspirierende Züge. ■

Aus dem Schwedischen von Gisbert Jänicke

Weiterführende Literatur:

Hirn, Sven: „Ekot från alperna" in: Historiska och litteraturhistoriska studier 52. Helsingfors 1977 (Skrifter utgivna av Svenska Litteratursällskapet i Finland; 474), S. 343–368.

Hirn, Sven: Populaarimusiikki Suomessa. Manuskript 1994.

Avo Hirvesoo

Ein Kulturkontakt in extremen Verhältnissen

Dr. Helmut Wirth als Musikleiter des „Landessenders Reval" 1943–45

Die intensivsten Entwicklungen der Kultur haben in der baltischen Region gewöhnlich in den Friedenszeiten stattgefunden. Obwohl längere Friedensperioden in der baltischen Geschichte selten vorgekommen sind, kann man sie trotzdem finden. Hervorheben sollte man das 17. Jahrhundert, während dessen hier die schwedischen Könige herrschten und große Aufmerksamkeit besonders der Entwicklung der Bildung geschenkt wurde. Traditionsgemäß war damals die Kultursprache der baltischen Länder Deutsch, so wie auch früher und ein paar Jahrhunderte später. Die nächste stabilere Periode kann man vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zum letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts beobachten. In dieser Zeit haben sich hier zwischen den Völkern der verschiedenen Länder auch lebendige Kulturkontakte abgespielt, die sich sowohl in der Verbreitung von Bildung, Religion, Künsten und aufklärenden Ideen als auch in einem immer größeren Streben der gesellschaftlichen Denkweise in eine demokratischere Richtung offenbart haben.

Um sich frei entwickeln zu können, benötigt eine Gesellschaft immer breitere Kontakte sowohl in der Wirtschaft und in der Gestaltung der politischen Denkweise als auch in der Kultur. Mit Hilfe dieser Kontakte bilden sich auch gesellschaftliche Sympathien und Antipathien aus, aufgrund derer auch Vorstellungen von „freundlichen" und „feindlichen" Kulturen für eine bestimmte Region entstehen und sich festigen.

Da das estnische Volk jahrhundertelang den Status der unteren Klasse innehatte und auch die herrschende Klasse dies ihm vorwiegend durch die Religion – als gottgewollt – eingeprägt hatte, fand unvermeidlich ein Verkapseln des Volkes in sich statt, um das weni-

ge Eigene zu bewahren, das von der früheren Geschichte an von Generation zu Generation vererbt worden war (heidnische Sitten, Volkstraditionen, Volkslied). Deshalb war es kein Wunder, daß die im vorigen Jahrhundert hier wirkenden Sammler des Volksschaffens gut erhaltene Lieder, religiöse Überzeugungen, Sagen vorgefunden haben. In bezug auf diese Sammlungen kann man das heutige Estland und die Esten zu den reichsten im ganzen Europa zählen.

Dieses Volk war jahrhundertelang fremden Völkern unterworfen gewesen, weshalb es kein Wunder war, daß man sich gegenüber allen anderswoher gekommenen Erscheinungen mit großem Mißtrauen verhielt. Auch alle möglichen extremen Situationen haben dieses Mißtrauen vertieft, vorwiegend natürlich die Kriege, deren primäre Schwierigkeiten wieder die Vertreter des niedrigen Volkes (estnische Bauern) getragen haben. So war man auch in denjenigen Fällen widerborstig, in denen die aus der Ferne gekommenen Ideen vielleicht die Lebensverhältnisse des Volkes verbessernd oder in die Zukunft blickend gewesen wären. Das Volk war sich ja hierzulande durchaus aller Schandtaten bewußt, die die höhere Gesellschaft hier vollbracht hatte oder zu vollbringen beabsichtigte.

Im Nordischen Krieg Anfang des 18. Jahrhunderts kam ein großer Teil der hiesigen Bevölkerung ums Leben. Das Land war leer geworden. Einer meiner jetzigen Kollegen kann zum Beispiel seinen Stammbaum erst für die Zeit nach dem Nordischen Krieg verfolgen – ab dem Vorfahren, den ein baltischer Baron aus einem Dorf hinter dem Peipussee von einem dortigen Baron für zwei Jagdhunde gekauft hatte. Zeugt diese Tatsache mehr von Menschen- oder Hundekultur? Balthasar Rüssows Livländische Chronik („Chronica Der Prouintz Liffland...", 1578) ist voll von etwas mehr extremen Beispielen dafür, was die fremden Völker am hiesigen Volk vollbracht haben.

Aber Probleme gab es auch anderswo in Europa.

Als die Hugenotten Frankreich verlassen mußten und sich in die anderen europäischen Kulturen zerstreuten, gelangte ein Teil von ihnen auch in das deutsche Sprachgebiet. Von da kamen ihre Kinder und Kindeskinder auch nach Livland wie zum Beispiel einer der hervorragendsten Komponisten hierzulande in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Johann Friedrich de la Trobe (1769–1845). Durch seine zahlreichen Werke haben während eines halben

Jahrhunderts sowohl die französische als auch die deutsche Denkweise in der Poesie und Musik unsere Kulturlandschaft beeinflußt, die in den hiesigen härteren Klimaverhältnissen auch ein etwas rauheres Gesicht erhalten hat. Der Todestag de la Trobes, der in Tartu starb, jährte sich Ende 1995 zum 150. Mal

Als schon der Hauch des Zweiten Weltkriegs in der Luft zu spüren war, zogen aus Estland nach Deutschland (darunter in die sog. „Ostgebiete") zusammen mit den Deutschbalten auch viele ethnische Esten, die sich einen deutschstämmigen Vorfahren erfunden hatten. Die damaligen Auswanderungen waren ziemlich extrem und für einen großen Teil gar nicht freiwillig. Die Beteiligten selbst haben sie später sogar eine „diktierte Deportation" genannt (W. Bergengruen). Unter den damaligen Auswanderern gab es viele gute Musiker, von denen einige auch heute in Deutschland wohnen, als gute Deutsche und gar nicht schlechte Esten.

Der Zweite Weltkrieg ist vielleicht die extremste Erfahrung, die der Menschheit bisher zuteil geworden ist. Estland wie auch die anderen baltischen Länder haben damals ihre Selbständigkeit für ein halbes Jahrhundert verloren. Angefangen hat es für uns mit verschiedenen Okkupationen, aus denen eine Auswahl zu treffen (wenn eine solche Möglichkeit überhaupt gegeben gewesen wäre) schon an und für sich ein Nonsens gewesen wäre. Oder zwischen wem hätte man eigentlich wählen müssen? Die nationale Erfahrung und das Gedächtnis sagten den Esten sowieso, daß die mehr als 500 Jahre deutsche Oberherrschaft (anfangs die des Deutschen Ordens) keineswegs besser war als die 200jährige russische, die sie immer als Leibeigene derselben deutschsprachigen Gutsherren erfahren hatten! In diesen Verhältnissen über Kulturkontakte im breiteren Sinne zu sprechen, wäre schon an und für sich ziemlich perspektivlos (Ausnahmen kamen auch hier vor). Da sich aber das 20. Jahrhundert so sehr von seinen Vorgängern unterscheidet, sind in diesen Kriegsjahren auch mehr Ausnahmen vorgekommen – vorwiegend auf der rein menschlichen und professionellen Ebene. Diese Ausnahmen, in denen auch das Element wirklicher Freundschaft nicht fehlte, wußten die Esten hoch zu schätzen.

Im folgenden möchte ich über eine angenehme Kontaktperson im Kulturbereich berichten, die seit den Tagen des Zweiten Weltkrieges im Gedächnis der Esten geblieben ist.

Im Juli 1941 rollte die Front über Estland. Im August waren die ersten Zeichen vom Weiterrücken der Front schon sichtbar. Nur in der Umgebung von Narva gab es noch heftige Kämpfe zwischen den Gegnern. Dabei gab es auch mehr Opfer als bisher, und die traurigen Nachrichten trafen auch bei estnischen Familien ein.

In einer dieser Schlachten wurde Dr. Helmuth Wirth verwundet, ein 29jähriger Musikwissenschaftler und Komponist aus Hamburg.

Die Zeitung „Eesti Sõna" veröffentlichte am 27. Juli 1943 die folgende aus dem Deutschen übersetzte Nachricht unter dem Titel „Wechsel auf dem Posten des Leiters der Musikabteilung im Landessender Reval". Da stand:

„In diesen Tagen verließ Reval der bisherige Leiter der Musikabteilung beim Landessender Reval Dr. Brunold Schneider. Dr. Schneider, der wie bekannt, der Autor der Fanfaren für die Soldatenstunden des Landessenders und des populären ‚Revaler Postillons' ist, hat während seiner Tätigkeit in Reval noch andere bemerkenswerte Werke komponiert. Hier wollen wir die Begleit- und Ballettmusik zu dem Märchenspiel ‚Die verzauberte Weidenflöte' von Gert Helbemäe hervorheben/.../.

An Stelle von Dr. Schneider hat die Leitung der Musikabteilung beim Landessender Reval Dr. Helmuth Wirth, der bisherige Leiter der Abteilung Musik beim Sender Kauen, übernommen.

Dr. Wirth, der mit bemerkenswerter Energie die Musikprogramme des Senders Kauen gestaltet hat und der mit persönlichem Vorbild sowohl auf dem schöpferischen als auch interpretierenden Gebiet des Musiklebens im ganzen Generalkomissariat Litauen bedeutende Resultate erzielt hat, ist in Reval vor Wochen eingetroffen.

Dr. Wirth ist in unseren Musikkreisen bereits durch seine Sololieder bekannt. So hat z. B. die Sängerin Maria Wolf kürzlich in einer Solistenstunde des Landessenders Lieder von Dr. Wirth zum Vortrag gebracht.

Auch hat Dr. Wirth Kammermusik und sinfonische Werke komponiert. Wir nennen hier die Sonate für Flöte und Oboe, ein Quintett für Blasinstrumente und die ‚Goldoni-Suite' für Kammerorchester. In der genannten Suite hat Dr. Wirth Inspiration aus Schauspielen des berühmten italienischen Bühnenschriftstellers schöpfend die Bühnentätigkeit Goldonis charakterisiert, indem er die Gedankenkette des Schriftstellers in ein musikalisches Gewand gekleidet hat.

Neben seiner schöpferischen musikalischen Tätigkeit hat Dr. Wirth Artikel über gewisse Tagesprobleme geschrieben. Auch stammt das Buch ‚Joseph Haydn als Dramatiker' von Dr. Wirth.

Seine oben erwähnte ‚Goldoni-Suite' wurde auch im Sender Reval gespielt, in der Direktübertragung am 10. Januar neben der 5. Sinfonie von F. Schubert. Roman Toi dirigierte das Orchester. Wie er später bestätigte, war es gar nicht leicht, vom Autor dieses Notenmaterial zu erhalten."

Hier sollte man zur Präzisierung vielleicht hinzufügen, daß Dr. Wirth am 3. Februar 1942 nach Kauen [Kaunas] überwiesen wurde

und die amtliche Überweisung nach Tallinn erst am 2. Juni 1943 erfolgte. Daß seine Überweisung nach Tallinn auch in Berlin für wichtig gehalten worden ist, davon zeugt der Brief vom Gruppenleiter Rundfunk in der Abteilung Ost beim Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda, datiert vom 9. September 1943. Am Ende des Briefes steht: „Es kommt hinzu, daß Herrn Dr. Wirth in Reval noch eine wesentlich größere Möglichkeit zur Arbeit gegeben ist, da das kulturelle Leben dort eine wesentlich höhere Bedeutung hat."

Während seiner mehr als ein Jahr dauernden Tallinner Zeit spielte Dr. Wirth eine bedeutende Rolle auch im estnischen Konzertleben. Er veröffentlichte unter seinem Namen in den in Estland erscheinenden Zeitungen mehrere längere Musikbeiträge. Unter dem Pseudonym Wolfgang Cornelius schrieb er in der „Revaler Zeitung" auch ca. zehn Konzertrezensionen. Im Vorwort der Broschüre „Revaler Konzerte 1943–44" sieht er in der bevorstehenden Konzert- und Rundfunksaison genügend Raum für die estnische Musik und sagt zum Schluß:

> „Die estnische Musik ist im neuen Programm durch öffentliche Aufführungen und Sendungen ausgiebig vertreten. Erstmalig findet im Rahmen der ‚Orgeltage' eine Kammermusik-Veranstaltung mit ausschließlich estnischen Werken statt. Auch in dem Kammermusik-Zyklus und den Orgel-Feierstunden sind die Werke estnischer Tonkünstler zu hören. Zum 60. Geburtstag von Juhan Aavik wird seine ‚Estnische Trilogie' uraufgeführt, eine andere Sendung ehrt die vor wenigen Jahren gestorbene Komponistin Miina Härma, die sich vor allem durch Chorlieder einen Namen gemacht hat. So ordnet sich die estnische Musik in den ewigen Strom europäischer Musik ein."

Tatsächlich waren die Konzertprogramme der Kriegsjahre in ganz Estland sehr inhaltsreich und günstig sowohl für die estnische Musik als auch für die Interpreten durch die ihnen angebotenen Auftrittsmöglichkeiten. Viele konnten zur Weiterbildung und auf Konzertreisen nach Polen, Deutschland, Österreich, Ungarn fahren. Da in den Kriegsjahren die Tallinner Tonaufnahmetechnik größtenteils vernichtet wurde, fuhr man nach Berlin, um auch Ton- und Schallplattenaufnahmen zu machen. Leider fehlen aber bis heute die Angaben, welche davon noch in Deutschlands Archiven vorhanden sind. Auch die folgenden Auszüge aus Dr. Wirths Briefen an seine Gattin Frau Ingeborg Wirth bestätigen das oben

Erwähnte sowie auch die Tatsache, daß seine Beziehungen zur estnischen Musik während der Tallinner Jahre ziemlich schnell zu den engsten Kontakten führten, die er lange Jahre aufrecht erhielt, auch noch dann, als er wieder beim Hamburger Sender als der Leiter der Abteilung Kammermusik arbeitete. Noch nach dem Krieg veranstaltete er beim Hamburger Sender Tonaufnahmen mit estnischen Exilinterpreten, von denen der größte Teil bis zur heutigen Zeit aufbewahrt worden ist. Dr. Helmuth Wirth starb am 2. Februar 1989 in Hamburg.

Da nur wenige dokumentarische Quellenmaterialien über das estnische Musikleben in den Kriegsjahren erhalten geblieben sind, muß man Dr. Wirths Briefe an seine Frau besonders hoch schätzen. Er ist ein emsiger Schreiber gewesen (insgesamt ca. 300 Briefe!) und hat unmittelbar seine Kontakte und Meinungen von den Esten, der estnischen Musik und derer Lage mit seiner Frau geteilt. Die letztere Tatsache macht aus ihm zugleich einen Chronisten des estnischen Musiklebens in den Kriegsjahren. Die hier folgenden kommentierten Briefauszüge hat Frau Ingeborg Wirth selbst ausgewählt.

7. Juli 1943.

Heute kam mein Stellvertreter, Herr Holm[1]*, von einer Deutschlandreise zurück. Er ist seit 14 Jahren beim Sender Reval, spricht fließend Deutsch und ist sehr kultiviert. Überhaupt sprechen meine Mitarbeiter samt und sonders ein einwandfreies oder nahezu fehlerloses Deutsch: das beste Zeichen für ihre Intelligenz.*

Meine Referenten heißen Holm, Härm, Miller, Pirk und – dieser Name freilich mehr estnisch-finnisch – Koni.

13. Juli 1943.

[...] Gestern Abend hatte ich meine erste Besprechung mit Herrn Olaf Roots[2]*, dem ersten Kapellmeister des Senders. Es handelt sich um die Winterprogramme für die öffentlichen Konzerte. Da wir beide in den meisten Fällen die gleiche Auffassung hatten, ist als Hauptwerk Schuberts siebte Sinfonie vorgesehen. Dazu soll das Violinkonzert von Bruch gespielt werden.*

Wahrscheinlich heute werden wir die anderen Programme besprechen. Herr Roots ist übrigens mein direkter Nachbar. Er wohnt Tatarenstraße 6,

Wohnung Nr. 4, während ich Nummer 3 innehabe. Demnächst wird er nach Salzburg fahren, um bei Clemens Krauss einen Kursus zu absolvieren. Auch die Konzertmeisterin fährt zu einem Kursus zu ihrem früheren Lehrer Váša Prihoda nach Salzburg. [...]

Ich habe einen estnischen Komponisten kennengelernt und zwar den meines Wissens nach bedeutendsten, Tubin[3]*. Er ist ein ziemlicher Modernist, hat sich allerdings in der letzten Zeit freigemacht von gewissen Krämpfen. Wir hörten zusammen eine Magnetofonaufnahme seiner 3. Sinfonie, die wirklich großartig ist. Dann spielte der Dirigent Roots eine ihm gewidmete Klaviersonate desselben Komponisten vor. Da muß ich sagen: „Hut ab, der Kerl kann was." So habe ich an diesem Tage wieder allerhand neue Eindrücke gesammelt. [...]*

14. Juli 1943.

[...] Gestern Nachmittag hatte der Sender Reval einen großen Tag. Zum ersten Mal ging eine Sendung als „Schöne Musik zum späten Nachmittag" über den Deutschlandsender. Leider waren viele Musiker krank, so daß Aushilfemusiker eingesetzt werden mußten, die besonders in Schumanns Manfred-Ouvertüre störten. Interessanterweise hatte uns Riga ungenügende Angaben übermittelt und regte sich heute künstlich auf. Meyer-Goldenstädt[4] *und ich wissen, woher der Wind da weht und werden wohl zum Gegenschlag ausholen. Im allgemeinen hat die Sache musikalisch gut geklappt, mit den oben genannten Einschränkungen. Heute spielt das Orchester wieder für Riga und war recht gut in Form. An sich macht es wieder viel Freude hier zu arbeiten. Die Widerstände, die eventuell auftreten können, werde ich diplomatisch zu lösen suchen. Gespannt bin ich auf die Fahrt nach Hapsal am 25.7. Es geht morgens um 6 Uhr los.*

19. Juli 1943.

[...] Interessant, heute morgen rief ich beim Propagandaamt vom Generalkonsulat an, um von ihm seine Vorschläge für diese Sinfoniekonzertlisten zu bekommen. Er meinte, ich möchte doch zu ihm kommen. Er will mich offenbar genauso einwickeln wie Dr. Schneider, dem ja gerade eine gewisse Haltlosigkeit zum Vorwurf gemacht wurde. Ich parierte den Hieb sofort, indem ich sagte, daß ich leider gar keine Zeit hätte und ihn bei mir erwarte, damit wir gleich mit Herrn Meyer-Goldenstädt die Sache besprechen könnten. Er meinte, für jedes Konzert hätte er schon einen Solisten. Da machte ich ihn darauf aufmerksam, daß ich die Solisten für die

Konzerte auswähle. Na, ich bin gespannt, was er nun denkt. Meyer-Goldenstädt habe ich verständigt, er ist ganz meiner Meinung. Eben kommt der Zeitungsreferent des Senders und will von mir Angaben über alles, was mit meinerTätigkeit zusammenhängt, um mich durch die estnische Zeitung mit seinen Landsleuten bekannt zu machen. Da Meyer-Goldenstädt damit einverstanden war, konnte ich ihm die Sache mit gutem Gewissen überlassen. [...]

22. Juli 1943.

[...] Gestern hatte ich meinen ersten Bunten Abend, der ein großer Erfolg war. Sogar Herrn Meyer-Goldenstädt hat es ausgezeichnet gefallen. Praktisch war ich nur für die Programmzusammenstellung verantwortlich. Meine estnischen Stellvertreter zeichneten für die Durchführung. Morgen wird wohl eine Besprechung darüber erscheinen, die ich Dir mitschicke. Gestern abend lernte ich auch Doktor Brinkmann[5] von der „Revaler Zeitung" kennen, der mich aus meinen Aufsätzen schon kannte und Wert auf meine Mitarbeit legte. Ich werde einmal sehen, ob ich ihm ein paar alte Sachen geben kann, durch die ich keine Arbeit habe, denn im Moment komme ich nicht zum Schreiben. Höchstens zu Verdis Geburtstag, der ja meiner ist. [...]

Hier folgt zwischen den Briefen eine kleine Pause. Frau Ingeborg Wirth fuhr im August zu ihrem Mann nach Tallinn und beabsichigte, hier für eine längere Zeit zu bleiben. Da aber die Lage an der Front immer angespannter wurde und man in Tallinn bald immer öfters Bombenangriffe zu erwarten hatte, wurde den Angehörigen der Reichsdeutschen empfohlen, Estland schnell zu verlassen. Frau Ingeborg Wirth verließ Tallinn Mitte Januar 1944.

20. Februar 1944.

[...] Am Freitag mußte ich nun allein ins Sinfoniekonzert. Im Konzert gab es César Francks „Wilden Jäger" nach der Ballade von Gottfried August Bürger, Beethovens schönstes Klavierkonzert Es-Dur, freilich auch sein schwerstes, mit dem sich Hilma Nerep[6], die Tochter des Dirigenten[7] des Konzerts, sehr gut einführte. Zum Schluß hörten wir Tschaikowskis 6. Sinfonie, ein seelisch hochbedeutsames Werk, das aber irgendwie sehr niederdrückend ist. Am nächsten Sonntag ist wieder eine Parteifeier, die gemäß des Programms von unserem Orchester ausgestaltet wird. Wahr-

scheinlich kommen einige Sätze aus der ersten Sinfonie von Brahms – Vorschlag der Partei – zu Gehör, obwohl Adolf den Brahms gar nicht mag. Am Dienstag spielt dann Erik Then-Bergh. Daß auch Margarete Teschenmacher hier war, schrieb ich Dir wohl. Sie soll einen beispiellosen Erfolg gehabt haben. Auch Arthur Rother, der anstelle von Schulz-Dornburg das Sinfoniekonzert leitete, soll fabelhaft gewesen sein. Schade, daß wir ihn nicht hören konnten. [...]

22. Februar 1944.

[...] Gestern abend haben wir nun die ersten Kompositionen geprüft. Lediglich das Werk von [Artur] Kapp[8] *konnten wir nicht besprechen, da es derart schwer ist, daß selbst Herr Roots machtlos vis-à-vis stand. Und das will schon was heißen. Heute abend spielt nun Erik Then-Bergh. Anschließend ist kleines Fest in den „Hanseaten". [...]*

23. Februar 1944.

[...] Gestern war ein Konzert, das heißt es fing an. Dann gab es Alarm. Wahrscheinlich, weil der Russe spitz gekriegt hatte, daß hier eine Menge Transportschiffe angekommen waren. Bomben sind nicht gefallen. Nun waren wir doch in den „Hanseaten" eingeladen, wo wir dann einen netten Abend verbrachten. Herr und Frau Roots waren auch da. Nachdem wir uns eine Zeitlang gütlich getan hatten, meinte Herr Roots, ich solle doch noch mitkommen zu Professor Eller[9]*, wo sich auch Herr Tubin befinde, dessen Ballett „Kratt" („Der Schrat") hier am 24. Februar herauskommen soll. Gesagt, getan. Wir zogen los und kamen um 12.15 Uhr dort an. Bis 3 Uhr haben wir getagt. Seine reizende Frau hat mir dann die Handlung des Balletts erklärt. Ich war in der Gesellschaft der einzige Deutsche. [...]*

25. Februar 1944.

[...] Gestern abend war das Ballett von Tubin. Das Libretto stammt von seiner Frau, einer jungen Schauspielerin oder Ballettmeisterin. Es ist sehr grauslig, und ich konnte mich nicht enthalten, der reizenden Frau folgendes Kompliment zu machen: „Eine so charmante Frau und ein so grausames Sujet." – Na, wir haben furchtbar gelacht.

Die Aufführung war ausgezeichnet und wurde freilich durch einen kurzen Alarm unterbrochen, der aber nicht uns galt, aber es war nichts los. Demnächst werde ich mir das Werk noch einmal ansehen. Tubin ist schon ein sehr starker Musiker, der noch einmal von sich reden machen wird. Und

es sollte mich freuen, wenn ich etwas zu seiner Förderung tun könnte. Neulich bei der Prüfung der Kompositionen fiel das auch wieder ganz eklatant in die Augen, bzw. in die Ohren. Die Komposition von [Juhan] Aavik hingegen war wirklich die dümmste unter allen Sachen. Nun opponieren manche gegen meinen Vorschlag, Tubin das höchste Honorar auszuzahlen (6000,–), Eller und Kapp je 5000,– und Aavik 4000,–, doch ich bin gegen einen Kompromiß in dieser Beziehung. Man merkt deutlich, daß Aaviks Musik durchaus von zweiter Hand ist und einer eigenen Note, jedenfalls in den großen Formen, ermangelt. Herr Roots, Dr. Weiß, Oberinspektor Schar sind durchaus meiner Meinung. Herr [Vardo] Holm teilt meinen Standpunkt nicht. Er fürchtet Aavik zu beleidigen, wenn er ihn an letzte Stelle setzt. [...]

7. März 1944.

[...] Gestern abend hatten wir Kammermusik. Es war sehr schön bis auf das Trio von [Artur] Lemba[10]*. Ich habe heute Herrn Holm den Kopf gewaschen, weil er mir seinerzeit das Stück vorgeschlagen hat. Während meines Urlaubs waren die Musiker bei ihm, um ihn zu bitten, das Stück rauszunehmen, weil es eben so dünn war. Er verweigerte das. [...]*

10. März 1944.

[...] Heute nur ganz kurz die Nachricht, daß es mir gut geht. Meine Arbeitsstätte ist zerstört. Wir in der Tatarenstraße haben unberufen Glück gehabt. Außer ein paar Fensterscheiben ist nichts kaputt. [...]

11. März 1944.

[...] Hier ist natürlich alles ein wenig durcheinander. Doch wir senden schon wieder. Das schöne Estonia-Gebäude völlig „ei ole“[11]*. Einige Räume, die noch einigermaßen intakt sind, dienen uns vorläufig als Büroräume. Im übrigen ist mein altes Arbeitszimmer heil geblieben. Ich werde es nicht mehr benutzen. Der Angriff war ziemlich heftig. Die Nikolaikirche ist weg, der Rathausturm, die Stadtwaage und vieles andere mehr. Im übrigen war die Haltung der Esten bewunderungswürdig, besonders bei denen, die alles verloren hatten. Dank der Holzhäuser sind es sehr viele. Die Opfer unter der Bevölkerung dagegen scheinen nicht sehr groß zu sein. Hoffentlich bleibt das fernerhin so, denn ich fürchte, daß das nicht der letzte Angriff war, dem Reval ausgesetzt ist. Demnächst werden wir vielleicht verlegt, um den Betrieb aufrechterhalten zu können. [...]*

14. März 1944.

[...] Heute abend habe ich zum ersten Mal wieder Licht. Wir versuchen jetzt, wieder ein Konzertleben auf die Beine zu stellen. Von überall her leihen wir uns Instrumente und Noten. Dann kann es ja wieder losgehen. Da wir Angelpunkt des kulturellen Lebens der Stadt sind, werden wir natürlich hier bleiben. Es kommt eben nur darauf an, wie oft der Russe uns noch beehren wird. Neulich war er mit insgesamt 400 Maschinen hier. Das ist eine ganze Menge für eine kleine Stadt. Mit dem Ergebnis konnte er durchaus zufrieden sein. [...]

15. März 1944.

[...] Heute morgen hatte ich Krach mit Meyer-Goldenstädt, der mir dauernd in meine Dispositionen hineinredet. Es ist jetzt furchtbar schwer, etwas Anständiges herauszuholen, aber ich werde es schon schaffen. Mit vielen Mühen ist es uns gelungen, einen Teil der durch Brand zerstörten Instrumente wieder zu beschaffen. Und es kam wieder Leben in die Bude. Jetzt habe ich mein Büro in unserem Wohnzimmer und kann Kaminreden halten. Allerdings arbeite ich selbst sehr viel und laufe den ganzen Tag umher. [...]

16. März 1944 [erster Brief].

[...] Heute Mittag muß ich mich sehr kurz fassen, da ich dauernd unterwegs bin, um Instrumente zu kaufen oder zu leihen. Der treue Herr Pirk[12] *ist mir dabei eine unschätzbare Hilfe. Morgen fahren die Herren Holm und Veering nach Riga, um Noten und Schallplatten zu holen. Am gleichen Tag steht die erste Sendung unseres großen Orchesters nach dem Angriff. In einer der nächsten Wochen machen wir ein Kammerkonzert. Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten. [...]*

18. März 1944 [zweiter Brief].

[...] Inzwischen haben wir hier nun allerhand zu Wege gebracht. Heute senden wir aus Heedemanns Wohnung Tanzmusik, morgen eine Solistenstunde und Musik am Nachmittag. Montag ein Konzert aus dem Schloß Katharinental [Kadriorg]. Also wir verbessern uns zusehends. [...]

22. März 1944.

[...] Heute kam Herr Holm aus Riga zurück. Man hatte ihm dort alles an Schwierigkeiten gemacht, bzw. an Erleichterungen verweigert, was zu

machen war. Sehr peinlich. Aber wenigstens hat er Noten und Schallplatten mitgebracht. Am Freitag steigt programmgemäß Schumanns erste Sinfonie, auch Frühlings-Sinfonie genannt. Allmählich kriegen wir den Laden wieder in Schwung. [...]

26. März 1944.

[...] Heute Nachmittag hatten wir unser Beethoven-Konzert im Dom. Es war sehr schön, viele Leute waren gekommen. Beethovens Musik ist ja in jeder Hinsicht die größte, die die Welt hervorgebracht hat. Eben setzt der Sender Tallinn aus. Vielleicht gibt es wieder Alarm. Gestern hatten wir auch einen. Etwa anderthalb Stunden saßen wir im Keller, aber es ist nichts passiert. Ich habe mich lange mit dem Intendanten Randpõld unterhalten. Das Angenehme ist ja, daß man hier im Keller immerhin Leute trifft, die etwas verstehen. Trotzdem ist es mir oben weit lieber. Zwar ist die Bude heute kalt – entweder ist der Heizer wieder besoffen oder er hat keine Kohlen mehr. Hoffen wir das erste. [...]

27. März 1944.

[...] Gestern fragte Meyer-Goldenstädt mich, ob Wolfgang Cornelius ein Pseudonym für Dr. Brinkmann[13] *wäre. Ich sagte, das wüßte ich nicht. Na, er braucht das schon gar nicht zu wissen, meine ich. Vielleicht hat er ja Verdacht, den er auf diese Weise einmal äußern wollte. Nun wollen wir am Sonntag das Konzert van Kempen/Hölscher durchführen. Hoffentlich klappt alles. Vor allem, daß der Russe hier vorher nichts mehr anrichten kann. Gestern soll er in Dorpat gewesen sein, aber nur Störangriffe gemacht haben. Jedenfalls lief der Sender ab 20.30 Uhr wieder. Bis 22.15 Uhr habe ich gehört. [...]*

1. April 1944.

[...] Inzwischen hat die Orchesterprobe begonnen. Paul van Kempen ist ein kleiner, aber sehr temperamentvoller Mann, der mit großer Geste dirigiert. Der redet ziemlich viel beim Dirigieren, aber immer sehr plastisch; dadurch macht er den Musikanten das Handwerk sehr verständlich. Leider steht die Probe unter keinem guten Stern. Wegen der Verspätung des Flugzeugs mußte sie über eine Stunde später anfangen, während viele Musiker die letzten Züge nach außerhalb kriegen müssen, wo sie untergebracht sind, da ihre eigenen Wohnungen kaputt sind. Und Kameradschaft gibt es unter den Esten gar nicht, daß also jemand sagt: „Du kannst heute Nacht bei mir

wohnen." Es ist überall dasselbe. Herr van Kempen kannte diese Zustände zur Genüge, er ist ja in Aachen tätig, das bekanntlich ja auch Luftnotgebiet ist. Zur Zeit hängen mir außer den jämmerlichen Zuständen auch die Esten zum Halse heraus. Der einzige, der in dieser Zeit etwas auf sich hält ist Herr Pirk. D. h. auch Herr Koni[14] *zeigt sich als sehr arbeitswillig. Beide habe ich übrigens in meinem Monatsbericht lobend erwähnt. Herrn Pirk besonders deshalb, weil Meyer-Goldenstädt immer an ihm herumzumeckern droht. Herr Holm, der alte Radfahrer, hat nur noch seine Privatsachen im Kopf. So wie er das halbe Orchester. Auch da gibt es Ausnahmen. Unter den Männern den Russen Prochorov*[15]*, der ja auch manchmal dirigiert, Herr Pahlen, Kaljaspoolik*[16] *der Klarinettist, Karjus und Värik, unter den Frauen Fräulein [Laine] Siim*[17] *und Carmen Prii*[18]*. Es sind noch mehr, aber an die Genannten wirst Du dich wohl erinnern können. [...]*

4. April 1944.

[...] Ich wollte Dir zunächst noch von unserem Konzert berichten. Es war über alle Maßen schön. Van Kempen kam glänzend zurecht mit dem Orchester, so daß trotz der kurzen Probezeit ein ausgezeichnetes Ergebnis erzielt wurde, besonders bei Beethovens „Eroica". Hier konnte man besonders deutlich merken, was Herrn Roots noch fehlt. Er ist sich darüber übrigens vollkommen im klaren. [...]

5. April 1944.

[...] Wir sind jetzt schwer am Arbeiten. Die neuen Leitungen sind gelegt. Jetzt kann der Sender aus eigener Werkstatt wieder losgehen. Jetzt brauche ich nur noch ein einigermaßen ruhiges Arbeitszimmer, denn alles läuft durch mein Zimmer und benutzt mein Telefon, das vorläufig das einzige in der Turnhalle ist. [...]

10. April 1944.

[...] Heute hatten wir Probe. Unser Nachmittag kann ganz nett werden. Es wirken mit Els Vaarman[19]*, Kadi Taniloo*[20] *(sie singt Chanson), Elena Lepik, die ich die schöne Helena nenne, Vootele Veikat*[20] *(der Zopf, der hängt ihm hinten), dann ein nie fehlen dürfender Herr Obergefreiter namens Dechow auf dem Akkordeon, ferner unsere Tanzkapelle. Der neue Saal ist durch Herrn Biirlaid ganz nett hergerichtet worden und faßt etwa 350 Zuhörer. Nicht viel, aber mitzunehmen. [...]*

11. April 1944.

[...] Heute las ich in der Zeitschrift „Ostland" folgende Notiz: „Der Landessender Reval brachte in einer Sendung für Kammerorchester als Uraufführung – was übrigens nicht stimmt - die Goldoni-Suite des Abteilungsleiters Musik beim Landessender, Dr. Helmut Wirth. Eine durch flotte Thematik, munteres Fabulieren und instrumentale Farbigkeit ausgezeichnete, dankbare Spielmusik, die sich im Einfall auf Anregungen aus Goldonis Lustspielen anlehnt." Diese kleine Notiz stammt von Herrn Brinkmann, der sich natürlich auf Müllers Kritik stützt. [...]

13. April 1944.

[...] Heute war wieder ein arbeits- und beziehungsreicher Tag [...] Am 25. 4. kommt das Dresdner Streichquartett und spielt Werke von Dittersdorf (Zeitgenosse und Freund Mozarts), Schumann, Reger und Beethoven. Die beiden letztgenannten werden wir übertragen. Das Sinfoniekonzert am Sonntag macht auch noch Sorgen. Wir werden es auf Riga und Kauen [Kaunas] übertragen. Am 22. 4. geht es nach Baltischport [Paldiski], am 30. 4. haben wir wiederum eine Veranstaltung für die Wehrmacht. So jagt eine Sache die andere. [...]

14. April 1944.

[...] Die Proben für unser Sinfoniekonzert sind in vollem Gange. Heute sind Herr und Frau Tubin aus Dorpat gekommen. [...] Einladungen für die Rundfunkübertragung schreiben, dann war Besprechung für die Feiern zu Hitlers Geburtstag, so war der Vormittag restlos ausgefüllt. Am Nachmittag geht es weiter. [...]

15. April 1944.

[...] Anschließend habe ich mit Herrn Roots die neuen Stipendiaten für Salzburg ausgesucht und habe eine ganze Reihe vorgeschlagen, darunter Herrn Pahlen und Värik, der damals die Reger-Sonate spielte, Laine Siim, die wirklich einmal in andere Unterweisung kommen muß, und verschiedene andere. Als Dirigentenkursusteilnehmer Herrn Prochorov. [...] Meyer-Goldenstädt die Erlaubnis zu entreißen, daß Herr Koni das Tripelkonzert von Beethoven dirigieren darf. [...]

16. April 1944 [zweiter Brief von diesem Tage].

[...] Ich war ja beim Konzert, das von 10.30 Uhr bis 12.30 Uhr währte und ein großer Erfolg, besonders für Herrn Tubin, war. Carmen Prii-Berendsen hat wunderbar gespielt. Nach der Pause versuchte Meyer-Goldenstädt eine Ehrung des Komponisten vorzunehmen, die in der Form jedoch ziemlich mißglückte. Es war irgendwie komisch. Anschließend an das Konzert waren alle vier Komponisten, Aavik und Kapp waren auch da [...] man auch den musikalischen Leiter des Senders einmal hätte einladen können. Aber so etwas ist wohl nicht vorgesehen. Ich trage ja keine Uniform oder ähnliche Kleidung... Es ist mir egal, es handelt sich nur um das Grundsätzliche. [...]

22. April 1944.

[...] Gestern also war ich in Baltischport. Um 11.00 Uhr ging die Fahrt los in einem Autobus der Kriegsmarine. Die Straße hörte hinter Gnönne auf und verwandelte sich dort in eine Landstraße. Im Autobus war eine gute Stimmung, mit uns waren Els Vaarman, Valentine Kask[21], Salme Lott[22] und Ia Uudelepp[23] – und ein Sänger, Martin Schulz, von der Nürnberger Oper, der das Vergnügen hatte, hier als Soldat zu liegen. Im Freitagsbrief kündigte ich Dir etwas von einer unliebsamen Überraschung im Sender an. Also insgesamt sind 7 Angestellte von uns verhaftet worden. Man vermutet die Zusammenarbeit mit dem Secret Service. Zuerst war nur die Abteilung Zeitgeschehen davon betroffen. Inzwischen aber hat sich herausgestellt, daß auch ein Literaturmann und ein Musikmann (nämlich Herr [Eugen] Miller)[24] zu den Verhafteten gehören. Zusammen sind etwa 200 Leute in Gewahrsam genommen. Du kannst Dir vorstellen, daß das einigen Staub aufgewirbelt hat. Natürlich weiß man noch nicht, wer nun schuldig oder unschuldig ist. [...]

24. April 1944.

[...] Im Zuge der Verhaftungen ist nun auch Fräulein Valve Silm[25] oder seit einiger Zeit Frau Silm-Andreas festgenommen worden. Es sind also 8 Leute von uns eingesperrt. [...]

26. April 1944.

[...] Am 5. Mai wird Hilmar Weber bei uns dirigieren. Ich freue mich schon sehr darauf. Das Programm, das ich aufgestellt habe, scheint Gefallen zu finden. Es enthält von Pfitzner die Ouvertüre zu „Käthchen von

Heilbronn" zum 75. Geburtstag des Komponisten, Haydns Sinfonie D-Dur Nr. 101, Franz Schmidts Zwischenspiel und Karnevalmusik aus Notre Dame, von Puccini zwei Arien und Zoltán Kodály: Háry-János-Suite. Als Solisten habe ich Els Vaarman gewonnen, die sich freut, in einem Sinfoniekonzert zu singen. [...]

28. April 1944.

[...] Unsere estnischen Künstler kommen gerade richtig ins Gedränge, besonders Herr Roots, der ja leider nicht nach Hamburg kommt, weil er nach Hilversum fährt. Seine Frau Carola, die furchtbar ängstlich ist, begleitet ihn, allerdings nicht nach Holland, wohin er nur allein Einreisegenehmigung bekommen hat. Ich bedauere auch sehr, daß er nicht nach Hamburg eingeladen wurde. Über die estnische Musik hat vielleicht Theodor Müller geschrieben. Zu den Hamburger Zeitungen habe ich keine Verbindungen. Die Sache mit dem Zeitfunk ist genau so, wie ich sie Dir schon geschildert habe. Mehr weiß ich noch nicht. Die meisten sind im Gefängnis, nur Herr Kitzberg und Miller werden besser behandelt, wahrscheinlich sind sie unschuldig. [...]

6. Mai 1944.

[...] Das Konzert mit Hilmar Weber fand nämlich erstmals seit den Angriffen abends statt und war völlig ausverkauft. Gedruckte Programme gab es nicht, da nicht so früh feststand, ob es überhaupt kommen würde. Das lag wieder an Riga. Also im ersten Teil eine entzückende Sinfonie für zwei kleine Orchester, von Johann Sebastian Bachs jüngstem Sohn. Die beiden Orchester saßen sich gegenüber, es war sehr reizvoll, wie die beiden Gruppen gegeneinander geführt wurden. Dann kam eine Sinfonie von Haydn „Die Uhr", nach der Pause kam Brahms' „Tragische Ouvertüre", die Du ja auch unter Roots gehört hast. Damals hat Herr [Herbert] Laan[26] *das Violinkonzert von Brahms gespielt. Dann sang Els Vaarman, die übrigens reizend aussah, zwei Arien aus „Tosca" von Puccini und den Schluß bildete die Háry-János-Suite des ungarischen Komponisten Kodály. Unser Orchester war gewaltig verstärkt worden. Statt zwei Trompeten hatten wir sechs, statt zwei Schlagzeugen hatten wir dann fünf, und das Orchester amüsierte sich über meinen Witz, als ich sagte, ich hätte die Batterie, so heißt nämlich das Schlagzeug, dem Schutz der Deutschen Wehrmacht anvertraut. Unser Orchester hat recht gut gespielt, Herr Weber fand sehr schnell Kontakt mit den Männern. [...]*

12. Mai 1944.

[...] Unsere „sensationellen" Sachen scheinen jetzt einer Aufklärung entgegenzugehen. Jedenfalls sind schon viele wieder auf freien Fuß gesetzt worden. Von den Unseren allerdings noch niemand. Man rechnet aber damit. Unsere Sprecherin Silm-Andreas soll übrigens demnächst freigelassen werden. Andere werden folgen. Etliche aber dürften das Tageslicht nicht zu schnell erblicken, im Grunde allerdings war es mehr ein großangelegter Dummejungenstreich, über dessen Auswirkungsmöglichkeiten sich die Leute nicht ganz im Klaren waren. Die beiliegende Notiz war gestern in der Zeitung. Den reichlich überschwenglichen Artikel über Karin Prii kannst Du Dir auch zu Gemüte führen. Daß sie eine so vorzügliche Bach-Interpretin sei, habe ich noch nicht gewußt. Bei ihrer Kühle kann ich mir das in gewisser Weise vorstellen. Jedenfalls reicht sie aber nicht entfernt an ihre Schwester heran. Gerade die mußte nun auf der Reise krank werden. [...]

15. Mai 1944.

[...] Morgen abend haben wir unsere letzte Kammermusik. Übrigens haben wir seit heute die ganze Turnhalle für uns. Mittwoch komme ich endlich wieder an ein eigenes Arbeitszimmer. Es ist viel größer als mein ehemaliges. [...]

17. Mai 1944.

[...] Inzwischen haben wir nun unseren vorläufigen Umzug vollzogen. Ab heute habe ich wieder mein eigenes Arbeitzimmer, in dem ich schon die ersten Seiten eines Aufsatzes zum 80. Geburtstag von Richard Strauss entworfen habe. Er scheint mir ganz gut von der Hand zu gehen. Gestern hatten wir unsere Kammermusik. Sie war sehr ordentlich, besonders der César Franck. [Juhan] Kaljaspoolik hat ein bißchen langweilig gespielt, aber er ist ja so ein hölzerner Knabe, aus dem nicht viel herauskommt. Als nachher das Quintett kam, hatte Pahlen die Führung und da ging es großartig. Nun habe ich mein Richard Strauss-Programm fertig. Wenn die Noten ausnahmslos ankommen, kann alles so stattfinden, sonst ist wieder verschiedenes „ei ole". [...]

18. Mai 1944.

[...] Übrigens wird Herr Miller in den nächsten Tagen aus der Haft entlassen. [...]

22. Mai 1944.

[...] Gestern war nun also das Konzert von Professor Aavik. Es war ganz gut, aber nicht mehr. Das erste Werk von ihm selbst ist doch ziemlich dekorativ und Musik aus zweiter Hand. Herr Laan, der damals das Brahmskonzert spielte, brachte diesmal das Glasunowkonzert, ein sehr schwungvolles Werk, aber nur wenn man es von einem temperamentvollen Künstler hört. Die Tschaikowski-Sinfonie ist verdammt zeitnah, Musik der enttäuschten Hoffnungen mit sehr schmerzlichen Akzenten. [...]

Heute hatten wir im Dramatheater einen Bunten Abend für die Wehrmacht, der wirklich recht gut war. Stiege war in einer Hochform, wie ich sie nur selten bei ihm erlebt habe. Alles ging ihm gut von den Lippen, es war tolle Stimmung im Haus. Leider hatte unsere neue Sprecherin einen Gedächtnisschwund und mußte mitten in ihrer Rezitation abbrechen. Sie ist noch ohne jede Routine. Valentine Kask zum Beispiel hatte ihr Musikzettelchen mitgenommen und als zum Schluß Mari Kamp und Tiit Kuusik, der estnische Bariton von der Kasseler Oper, das Lied vom Postillon sangen, konnte die gute Mari nicht weiter und nahm auf eine charmante Art ihrem Partner die Noten aus den Händen, so daß man schon rein visuell daran seine Freude haben mußte. Das ist schon 100 % Bühnenkönnen. Els Vaarman war auch wieder dabei und machte ihre Sache recht nett. [...]

4. Juni 1944.

[...] Im übrigen wurde mir in der letzten Zeit oft gesagt, daß ich im Sender sehr beliebt sei. Darauf bin ich natürlich stolz. Es ist für uns Deutsche ja doch schwer, beliebt zu werden oder es zu bleiben. Am Abend hatten wir eine schöne Sendung. Wir brachten die ersten beiden Akte der Oper „Macbeth" von Verdi. Ich habe mir die ganze Sendung angehört. Es liegt eine ungeheure Vitalität in dieser Musik. Nun bereiten wir die Richard Strauss-Sendung vor, die am Freitag steigen soll. Es sind zwar noch nicht alle Noten da, aber ich hoffe, daß zur ersten Probe am Mittwoch alles gekommen ist. [...]

5. Juni 1944.

[...] Heute habe ich den ersten Gesamtplan meiner Konzerte vorgelegt. Er wurde genehmigt. Nun kommt es darauf an, wie sich der Intendant Randpõld dazu stellt, denn das Estonia-Theater hat ja auch das Recht mitzureden. Ich will aber sehen, daß ich alles durchkriege. In den nächsten Tagen gilt es noch die Vorbereitungen der Pernauer Tage zu machen, wo wir

bei drei Veranstaltungen beteiligt sind. Ursprünglich waren noch mehr vorgesehen. Ich weiß noch nicht, ob ich mitfahre, obwohl ich diesen hübschen Badeort gerne einmal kennenlernen möchte. [...]

12. Juni 1944.

[...] Heute morgen habe ich eine Reihe wichtiger Besprechungen zur Programmfrage gehabt. So allmählich muß die Sache ja starten. In kammermusikalischen Dingen sehe ich schon ziemlich klar. Das Schwierige sind die Gastdirigentenfragen, aber es wird sich schon alles finden. Mein Winterprogramm steht in einigen Grundzügen, mit denen ich den Plan umreißen kann. Eigentlich richtig stehen tut noch gar nichts. Im Gegenteil, die Schwierigkeiten fangen an, sich gewaltig zu türmen. Neben harter Arbeit muß ich auch noch das Glück bemühen, um alles rechtzeitig fertig zu kriegen. Hoffentlich schmeißen uns die Russen nicht nochmal alles kaputt. Sonst sehe ich sehr schwarz für meine Arbeit. [...]

18. Juni 1944.

[...] Heute hatten wir unser neuntes Sinfoniekonzert. Das Programm lege ich Dir bei. Es war recht gut, besonders die Sinfonie von Sibelius. Roots hat wieder prächtig gearbeitet. Nun bringen wir am 27. unser 10. und letztes öffentliches Konzert, in dem zwei Werke von Kapp und Aavik aufgeführt werden. Das Konzert wird von der ganzen Sendergruppe Ostland übernommen. Daß ich wegen des dritten Stückes noch eine Auseinandersetzung mit reaktionären Kreisen, zu denen natürlich auch Herr Holm gehört, hatte, schrieb ich Dir schon. Doch Meyer-Goldenstädt hat mir durchaus den Rücken gestärkt und meinen Vorschlag gebilligt. In dieser Beziehung kann man sich auf ihn verlassen. Heute abend will ich noch an meinem Winterplan arbeiten. Im Büro kommt man vor lauter administrativen Aufgaben nicht dazu. Das Estonia-Theater hat durchblicken lassen, daß es sich nur an 10 Konzerten beteiligen will. Ich hatte ihnen 12 vorgeschlagen. Nun muß ich wieder umdisponieren. Doch das hat den Vorteil, daß ich noch weitere Gastdirigenten beschäftigen kann. Unter anderen auch wieder Herrn Weber, der hier sehr gern gesehen ist. [...]

28. Juni 1944.

[...] Heute morgen habe ich eifrig im Programm gewühlt. Mit dem ersten Kapellmeister des Estonia-Theaters, einem merkwürdigen Mann, hatte ich noch einen langen Speach, weil der unbedingt die Sinfonie eines

unbedeutenden, mir nicht einmal dem Namen nach bekannten russischen Komponisten einbauen wollte. Nun will er sich für eine Sinfonie von Richard Strauss interessieren, an die er ursprünglich nicht ran wollte. Ich habe ihn aber so lange überredet, bis er einwilligte. Vielleicht ändert er nochmals seine Absicht. Herr Rother aus Berlin schickte mir seine Vorschläge ein. Jetzt fehlen nur noch die Herren Bittner aus Hamburg und Weber, dann ist alles soweit klar. Das übrige liegt in Gottes Hand, und wir wollen nur bitten, daß wir weiter unserer Aufgabe gerecht werden können. [...]

24. August 1944.

[...] Gestern besuchte mich der aus Dorpat evakuierte Eduard Tubin. Leider ohne seine Frau. Er sah sehr schlecht aus. Er wohnt jetzt mit seiner Familie in einem kleinen Zimmer in Weißenstein [Paide] und ist kurz vor der Vollendung seiner Oper aus der Arbeit herausgerissen worden. Wir werden ihn hier als Gastdirigenten beschäftigen. Ebenso wird eine Anzahl von Musikern seines Orchesters vorerst bei uns arbeiten. Heute sollen die Noten aus der bereits unter russischem Beschuß liegenden Stadt geholt werden. [...]

26. August 1944.

Das Konzert vom 25.8.: Auf den ersten Blick mag das Programm etwas bunt aussehen. Die Oberon-Ouvertüre, das Nachtstück von [Rudolf] Tobias[29]*, dann Stücke aus „Tannhäuser", aber trotzdem hat es eine Linie. Weber, der letzte Ritter in der deutschen Musik, eröffnet den Reigen mit einer feingezeichneten Oberon-Ouvertüre, diesem romantischen Höhepunkt eines musikgesegneten Lebens. Und darauf das Nachtstück des größten estnischen Komponisten Rudolf Tobias. So ist dies kein Bruch, denn auch dies Stück ist romantisch, ist in seiner ganzen Art so empfunden. Im wahrsten Sinne bunt war der zweite Teil des Programms. Griegs Huldigungsmarsch aus „Sigurd Jorsalfar", einer nie vollendeten Oper des großen Norwegers, trägt ein nordisch empfundenes Gesicht und entspricht etwa Verdis gleichfalls nordisch empfundenem Triumphmarsch aus „Aida". Welch ein Gegensatz dazu Sibelius' „Valse Triste", diese erschütternde Szene, wo eine sterbende alte Frau sich noch einmal zum Tanze erhebt. Man muß sich diese Szene vergegenwärtigen, um die Musik zu verstehen. Der nordisch düsteren Welt gehört auch die Arie des Olaf aus den „Wikingern" [„Vikerlased"] des estnischen Komponisten Evald Aav*[30] *an, wenn sie auch*

mehr als Stimmung denn als vollendete Komposition wirkt. Hingegen ist Heino Ellers „Morgenröte" [„Koit"] ein musterhaft gekonntes Werk von gutem Klang, sehr lebensvoll und warm. Daß darauf die Cavatine des Figaro aus „Der Barbier von Sevilla" von Rossini folgte, wirkte nur optisch merkwürdig. Klanglich und stimmungsmäßig ordnete sich die Arie wunderbar ein. Den Abschluß bildete eine holländische Komposition von Wagenaar. Wiener ¾ Takt, ein reizvolles Werk, das die Klangfarbigkeit des Franzosen Ravel mit der Vortragskunst von Richard Strauss' „Rosenkavalier-Walzer" in anmutig schwerer Weise verbindet. Eine breughelsche Huldigung an den Geist des Wiener Walzers. Alles verlief recht gut. Tiit Kuusik[31] *sang in drei Sprachen: Deutsch, Estnisch, Italienisch. Das Orchester spielte wirklich ausgezeichnet, abgesehen von kleinen Entgleisungen der Blechbläser. Ich selbst aber habe Herrn Roots als Walzerkönig bezeichnet. Die Laune im Sendesaal war sehr gut. So sind wir beglückt, daß dies erste Konzert so gut eingeschlagen hat. [...]*

1. September 1944.

[...] Gestern war ich zum „Staatsbegräbnis" des Estonia-Theaters. Die gespielte Fröhlichkeit tat einem doch sehr weh. [...]

7. September 1944.

[...] Heute wollte ich den einen neuen Mitarbeiter ausprobieren. Na, mit dem wird es nichts. Dafür lernen wir unsere zweite Harfenistin, die eben kein Instrument hat, als Sachbearbeiterin an. Sie ist eine intelligente Frau und wird hoffentlich etwas leisten. Augenblicklich haben wir Hochschule für Ausbildung an Rundfunkkräften. Am Nachmittag war Probe für unseren Operettenabend. Ich glaube, der kann sehr nett werden. [Leo] Tauts[32] *dirigiert ihn. Er ist der frühere Operettenkapellmeister aus Dorpat. [...]*

11. September 1944.

[...] Unser gestriges Konzert war recht hübsch. Es gab Webers Freischütz-Ouvertüre, zwei Orchesterstücke von Villem Kapp[33] *und Wagners Meistersingervorspiel im ersten Teil. Dazu sangen Tiit Kuusik und Els Vaarman. Im zweiten Teil hörte man von Bizet aus der Arlésienne-Suite und von Jenni Siimon*[34] *gesungen aus „Carmen". Dann etwas „Peer Gynt" von Grieg und zum Schluß von Rossini Figaro-Arie und Ouvertüre aus „Der Barbier von Sevilla". Demnächst werden wir wohl ganz ins Dramatheater übersiedeln ... [...]*

17. September 1944.

Eine sinfonische Suite von Heino Eller, die wirklich sehr gut ist, klangschön und voll Stimmung. Sie trägt programmatische Überschriften in ihren Sätzen wie „Helle Nacht", „Tanzszenen", „Beim Feuer", „Fischerlied", „Marsch" [...] Der Eller kann sehr viel, ich möchte das technische Fundament haben, das er besitzt. Peter Tschaikowskis Serenade für Streichorchester gehört zu den schönsten Werken seiner Art. Sie ist quicklebendig aber auch in der Elegie ganz versunken. Von den Russen ist Tschaikowski immer noch und immer wieder der größte Musiker, weil bei ihm Klanggefühl, Phantasie und Können eine wunderbare Trinitas bilden, die trotzdem zu einer Unitas wird. Den Höhepunkt aber bildete Beethovens 5. Sinfonie, dieser stürmische Durchbruch eines einsamen Genies durch Tiefen und Bedrohungen zum Sieg. [...]

24. September 1944 (Danzig).

[...] Wir sind im letzten noch möglichen Moment aus Reval weggekommen. Unsere mitgebrachten Esten wohnen in einem sehr schönen Studentenheim bei der Sporthalle und sind vorerst sehr zufrieden. [...]

25. September 1944 (Danzig).

[...] Gestern kamen wieder einige von unseren Leuten an, darunter Herr [Endel] Kalam[35] *und Familie Koni. Der Mann ist ja schon als Soldat in Deutschland. Herr Pirk erlebte eine besondere Freude, als er in Gotenhafen [Gdingen/Gdyńia] seinen Bruder ganz zufällig traf. Ein Teil unserer Leute, darunter auch Herr Roots, werden wohl nach Schweden gefahren sein. Frau Uhke-Aumere und ihr Mann*[36] *waren auch unterwegs, aber man weiß noch nichts über ihr Schicksal. Ich würde es bedauern, wenn diese ausgezeichnete Künstlerin, die ich menschlich ungleich höher einschätze, oder Carmen Prii verlorengegangen sein sollten. Unsere Leute sind an sich ganz vergnügt, wenn sie auch damit rechnen müssen, daß wir nicht wieder den Betrieb eröffnen. Denn für wen sollen wir senden? Meyer-Goldenstädt ist gestern nach Berlin gefahren, um sich Instruktionen zu holen. Ich bin gespannt, was man mit uns machen wird. Heute morgen war ich mit Frau Soots und ihrer Mutter in der Stadt. Nun will ich am Abend rausfahren, um unsere Neuankömmlinge im Studentenheim zu begrüssen. [...]*

23. November 1944 (Thorn).

[...] Im Sender traf ich alles wohlauf an. Meyer-Goldenstädt hat sich gut herausgemacht, man redet ihm das Beste nach. Unsere gute Frau Soots hat mir auch schon ein Zimmer besorgt. Ich erfuhr, daß unter anderem Frau Uhke-Aumere in Schweden ist und ihr Mann als Adjutant des estnischen Bischofs mitgegangen ist. Aavik ist auch in Schweden, Wo Tubin steckt, weiß man nicht so genau. Eller, Saar, Artur Kapp usw. sind in Reval geblieben. Die Noten sind auch hier angekommen. Der Sender arbeitet schon für zwei Wochen in beschränktem Umfang. Er ist – glaube ich – über Königsberg zu empfangen. [...]

4. Dezember 1944 (Thorn).

[...] Heute ist ein ziemlich bewegter Wochenanfang, so daß ich gar keine Ruhe zum Schreiben finde. In unserem Büro wimmelt es von Menschen, Stimmen und Schreibmaschinengeklapper, doch daran muß man sich gewöhnen. Zwischendurch wird Estnisch geplappert, was ich ja nur zum Teil verstehe. [...]

4. Dezember 1944 (Thorn).

Willst Du nicht mal versuchen, unseren Sender zu empfangen. Ab Sonntag, dem 10. sollen wir auch abends senden. Er ist zu erreichen auf Welle 355,6, Königsberg 3. Vielleicht glückt es ja.

6. Dezember 1944 (Thorn).

[...] Heute abend soll eventuell ein kleines Streichorchester aufgestellt werden. Ich habe verschiedene Musiker des Thorner Theaters aufgefordert, unsere paar Männer zu verstärken. Nun bin ich gespannt, ob etwas dabei rauskommt. Falls es sich einrichten läßt, soll am Weihnachtstag ein Violinkonzert von Bach in kleiner Besetzung aufgeführt werden. Na, warten wir es ab. [...]

14. Dezember 1944 (Thorn).

[...] Gestern abend wurde Herr Kalam wieder freigelassen. Ich schrieb Dir davon, daß er wegen Abhörens des Senders Tallinn eingesperrt worden war. Aufregende Sachen haben sich sonst nicht begeben. Am 15. fährt Meyer-Goldenstädt nach Neukammer, wo eine große Sache für die estnischen Soldaten gemacht wird. Dort liegt auch Herr Koni, der vor einiger Zeit hier war und bei der Gelegenheit auch Frau und Kind wiedersehen konnte. [...]

17. Dezember 1944 (Thorn).

Inzwischen hat sich hier allerlei aufgetan, womit wir etwas anfangen können. Abgesehen von unserem kleinen Streichorchester befindet sich hier eine lettische Tanz- und Unterhaltungskapelle. Ferner gibt es auf dem Fliegerhorst ein ähnliches Ensemble. So ergeben sich neue Möglichkeiten der Programmgestaltung. An einem Vormittag habe ich so viele Ideen herausgeschleudert, daß es für das nächste halbe Jahr reicht. Nun wollen wir diese Improvisation etwas festigen. Auch kammermusikalisch können wir allerhand machen, haben einiges sogar schon hinter uns. Demnächst werden wir sogar eine Cellosonate meines geliebten Max Reger hier aufführen. Du siehst, es mangelt an nichts. Ich bin nur froh, daß Holm nicht bei uns ist, denn der hätte uns bestimmt wieder allerhand vermasselt. Mit Pirk, Toi[37] *und Miller läßt sich schon etwas anstellen. [...]*

4. Januar 1945 (Thorn).

[...] Gestern ist auch Herr Helbemäe aus dem Voigtland zurückgekehrt. Nun ist wieder alles beisammen mit Ausnahme von Danzer, der morgen erwartet wird. Freilich gehört er ja nur noch halbwegs zu uns und man redet davon, daß er überhaupt aus dem Verband der „Ostkämpfer" ausscheiden wird. Na, mal abwarten. [...]

5. Januar 1945 (Thorn).

[...] Gestern abend hatte ich eine lange Besprechung mit dem Intendanten Platen, die sehr zufriedenstellend verlief. Er war übrigens auch mehrfach in Reval gewesen, das für ihn die schönste Stadt war, die er kannte. Wenn unsere gestern gefaßten Beschlüsse sich organisatorisch durchführen lassen, dann werden wir bald ein kleines Streichorchester zusammenstellen können, mit dem wir der amusischen Stadt Thorn etwas über Musik sagen können. [...]

21. Januar 1945 (Danzig).

Wieder haben wir unsere Zuflucht in Danzig gefunden. Gestern morgen trafen wir hier ein. Am Freitag sagte mir Meyer-Goldenstädt, ich möchte den Transport der Frauen, Kinder und zunächst entbehrlichen Mitarbeiter leiten, da er von mir mehr Initiative erwartetet, als von Herrn Danzer. Vielleicht war das auch wieder mein fast sprichwörtliches Glück. Denn gestern Abend, ich lag schon um 21 Uhr in einem unbeschreiblich tiefen Schlaf, wurde ich geweckt mit dem Hinweis, daß Thorn ab Sonntag nicht mehr senden könne

und wir von Danzig aus das Programm machen könnten. Heute Mittag erfuhr ich, daß die russischen Panzerspitzen bereits bei Thorn sein sollen. [...]

In Danzig hielt man sich aber kurze Zeit auf, weil der Angriff der russischen Truppen aus Osten auch hier außerordentlich intensiv war. So zog man von da in den nächsten Wochen weiter – auf dem Seeweg über Kiel und Hamburg nach Rostock.

19. Februar 1945 (Rostock).
Schon um 12.20 traf ich in Rostock ein und mietete alsbald ein Hotelzimmer. Stell Dir vor, auf Grund einer Entscheidung in Berlin – wer die getroffen hat, wirst Du ahnen – bin ich, da auch die Litauer und Letten hier sind, zum Abteilungsleiter für alle drei Sparten gemacht worden. Dr. Schneider aber ist für die Wehrmacht freigestellt. Man hat das aus dem Grunde getan, weil ich bereits Frontsoldat gewesen bin und auch ein entsprechendes Andenken mitgebracht habe. Unser Mitarbeiterstab ist sehr verkleinert worden. Meine alten Litauer haben mich mit großem Hallo begrüßt. Die Esten natürlich auch. Noch sind viele nicht zurückgekehrt, da sie ihre Familien noch nicht untergebracht haben. [...]

24. Februar 1945 (Rostock).
[...] Heute muß ich nun sehen, daß wir alles zum Festakt für den estnischen Befreiungstag klar kriegen, zumal Meyer-Goldenstädt in Berlin ist. Einige komödiantische Dinge in diesem Zusammenhang muß ich Dir mündlich berichten. [...]

25. Februar 1945 (Rostock).
[...] Heute ist nämlich der estnische Freiheitstag[38]*, (es lebe die Freiheit) die mit einem Gottesdienst begann. Da Meyer-Goldenstädt in Berlin ist, wohl, um seine Abdankung zu empfangen, mußte ich die Sache wahrnehmen und siehe da, es war eine Pleite. Es erschien nämlich ein Beamter der Gestapo, der uns darauf aufmerksam machte, daß der estnische Pastor vom Reichskirchenministerium - ich wußte gar nicht, daß es so etwas gibt - keine Genehmigung zur Predigt hat. Verbockt wurde die Sache durch den hiesigen Polizeipräfekten, der nämlich die Erlaubnis erteilt hatte. Die ganze Sache passierte fünf Minuten vor dem Beginn des Gottesdienstes. Ich machte den Beamten daraufhin auf die politischen Konsequenzen dieser Sache aufmerksam. Er sah das voll ein, mußte aber seinen Bestimmungen ent-*

sprechend handeln. Na, eine peinliche Sache mehr, die uns nur noch mehr „Freunde" erwerben kann. Wenn ich wieder Geschichte studieren sollte, dann würde ich die Fehlerquellenforschung als Sondergebiet wählen. [...]

28. Februar 1945 (Rostock).
[...] Heute kam Nachricht von Herrn Pirk. Der sitzt in Dänemark. Nun wollen wir sehen, daß er herkommen kann. Meyer-Goldenstädt ist noch nicht aus Berlin bzw. Dresden, wo seine Familie zuletzt war, zurück. [...]

1. März 1945 (Rostock).
Am Nachmittag hatte ich eine längere Besprechung mit Meyer-Goldenstädt, der so recht aus sich herauskam. Er wird nach Wien oder Bad Mergentheim gehen, wohin ich ihm ohne Zögern folgen würde. [...]

5. März 1945 (Rostock).
[...] Helbemäe hat nun seine Familie hierhergeholt. Mit der Findigkeit der Esten ist es ihm gelungen, eine kleine abgeschlossene Wohnung zu bekommen. [...]

13. März 1945 (Rostock).
[...] Gestern haben wir mit estnischen und lettischen Künstlern in einem Lazarett gewirkt. Am Mittwoch werde ich nach Bad Doberan fahren, wo wir deutsche und lettische Verwundete betreuen werden. [...] Inzwischen ist Herr Miller mit seiner Mutter hier aufgekreuzt. Von den Herren Pirk und Toi fehlt noch jede sichtbare Spur. Na, lange Zeit gebe ich unserem Unternehmen ohnehin nicht mehr, wozu auch. Ich wüßte nicht, wozu und wohin wir uns noch absetzen sollen mit unserem dann immer gegenstandsloser werdenden Programm.

15. März 1945 (Rostock).
[...] Heute Nachmittag werde ich im Konservatorium einen kleinen Vortrag über estnische, lettische und litauische Musik im Impromptu - aus dem Stegreif also - halten. [...]

27. März 1945 (Rostock).
Frau Liblik ist in Saalfeld [sie war die Wirtin der Familie Wirth in Reval]. Die junge Frau Martinson schrieb mir eine Karte, adressiert an

Reichssender Hamburg. In Lübeck habe ich gut eingekauft, sogar Klavierstücke des estnischen Komponisten Tobias. [...]

10. April 1945 (Rostock).
[...] Anschließend hatte ich noch Nachtdienst, der aber abgeschafft wird. Unser Sendebetrieb ist ganztägig, ist auch sehr wichtig! Im Westen zerstört man unsere Familien und hier senden wir noch für das Baltikum, in dem es weder Elektrizität noch ähnliche Einrichtungen gibt. Aber man muß es ja wissen. [...]

13. April 1945 (Rostock).
[...] Bei uns ist natürlich große Unruhe. Unsere Letten, Esten und Litauer haben die Hose voll, hauptsächlich wegen ihrer Familien, von denen ein Teil im Sudetengau oder in Süddeutschland lebt. Ich kann es den Leuten nachfühlen. [...]

14. April 1945 (Rostock).
[...] Gestern und heute haben wir grundlegende Besprechungen über die Zukunft unseres Betriebes geführt, der komischerweise immer noch arbeiten soll. Trotzdem habe ich das Gefühl, daß wir zum Teil durchaus überflüssig sind. Wie sich nun alles entwickeln wird, mag der Teufel wissen. [...]

Damit endete diese Epopöe, deren Hauptperson mehr als ein Jahr Dr. Helmuth Wirth war. Doch war es keineswegs das Ende der Kulturkontakte zwischen ihm und den estnischen Musikleuten. So wie auf den Seiten seiner späteren Memoiren zu lesen ist, hat er sich auch da an seine Tallinner Jahre und die damalige Musikatmosphäre der Stadt errinnert. Auch seine damaligen estnischen Kollegen, aus denen am Kriegsende auf einmal Kriegsflüchtlinge, politische Emigranten, heimatlose Weltwanderer geworden waren, hatten ihn ab und zu besucht, um sich an etwas bessere Tage zu erinnern. Mit mehreren estnischen Musikleuten hat er später auch einen ziemlich intensiven Briefwechsel geführt, der aber ein ganz neues Thema in einer neuen Situation sein würde. ■

Anmerkungen:

[1] Vardo Holm (geb. 1911), war 1936–44 Musikredakteur beim Sender. Zu den übrigen Namen s. Anm. 12, 14 und 24.

[2] Prof. Olav Roots (1910–1974), estnischer Pianist, Dirigent und Komponist. Flüchtete 1944 nach Schweden, zog von da 1952 nach Kolumbien, wo er als Hauptdirigent des Sinfonieorchesters und als Lehrkraft am Konservatorium in Bogotà arbeitete.

[3] Eduard Tubin (1905–1982), estnischer Komponist. Flüchtete 1944 nach Schweden. Hat 11 Sinfonien, eine Reihe von Instrumentalkonzerten, zwei Opern und ein Ballett, viel Kammer- und Chormusik komponiert.

[4] G. E. Meyer-Goldenstädt wirkte in diesen Jahren in Tallinn als Rundfunkreferent im Reichskommissariat Ostland.

[5] Dr. Carl J. Brinkmann war in den Kriegsjahren Mitarbeiter der „Revaler Zeitung", schrieb Theater- und Konzertrezensionen.

[6] Hilma Nerep (geb. 1923), estnische Pianistin. Flüchtete 1944 nach Schweden.

[7] Werner Nerep (1895–1959), in den Kriegsjahren Dirigent des Opernorchesters des Estonia-Theaters. Flüchtete 1944 nach Schweden.

[8] Artur Kapp (1878–1952), estnischer Komponist, Professor am Tallinner Konservatorium.

[9] Heino Eller (1887–1970), estnischer Komponist, Professor an der Tartuer Höheren Musikschule und am Tallinner Konservatorium.

[10] Artur Lemba (1885–1963), estnischer Komponist und Pianist, Professor an den Konservatorien in Petersburg, Tallinn und Helsinki.

[11] Estnisch für „ist nicht", „gibt es nicht" – war Familienjargon der Wirths zur Kennzeichnung von Zerstörung oder Nicht-Funktionieren.

[12] Andres Pirk (1912–1987). Hatte Gesang am Tallinner Konservatorium studiert, arbeitete beim Sender als Musikredakteur und Ansager. Emigrierte 1949 über Deutschland nach Argentinien.

[13] „Wolfgang Cornelius" war das Pseudonym von Helmuth Wirth.

[14] Koni, studierte in der Dirigentenklasse am Tallinner Konservatorium, wurde Ende 1944 in die Armee mobilisiert, seit den letzten Kriegsmonaten verschollen.

[15] Sergej Prochorov (1909–1985), arbeitete auch später als Dirigent in Tallinn, Petrozavodsk und Leningrad.

[16] Juhan Kaljaspoolik (1909–1979), estnischer Klarinettist, Dozent am Tallinner Konservatorium.

[17] Laine Siim-Leichter (geb. 1919), estnische Cellistin, Dozentin am Tallinner Konservatorium.

[18] Carmen Prii-Berendsen (1917–1991, spätere Romanenko), estnische Violinistin. Flüchtete 1944 nach Deutschland, zog von da 1950 in die USA.

[19] Els Vaarman-Kaljot (1908–1966), Opernsolistin im Estonia-Theater. Flüchtete 1944 nach Schweden.

[20] Kadi Taniloo-Tekkel (1911–1998), estnische Sängerin, Schauspielerin und Regisseurin. Flüchtete 1944 nach Deutschland, lebte 1950–94 in den USA, danach in Tartu.

[21] Valentine Kask (1899–1974), Opernsolistin im Estonia-Theater. Flüchtete 1944 nach Deutschland, zog von da 1946 nach Schweden.

[22] Salme Lott (geb. 1911), Opernsolistin im Estonia-Theater. Flüchtete 1944 nach Deutschland, zog von da 1949 in die USA.

[23] Ia Uudelepp (1913–1983), Operetten- und Unterhaltungssängerin.

[24] Eugen Miller war Tontechniker beim Sender. Wurde mit der Gruppe des Landessenders Reval nach Deutschland evakuiert. Wohnte 1945–59 in Lübeck und wirkte da als Korrespondent der BBC. Später mit denselben Aufgaben in Madrid und (ab 1964) in London.

[25] Valve Silm-Andreas arbeitete beim Sender als Ansagerin.

[26] Herbert Laan (1907–1988), estnischer Violinist, Professor am Tallinner Konservatorium.

[27] Karin Prii-Raudsepp (geb. 1915, später Grisar), estnische Pianistin, Schwester von V. Prii. Flüchtete 1944 nach Deutschland, zog von da 1949 nach Belgien.

[28] Mari Kamp-Poska (geb. 1915, spätere Boreus), Opern- und Operettensolistin am Estonia-Theater und am Göteborger Theater. Flüchtete 1944 nach Schweden.

[29] Rudolf Tobias (1873–1918), estnischer Komponist und Organist. Emigrierte 1908 nach Deutschland.

[30] Evald Aav (1900–1939), estnischer Komponist und Chordirigent.

[31] Tiit Kuusik (1911–1990), Opernsolist im Estonia-Theater, in Kassel und Wien, Professor am Tallinner Konservatorium.

[32] Leo Tauts (1914–1973), estnischer Komponist und Dirigent.

[33] Villem Kapp (1913–1964), estnischer Komponist, Dozent am Tallinner Konservatorium, Neffe von Artur Kapp.

[34] Jenny Siimon (1905–1982), estnische Kammersängerin, Dozentin am Tallinner Konservatorium.

[35] Endel Kalam (1915–1985), estnischer Violaspieler und Dirigent. Wurde mit der Gruppe des Landessenders Reval nach Deutschland evakuiert, zog von da 1950 in die USA.

[36] Zelia Uhke-Aumere (geb. 1919), estnische Violinistin. Flüchtete mit ihrem Mann, dem Pastor Rein Uhke, 1944 nach Schweden.

[37] Dr. Roman Toi (geb. 1916), estnischer Dirigent und Komponist. Wurde mit der Gruppe des Landessenders Reval nach Deutschland evakuiert, zog von da 1949 nach Kanada.

[38] Am 24. Februar 1918 wurde die Republik Estland ausgerufen.

V
Architektur

Viktor Dmitriev

Karl Speckle – Baumeister des Ingenieurkorps in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts[1]

Der vorliegende Vortrag ist ein kurzer Abriß der schöpferischen Tätigkeit des Architekten Karl Johann Speckle, eines Deutschen der Herkunft nach, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Rußland wirkte.

Karl Johann Speckle war der Nachkomme eines bekannten deutschen Ingenieurs und Architekten des 16. Jahrhunderts, Daniel Speckle. Sein Vater, Philipp Speckle, war Metallgießer sowie ornamentaler Bildhauer und stammte aus der „Freistadt Misminster" (nicht eindeutig indentifizierbar, evtl. Münster im Elsaß). In Amsterdam wurde er 1698 von Zar Peter I. in russische Dienste genommen. Nach dem Bau der Kanonengießhalle im Jahre 1712 in St. Petersburg arbeitete und lebte Philipp Speckle dort bis zu seinem Tode 1734. In St. Petersburg sind auch seine beiden jüngeren Söhne, Paul und Karl, geboren. 1743 waren sie Schüler der Kirchenschule an der evangelisch-lutherischen St.-Annen-Gemeinde. Später wurden die beiden Brüder aus eigenen Mitteln in verschiedenen Wissenschaften sowie in Architektur, Bildhauerkunst und Malerei unterrichtet.

Ihre Lehrstelle ist nicht bekannt, aber die Qualität der Ausbildung war offensichtlich hoch. 1757 wurden die Brüder in den Dienst der Baukanzlei übernommen. Vorher hatten sie bei dem Oberarchitekten des kaiserlichen Hofs, B. F. Rastrelli, im Examen gestanden und auf seine Empfehlung Stellen als Hilfsarchitekten der Zweiten Klasse bekommen.

Als Mitglieder des Militärstabes von Rastrelli erwarben die Brüder die ersten praktischen Erfahrungen in der Architektur, indem sie am Bau hervorragender Denkmäler des russischen Barocks wie

des kaiserlichen Winterpalais und dem Alexander-Newski-Kloster teilnahmen. Während der Arbeit in der Baukanzlei erhielten Paul und Karl Speckle mehrfach von Rastrelli und später von seinem Nachfolger seit 1764, dem Architekten G. F. Feldten, hervorragende Zeugnisse.

1765 trat Karl Speckle auf Anordnung des Grafen G. G. Orlow das Amt des Architekten des Ingenieurkorps an. Die Ingenieurverwaltung als unabhängige Behörde wurde in Rußland in den 1720er Jahren gegründet und war am Anfang ausschließlich eine Militäranstalt. Die Ingenieure wie das ganze Artilleriekorps wurden während des ganzen Jahrhunderts der Kanzlei der Artillerie und der Fortifikation unterstellt. Zu dem Tätigkeitsbereich der Ingenieure gehörte außer dem Bau der Festungen und der Militärbauten die Landvermessung, der Straßenbau, der Bau der Kanäle, der Schleusen sowie der Paläste.

Von 1730 bis 1747 stand der deutsche Architekt J. J. Schuhmacher im Amte des Architekten „bei der Artillerie". 1735 wurde nach seinem Entwurf die steinerne Gießereihalle in St. Petersburg gebaut; in den 1730er Jahren leitete er den Bau des Arsenals im Moskauer Kreml. Die Projektierung und den Bau der Militärbauten in den Festungen führten hauptsächlich die örtlichen Ingenieure aus. Die Bebauung wurde vornehmlich aus Holz durchgeführt und war nicht von architektonischem Interesse.

Am Ende der 1750er Jahre wurde auf Anregung des Generals I. P. Schuwalow eine Spezialkommission für die Prüfung des Zustands der Festungen gebildet. In dieser Zeit breitete sich der Tätigkeitsbereich der Militäringenieure weiter aus, und der Bau privater und staatlicher Gebäude und Lagerhäuser sowie die Erarbeitung der Pläne für die Bebauung der Festungen „gemäß den Regeln für die Zivilarchitektur" waren möglich. Das Kommando des Ingenieurkorps mußte jedoch dabei die schwache Ausbildung seiner Kader auf dem Gebiet der architektonischen Projektierung feststellen.

1762 billigte Katharina II. den Bericht der Militärkommission über die Unterhaltung der russischen Festungen und Arsenale. Die Festungen des russischen Reichs wurden in 5 Departements aufgeteilt und in fünf Festungen baute man Arsenale für Belagerungswaffen auf.

Außer der Bereitstellung von Mitteln für die Unterhaltung der Festungen war darin ein Programm für deren Verbesserung und

Erneuerung, in vielen Fällen für die Ersetzung der Holzbauten durch Steinbauten, vorgesehen.

Im gleichen Jahr wurde der Architekt J. W. von Didrichstein, der Polen „verlassen hatte", im Artilleriekorps unter Vertrag aufgenommen; er war beauftragt, das Projekt des Arsenals in St. Petersburg auszuführen. Diese Pläne wurden 1763 bestätigt, aber das Gebäude ist nie erbaut worden. Nach Ablauf des Vertrags im Jahre 1765 wurde von Didrichstein entlassen.

Das Amt des Architekten des Ingenieurkorps wurde erstmalig bei der Bestätigung des Stellenplans ausgewiesen. Die Stelle blieb danach noch zwei Jahre unbesetzt. Karl Speckle, der diesen Posten im Mai 1765 antrat, wurde somit der erste Architekt des russischen Ingenieurkorps; er bekleidete dieses Amt 31 Jahre.

Gemäß seinem Vertrag verpflichtete sich Karl Speckle, alle Projekte hinsichtlich des Ingenieurkorps sowie die Projekte der Feuerwerke, deren Durchführung dem Artillerielaboratorium auferlegt wurde, auszuführen. Außerdem sollte er vier Schüler in der Architektur und in der Feuerwerkskunst unterweisen. Der Gesamtbetrag seines Lohnes machte im Jahr 700 Rubel aus.

In Wirklichkeit reichte der Beschäftigungsbereich von Speckle weiter. 1766 zu dem Amt des Architekten des Artilleriekorps berufen, wurde W. I. Bashenow schon im Januar 1767 nach Moskau geschickt, wo er im Auftrag von Katharina II. bis 1790 am Projekt des Kremlpalais arbeitete und den Bau des Palaiskomplexes in Zarazino durchführte. Während der Abwesenheit von Bashenow sollte Speckle auch die Funktion des Architekten des Artilleriekorps wahrnehmen.

Der Wirkungsbereich von Speckle umfaßte somit alle Festungen des russischen Reiches einschließlich der gesamten Bauten der Festungsgarnisonen für die Artillerie- und Ingenieurtruppen sowie der staatlichen Industriegebäude der Militärverwaltung in den russischen Städten.

Die Typologie solcher Bauten war sehr mannigfaltig: Kasernen, Offizierswohnungen, Hauptwachen, Militärschulen, Waffenwerkstätten und andere Bauten. Die Pläne der Militärbauten waren Bestandteil der allgemeinen Pläne der Festungen, die in der Kanzlei der Artillerie und Fortifikation erarbeitet wurden. Dabei löste man auch städtebauliche Aufgaben: die Planung und Komplexbebauung

der Festungsräume. Wenn diese Pläne von den örtlichen Ingenieuren entworfen worden waren, schickte man sie nach St. Petersburg zur Begutachtung, und in vielen Fällen wurden sie erst nach Umarbeitung durch den Architekten bestätigt.

Der Umbau des Gebäudeblocks der Artillerie- und Ingenieurbehörde in St. Petersburg ist eine der größten Arbeiten von Karl Speckle. Zu dem Gebäudeblock gehörten einige Stadtviertel auf der Moskauer Seite am südlichen Ufer der Newa und an den beiden Seiten der Litejnajastraße. Von 1770 bis 1780 wurden die neue Kanzlei aus Stein für die Artillerie- und Fortifikationsbehörde, ein Modellhaus, Werkstätten, eine Schmiede, Lagerhäuser, Kasernen, ein Artillerielazarett und viele andere Bauten errichtet. Einige Bauten von diesem Gebäudeblock sind in ihrer neuen Gestalt bis heute erhalten geblieben. Das Gebäude des Arsenals in St. Petersburg war der größte Bau dieses Blocks. 1770 bearbeitete Speckle die Pläne. Die Bauarbeiten wurden mit Mitteln des Grafen C. G. Orlow etappenweise von 1770 bis 1790 durchgeführt. In seiner endgültigen Gestalt bildete der Bau ein geschlossenes rechteckiges Viereck mit Innenhof. Die Außengestalt des Gebäudes wurde als monolithischer Baukörper, dessen massive Gestalt durch die abgeschrägten Ecken unterstrichen wurde, konzipiert. Die Mitte der Hauptfassade zeichnete sich durch einen großartigen Aufbau mit Säulenordnung und massivem Gebälk aus. In der Gestaltung der Fassaden offenbarte sich der Geist des Barocks durch Ovalfenster, Bearbeitung der Fensterverkleidungen und abgeschrägte Ecken.

Neben dem Gebäude der Kunstakademie (1765–1772) ist das Arsenal einer der größten Bauten des früheren Klassizismus in St. Petersburg. Bis zur Gegenwart wird die Urheberschaft des Arsenals dem russischen Architekten W. I. Bashenow zugeschrieben. 1917 ist das Arsenal abgebrannt; später wurde es abgerissen.

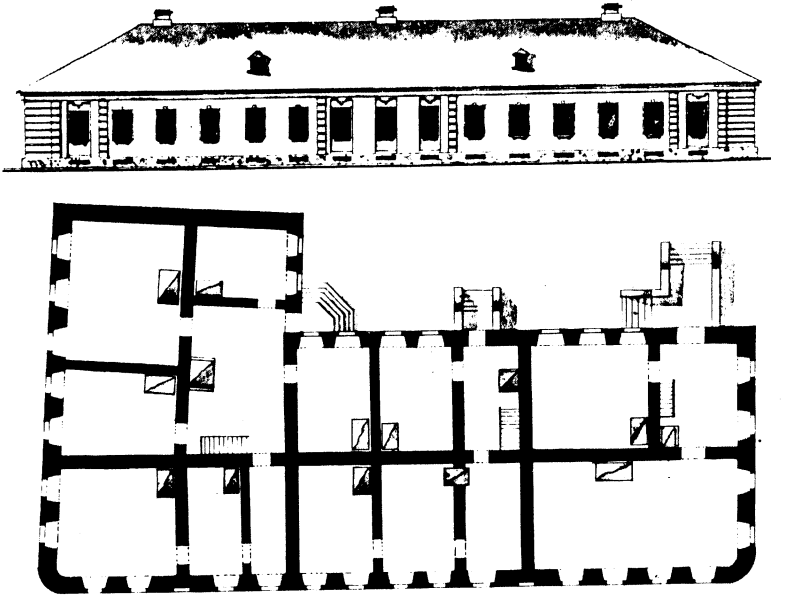
Eine ähnliche Raumkonstruktion hat das Arsenal in Kiew, dessen Pläne Speckle im Jahre 1783 ausgearbeitet hat (Bauzeit 1784–1801). In der Architektur des Kiewer Arsenals ist ebenfalls die Einheitlichkeit des Gebäudes mit regelmäßigen Fensteröffnungen und ausgeprägter Rundung der Ecken hervorgehoben. Die Fassadengestaltung ist strenger, die Wandflächen sind mit großen Quadern verkleidet. Für den Urheber der Pläne hält man bis heute den Militäringenieur I. I. Meller, der aber lediglich als General diese Pläne zu bestätigen hatte.

Blick in die Liteijnaja-(Gießerei-)Straße in St. Petersburg. Im Hintergrund das Arsenal, in der Bildmitte die Kanzlei der Artillerie und des Befestigungswesens. Kupferstich von Thomas Malton nach einer Zeichnung von Joseph Hearn (1790) (Graphische Sammlungen der Russ. Nationalbibliothek St. Petersburg).

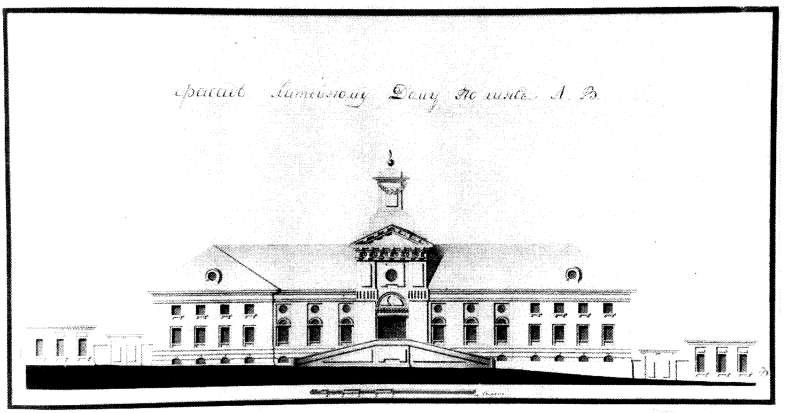
Als typisches Beispiel des Schaffens von Karl Speckle bei der Bebauung von Festungen kann die Wiborger Stadtbefestigung dienen. Der Plan der Festung mit dem Projekt der inneren Bebauung wurde 1772 bestätigt. In den nachfolgenden Jahren errichtete man nach den Zeichnungen von Speckle Steinbauten, eine Hauptwache, ein Ingenieurdienstgebäude (1775), Soldatenkasernen, Zeughäuser, Holzhäuser für die Stabs- und Oberoffiziere. Die Gebäude, die bis heute erhalten geblieben sind, verleihen der Bebauung im modernen Stadtteil auf dem Territorium der Befestigungsanlagen von Kron-St. Annen ein ausdrucksvolles Kolorit. Später, in den 1780er Jahren, wurden im Artilleriehof der Hauptfestung einige Gebäude nach den Plänen von Speckle erbaut: Offizierswohnungen, Kaser-

nen, eine Werkstatt, ein Pferdestall und andere Bauten. Das Haus des Ingenieurkommandeurs ist in dieser Reihe der Bauten von größter Bedeutung. 1784 gebaut, wurde es gleich an den Gouverneur von Wiborg, den Prinzen Friedrich-Wilhelm von Württemberg aus Stuttgart, als Residenz übergeben.

Bis heute sind die Militärbauten, die nach den Plänen von Speckle in anderen Festungen des Alten Finnland gebaut wurden, erhalten geblieben: in Fredrikshamn/Hamina die Ehrenwache und der Flaggenturm (1785), in Willmanstrand/Lappeenranta die Ehrenwache (1778) und Soldatenkasernen, in Kexholm/Käkisalmi/Priosjorsk das Artilleriearsenal (1782).



Artilleriekaserne der Festung Wiborg. Plan von Karl Speckle 1785, ausgeführt 1786. Zeichnung aus dem Atlas der Provinz Wiborg (Vyborgskij gubernskij atlas).



Waffenfabrik in Brjansk: Plan für die Fassade der Gießerei, entworfen von Karl Speckle 1783, erbaut 1787 (Archiv der St. Petersburger Filiale des Historischen Instituts der Russischen Akademie der Wissenschaften).

Von 1770 bis 1780 wurde die Komplexbebauung der Zitadelle in Riga ganz neu konzipiert; die Pläne wurden 1772 bestätigt. Die Typologie der Bauten war ähnlich: ein Ingenieurshaus, Kasernen, Offiziershäuser. Die Architektur der Gebäude zeichnete sich durch den Stil von Speckle aus; in vielem steht sie den Gebäuden in der Wiborger Burg sehr nahe.

In ähnlicher Form wurde die Bebauung der russischen Festungen in Estland und Livland ausgeführt (Pernau, Dorpat, Reval, Dünamünde) – aber auch in Kronstadt, in Smolensk und in anderen Festungsstädten Rußlands. Der Architekt Karl Speckle fertigte aber auch die Pläne für den Umbau der alten Bauten, die Bestandteil des jeweiligen Festungskomplexes waren. 1770 errichtete man nach seinem Plan einen Glockenturm mit spitzem Helm in der Fe-

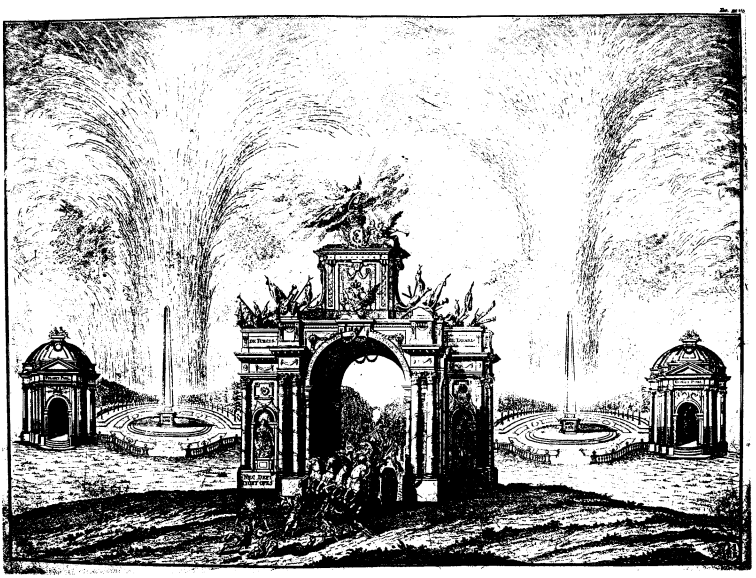
stung Schlüsselburg; 1786 wurde die neue Bekrönung des Hermannsturms des Schlosses von Narva ausgeführt.

Einen besonderen Platz in der schöpferischen Tätigkeit des Architekten nahm die Projektierung der Industrieanlagen für die Militärbehörde ein. 1770 führte Karl Speckle das Projekt des Steingebäudes für die Bohrdrehanlagen zur Kanonenproduktion im Pulverwerk Ochtino in St. Petersburg aus. Von 1770 bis 1780 wurde nach seinem Entwurf der Komplex der Steinbauten im Waffenwerk von Sestrorezk gebaut: neun Fabriken, ein Zeugamt, eine Kommandantur, ein Tor und andere Anlagen. 1783 entwarf Speckle das Waffenwerk in Brjansk, zu dem noch eine Gießereihalle, eine Hochofenfabrik, eine Anlage für die Bohrmaschinen, eine Schmiede und andere Bauten gehören.

Der Gebäudekomplex der Artillerie- und Ingenieurkadettenanstalt in St. Petersburg war ein weiteres großes Bauwerk des Architekten. Die Kadettenanstalt wurde 1758 gegründet. Nach ihrer Neugestaltung 1783 nach dem Entwurf von Speckle baute man neue Gebäude: Kadettenunterkünfte, Klassenräume, eine Manege, ein Laboratorium u. a.

Die Besonderheit der Projektierung der staatlichen Industrie- und Militärbauten regte den Architekten zu zweckmäßigen Lösungen, zu städtebaukünstlerischer Wirkung mit wenigen Gestaltungsmitteln an. Die von Speckle entworfenen Gebäude sind in der Regel einfach in der Raumgestaltung und haben einen streng am Nutzungszweck orientierten Plan. Die Fassadenkomposition ist symmetrisch, gut gestaltet und ausgeglichen. In der Fassadengestaltung verwendete man Pilaster, flache Lisenen, Facettenquader, Nischen, Giebel, Brüstungen über dem Sims, verschiedene Formen der Fensterumrahmungen und -simse. Bei der relativen Einfachheit der Gesamtkomposition und der Gestaltungselemente ist jedoch das Streben des frühen Klassizismus nach Gliederung der Wandflächen und ihrer Gestaltung mit Dekorationselementen zu bemerken. An den einzelnen Bauten des Architekten sind aber auch Barockmotive (die Bekrönung des Flaggenturms in Fredrikshamn, des Rundturms in Wiborg, des Glockenturms in Schlüsselburg) sowie Gotikmotive (Spitzbogenfenster an der Fassade des Werks in Brjansk) zu sehen.

Eine viel breitere Palette der Mittel der Städtebaukunst und eine Glanzleistung seiner Graphikkunst demonstrierte der Architekt in



Feuerwerk zu Ehren der Siege Katharinas II. im Jahre 1770. Kupferstich von Karl Speckle. (Graphische Sammlungen der Russischen Nationalbibliothek St. Petersburg).

den Entwürfen der Dekorationsanlagen für das festliche Feuerwerk in den 1770er Jahren anläßlich der Siegesfeiern von Katharina II. Besonders zu nennen ist der Siegesbogen, der mit Skulpturen, Girlanden, Armaturen und einem Monogramm geschmückt war. Ein anderes Beispiel ist das System der komplizierten architektonischen Formen, die eine in ihrer Mitte stehende Siegessäule umgeben.

Neben seinen Architektenpflichten arbeitete Karl Speckle auch an Zeichnungen für die Schmuckmotive der Waffen und unterrichtete die Kadetten des Land-, Artillerie- und Ingenieurkorps in der Zivilarchitektur. Während seiner Tätigkeit im Ingenieurkorps unterrichtete er elf Schüler im Fach Architektur.

Außer seinen dienstlichen Arbeiten für die Militärbehörde führte der Architekt große Bauten der Zivilarchitektur aus. Das bedeutendste Werk unter ihnen ist das Ensemble des Tschesme-Palais,

einer der ersten persönlichen Paläste von Katharina II., der zum kurzen Verweilen des kaiserlichen Hofs auf der Fahrt von St. Petersburg nach Zarskoje Selo diente. Der Palast war als mittelalterlicher Adelssitz mit einem Graben, Zugbrücken und Toren gedacht. Er wurde 1774/77 gebaut. Er hatte einen originellen dreieckigen Grundriß mit runden Türmen an den Ecken. Zum Ensemble gehörten auch die Gesindebauten und eine Kirche (Bau 1777/80). In der Außengestalt dominierten die Elemente der gotischen Architektur: massive Raumtürme, Zahnbrüstungen, Spitzbogenfenster. Das Tschesme-Palais wurde einer der frühesten Bauten der Neogotik in der russischen Architektur. Die G. F. Feldten zugeschriebene Urheberschaft des Entwurfs hat keine zureichende Begründung, und der Anteil von Speckle an der Ausführung des Ensembles erlaubt anzunehmen, daß er auch der Autor vom Entwurf des ganzen Palastensembles war.

In den 1780er Jahren wurden die „chinesischen" Eisenbrücken für den Kanal im Alexanderpark in Zarskoje Selo nach dem Entwurf von Karl Speckle im Waffenwerk von Sestrorezk angefertigt.

Unter den privaten Bauten von Karl Speckle ist das Wohnhaus am Gagarinkai in St. Petersburg, das sog. Haus von Baur, (1780er Jahre) zu nennen. Das Haus wurde zuerst für den General-Ingenieur M. I. Mordwinow gebaut und ging nach seinem Tod in das Eigentum seines Nachfolgers im Amt des Chefs des Ingenieurkorps, F. Baur, über.

Die schöpferische Arbeitsbreite und das Niveau der architektonischen Meisterschaft geben allen Grund, die Urheberschaft von Karl Speckle auch hinsichtlich einiger weiterer bemerkenswerter Baudenkmäler des Klassizismus, deren Urheberschaft bis heute offenbleibt, anzunehmen. Das sind vor allem sieben gleichartige Steinbrücken über den Fluß Fontanka in St. Petersburg, deren Bau zusammen mit den Kais und den Anlegestellen vom Ingenieurkorps in den Jahren 1780/89 durchgeführt wurde.

Alle Brücken hatten drei Öffnungen und in der Mitte eine Vorrichtung zum Hochziehen der Brücke. Die durch vier Türme mit Hebevorrichtungen gebildete eigenartige Silhouette der Brücken schloß eindrucksvoll den Kaidurchblick. Erhalten geblieben sind zwei Brücken in umgebauter Gestalt: die Tschernyschew- und die Kalinkinbrücke (1787). Das andere Speckle zuzuschreibende Objekt ist die Kommandantenanlegestelle aus Granit bei dem Newator der St. Petersburger Festung (1777).

Karl Speckle gehört zu der Generation von Architekten deutscher Herkunft, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Rußland ihre künstlerische Reife erreicht und zahreiche Werke geschaffen haben. Viele von ihnen, – G. F. Feldten, G. Paulsen, J. B. Fock, P. Paton, K. Paulsen, – begannen ihre Tätigkeit in der Werkstatt von B. F. Rastrelli in der Blütezeit des russischen Barocks; später haben sie ihren Beitrag zum Entstehen des neuen Stils, des Klassizismus, geleistet. Die Bauwerke von Speckle waren in vielen Fällen die ersten Bauten dieses neuen Stils in Städten der russischen Provinz.

Zusammen mit Karl Speckle arbeiteten im Ingenieurkorps andere deutsche Fachleute. Konrad Mühlhausen aus Sachsen diente als Mechaniker seit 1755, baute im Pulverwerk von Ochtino eine Wassermühle und den Kanal mit der Schleuse, die Zugbrücken in Wiborg und die Marinebatterie in Reval. G.V. Sigismundus war Maurermeister, ehemaliger Stadtarchitekt in Narva, baute das Arsenal in St. Petersburg und diente seit 1775 am Ladogakanal, wo er eine Schleuse baute. J. G. Österreich, freier Bildhauer aus Reval/Tallinn, führte vier Statuen aus Revaler Kalkstein („Revalstein") für das Arsenal in St. Petersburg aus.

1785 hat der Architekt Karl Speckle die russische Staatsbürgerschaft angenommen; 1793 wurde er mit dem St.-Wladimir-Orden für 35 Jahre untadeligen Dienst ausgezeichnet. Gestorben ist er 1796 in St. Petersburg.

Viele Bauwerke von Karl Speckle wurden im Laufe der Zeit entweder vernichtet oder verändert; die Bauwerke, die bis heute erhalten geblieben sind, zeugen beredt von der manifesten Individualität der Epoche Katharinas II. ■

Anmerkung:

Dieser Vortrag beruht auf Archivmaterial, das der Autor in folgenden Archiven der Russischen Föderation ausgewertet hat:

1. Russisches Staatliches Militärgeschichtliches Archiv/Moskau (Rossijskij gosudarstvennyj voenno-istoričeskij archiv = RGVIA).
2. Staatliches Russisches Archiv der alten Akten in Moskau (Rossijskij gosudarstvennyj archiv drevnich aktov = RGADA).
3. Archiv des Militärhistorischen Museums der Artillerie, der Pioniertruppen und Nachrichtentruppen in St. Petersburg (Archiv voenno-istoričeskogo muzeja artillerii, inženernych vojsk i vojsk svjazi = VIMA/VIVS).

Petri Neuvonen

Zwischen Ost und West: Bemerkungen zu Wiborgs Architekturgeschichte

Im folgenden werde ich einen kurzen Überblick darüber geben, wie Wiborgs Architekturgeschichte finnischerseits in den letzten einhundert Jahren interpretiert worden ist. Als Quellengrundlage dienen mir dazu nicht nur die Aufsätze professioneller Historiker, sondern ich habe auch populärwissenschaftliche Publikationen berücksichtigt, die sich mit der Architektur Wiborgs beschäftigen. Die Linie zwischen diesen beiden Gruppen ist nicht immer eindeutig zu ziehen. In meinem Rückblick werde ich besonders auf die folgende Frage stärker eingehen: In welchem geographischen und kulturellen Kontext wird Architekturgeschichte diskutiert? Schließlich werde ich einen möglichen Weg zu neuen Perspektiven in Bezug auf Wiborgs architektonische Vergangenheit skizzieren.

Häufig wurde Wiborgs Architekturgeschichte aus dem engen Blickwinkel lokaler und nationaler Geschichtsschreibung betrachtet. Der europäische Kontext und die internationalen Verbindungen der Architektur treten in der Stadtgeschichtsschreibung gewöhnlich nicht besonders deutlich hervor. Die Architektur wird nur in ihrem jeweiligen schwedischen, russischen und finnischen Kontext untersucht. So ist auch der weit überwiegende Teil der zu diesem Thema entstandenen Literatur auf Finnisch und Schwedisch publiziert worden. Ihr potentielles Publikum war somit auf eine eher kleine geographische Region beschränkt.

Die Untersuchungen von Gabriel Lagus (1893–1895) und J. W. Ruuth (1906) legten die Basis, auf der ein Großteil der nachfolgenden Literatur aufbaute.[1] Beide untersuchten die Architektur strikt auf rein lokaler Ebene mit gelegentlich einigen wenigen Bemerkungen zum nationalen Kontext. Auch die in den 1970er und 1980er Jahren erschienene überarbeitete Auflage dieser Stadtgeschichte be-

zieht sich in den Abschnitten über die Evolution der Stadt und ihrer Architektur vornehmlich auf Ruuth.[2]

Während der 1920er und 1930er Jahre umfaßte die Literatur über Wiborgs Architektur hauptsächlich kurze, populärwissenschaftliche Aufsätze, illustrierte Bücher und Touristenführer. Nachdem Wiborg an die Sowjetunion übergegangen war und die Bürger erstmalig 1940 und ein zweites Mal 1944 nach Finnland evakuiert worden waren, nahm die Literatur über Wiborg neue Formen an. Innerhalb der folgenden fünf Jahrzehnte erschien eine beträchtliche Menge an populärer Literatur über Wiborg häufig in Gestalt nostalgischer Memoiren ehemaliger Wiborger Bürger. In ihren Beschreibungen wurde die Vergangenheit häufig durch die schreckliche Erfahrung des Zweiten Weltkrieges in Ausschnitten und somit gefiltert wahrgenommen. Von besonderer Bedeutung für die Geschichte der Architektur ist das aufwendig illustrierte Werk „Viihtyisä vanha Viipuri" [Das schöne alte Wiborg] des aus Wiborg stammenden Architekten Juhani Viiste. Es wurde erstmalig 1943 publiziert und hat danach mehrere Neuauflagen erfahren.

Eine Untersuchung über die russische Architektur wurde noch bis in die Gegenwart dadurch konterkariert, daß die Finnen im wesentlichen keinen Zugang zu den russischen Militärarchiven hatten. Die zu dieser Zeit in Finnland erhältlichen Quellen, die sich mit der russischen Ära (1710–1811) befassen, sind eher dürftig zu nennen, wenn man sie mit dem Reichtum an Karten und Gebäudezeichnungen vergleicht, die vor einiger Zeit in einem Buch von Ulla-Riitta Kauppi und Michail Miltschik reproduziert wurden.[3] Das Kapitel über die Architektur der russischen Periode macht deutlich, daß das Thema noch lange nicht erschöpft ist. Ebenso haben Rainer Knapas und Juri Küttner in den 1980er Jahren profunde Artikel über die russische Architektur in Wiborg publiziert.[4]

Einige Autoren haben explizit gemutmaßt, daß sich ein Thema wie eine Art Leitfaden durch Wiborgs Architekturgeschichte zieht: seine Lage als Grenzstadt zwischen Ost und West.[5]

Aber auch auf subtilere Weise läßt sich ein Eindruck von der dialektischen Wechselwirkung östlicher und westlicher Einflüsse gewinnen, die sich in der Architektur der Stadt zeigen. Im Falle Wiborgs vermag die Perspektive lokaler und nationaler Geschichte, vereint mit der dramatischen politischen Geschichte der Stadt, still-

schweigend und sogar unbewußt die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Ost-West-Achse lenken. Zunächst, als Wiborg ein Teil Schwedens war, sah man den Ursprung der Impulse im Westen, dann, nach 1710, mit dem Übergang an Rußland, schienen die Einwirkungen aus dem Osten zu kommen, und in den Phasen, als Wiborg ein Teil des autonomen Großfürstentums Finnland und des unabhängigen finnischen Staates war, scheint die Quelle der Einflüsse wieder im Westen zu liegen.

Auch die militärische Architektur lenkt die Gedanken des Lesers leicht in Richtung einer Auseinandersetzung zwischen Ost und West. Über Jahrhunderte diktierten militärische Überlegungen Wiborgs urbane Gestalt, und viele der hervorstechenden Architekturdenkmäler sind eng mit der kriegerischen Geschichte der Stadt verflochten. Die Burg, die mittelalterliche Stadtmauer und ihre aus dem 16. Jahrhundert stammenden Erweiterungen sind als Symbole für den Status der Stadt als Festung gegen den Osten gesehen worden, wohingegen die aus dem 18. Jahrhundert stammenden Festungsanlagen in Siikaniemi als gegen den Westen gerichtet interpretiert wurden. Die Militärbauten haben Wiborg auch einmalig in der finnischen Architektur gemacht, denn es war zum Beispiel die einzige mittelalterliche Stadt Finnlands, die von einer Stadtmauer umgeben war.

Der Mythos von zwei getrennten kulturellen Gebieten – Ost und West – tauchte während der 1920er und 1930er Jahre oft in Reiseführern und populären Schriften über die Architektur Wiborgs auf.[6] Päiviö Tommila zufolge teilten zu dieser Zeit sogar die professionellen finnischen Historiker antirussische Ansichten und betrachteten Finnland als Vorposten der westlichen Zivilisation.[7] Während der ideologischen Konfrontation des noch jungen unabhängigen Finnlands mit der Sowjetunion hatte dieser Mythos eine starke politische Dimension.

Auch zwei aktive Erforscher von Wiborgs architektonischer Vergangenheit, die Architekten Juhani Viiste (Vikstedt) und Otto-Iivari Meurman, letzterer der erste Stadtplanungsarchitekt Wiborgs, hatten antirussische Ressentiments und sahen Wiborg ebenfalls als vorgeschobene Bastion westlicher Zivilisation.[8] Dennoch hielten diese Ansichten sie aber nicht davon ab, den künstlerischen Wert der russischen Periode anzuerkennen. Als die Statue Peters des

Großen 1918 von einer Kompanie finnischer Soldaten von ihrem Sockel gestoßen worden war, empörte sich Juhani Viiste gegen einen solchen „blinden Chauvinismus", wie er es nannte.[9] Er verlieh seiner Sorge Ausdruck, indem er davor warnte, daß, wenn sich nicht einiges änderte, „...früher oder später viele prachtvolle russische Kirchen oder private Gebäude der russischen Ära zerstört werden würden nur aufgrund der Tatsache, daß sie russisch seien." Viiste erkannte, daß Fragen der Kunst und der Nationalität nicht miteinander verquickt werden dürften. Sowohl Viiste als auch Meurman bewunderten die klassizistische Architektur des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts aus der russischen Ära und setzten sich in den 1920er und 1930er Jahren aktiv für ihre Erhaltung ein.

Einander widersprechende Interpretationen der Stadtgeschichte und des symbolischen Gehalts ihrer Spuren haben oft gleichzeitig auf den verschiedenen Seiten ideologischer und politischer Barrieren existiert. Die am deutlichsten sichtbare Barriere lag in der Vergangenheit zwischen Finnland und Rußland oder der Sowjetunion.[10] Der Fall des Kommunismus hatte zur Folge, daß sogar in Rußland die finnische Interpretation an die Stelle der offiziellen Sowjetpropaganda getreten ist.

Eine europäische Perspektive einzunehmen und damit die Entscheidung zu treffen, sich stärker als zuvor an ein größeres europäisches Publikum zu wenden, könnte den Weg für neue Betrachtungsweisen auf Wiborgs architektonische Vergangenheit öffnen. Indem man die Architektur der schwedischen, russischen und finnischen Perioden nicht mehr nur in ihren jeweiligen nationalen Kontexten, sondern einem größeren, europäischen Kontext zugehörig betrachtete, erschiene die Architekturgeschichte Wiborgs nicht länger ungewollt als ein Wechselspiel zwischen östlichen und westlichen Elementen. Anstatt die Unterschiede zwischen „östlicher" und „westlicher" Architekur hervorzuheben, würde man auch Gemeinsamkeiten feststellen können. Zum Beispiel haben sowohl die schwedischen Festungen aus dem 16. Jahrhundert wie auch die russischen aus dem 18. Jahrhundert ihren Ursprung in den italienischen Festungen des 15. Jahrhunderts. Auch die elegante Wiborger Architektur des späten 18. Jahrhunderts entstand zu einer Zeit, als die kulturelle Atmosphäre in Rußland dezidiert kosmopolitisch geprägt war.

In Finnland erinnert man sich Wiborgs häufig aufgrund dessen, was es einmalig macht, aber genausogut könnte herausgestellt werden, was es mit anderen europäischen Städten gemein hat. Für viele der Charakteristika, die Wiborg in gewisser Weise für die finnische Geschichte einmalig machen, lassen sich gleichwohl europäische Parallelen finden. Dies gilt für seine mittelalterliche Stadtmauer, seine vielschichtige urbane Struktur wie auch für die Niederlegung der den Stadtkern umgebenden Befestigungsmauern.

Ein möglicher Weg der Annäherung an Wiborgs Architekturgeschichte in einem breiterem Kontext als bisher ist, das Augenmerk auf die Ostsee zu richten. Während der zurückliegenden Jahrhunderte war der deutsche Einfluß in dieser Region sehr stark und die deutsche Bevölkerung spielte eine wichtige Rolle im politischen, ökonomischen und kulturellen Leben Wiborgs. Welche Spuren deutschen Einflusses offenbaren sich einem Besucher Wiborgs heutzutage in der Architektur der Stadt?

Obwohl die Geschichte Wiborgs bis ins Mittelalter zurückgeht, hat die optische Erscheinung der Stadt sehr wenig mit anderen mittelalterlichen Festungsstädten entlang der Ostsee gemein. Der Besucher findet keine sich windenden mittelalterlichen Gassen, hoch aufragenden Giebelhäuser oder spitzen Türme vor, die so charakteristisch für das Erscheinungsbild Tallinns und einiger norddeutscher Städte sind. Wiborg besitzt nichts, was mit den Bürgerhäusern oder ansehnlichen Rathäusern der Hansestädte verglichen werden könnte. Die ehemals mächtigen Kirchen sind lange zerstört, und die mutmaßlich aus dem Mittelalter stammenden säkularen Gebäude enthalten keine Stilelemente, die sich mit ausländischen Einflüssen verbinden ließen.

Gegenüber der Burg steht gleichwohl ein Gebäude, das den Besucher vage an die Architektur der deutschen Hansestädte erinnern könnte. Es handelt sich um das ehemalige historische Museum Wiborgs, das trotz schwerer Kriegsschäden die Charakteristika seiner Hauptfassade bewahrt hat. Das Gebäude stammt aus den 1890er Jahren, als einige Mitglieder der bürgerlichen Elite Wiborgs wieder das vergangene Erbe der Verbindungen Wiborgs zu den deutschen Hansestädten pflegen wollten. Der Planer des neuen historischen Museums, der Stadtarchitekt Brynolf Blomkvist, bekam spezielle Instruktionen, für die Gestaltung der Fassade einen bestimmten,

für die monumentalen Gebäude der Hansestädte typischen Stil zu verwenden.[11] Obwohl der dekorative Stil der norddeutschen Renaissance bis dahin keine direkten Vorbilder in Wiborgs Architektur hatte, erschien er einigen Mitgliedern des Rates als angemessen für das städtische historische Museum. Ein ähnlicher Stil war bereits beim benachbarten Perander-Haus (1897) und anderen von dem aus Wiborg gebürtigen Architekten Eduard Dippell geplanten Gebäuden übernommen worden.

Mit Dippell ist ein möglicher Weg aufgezeigt, die Architektur Wiborgs mit dem europäischen Kontext zu verbinden. Er war der Sohn eines deutschen Immigranten, und es wird vermutet, daß er seine Berufsausbildung in Deutschland erhalten hat.[12] Vorliegende Studien offenbaren weitere, ähnlich spannende Spuren, deren nähere Erforschung noch mehr Licht in das Netzwerk internationaler Einflüsse auf die Wiborger Architektur bringen würde. Zweifelsfrei führten viele dieser Spuren auch nach Deutschland. Die bis dato ungeschriebene Untersuchung über die architektonische Vergangenheit Wiborgs wäre voll von europäischen Parallelen und internationalen Verbindungen. Sowohl Wiborgs kulturelles Flair als auch seine Architektur beinhalten nicht nur finnische, schwedische, russische und deutsche, sondern auch europäische Elemente. ■

Aus dem Englischen von Regina Fuhrmann und Robert Schweitzer

Anmerkungen:

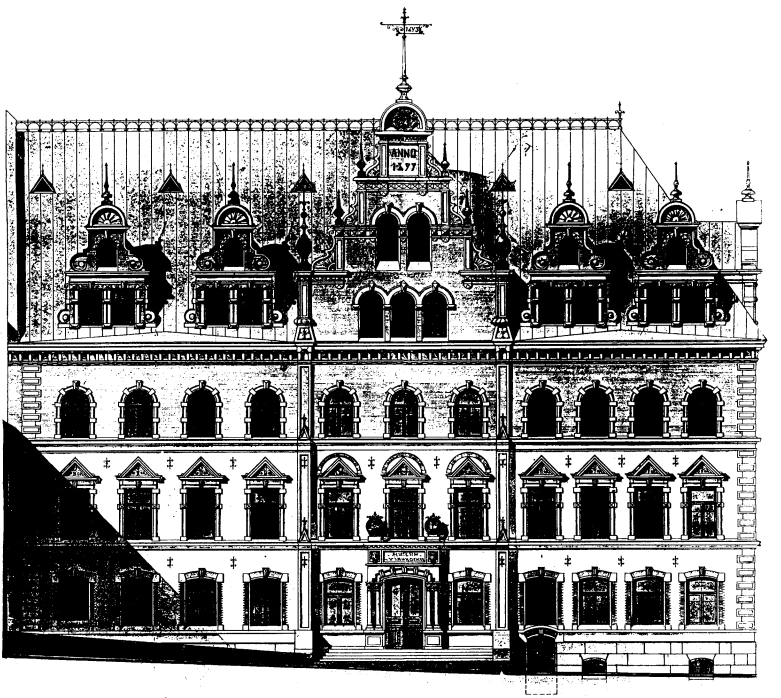
1 Gabriel Lagus, *Ur Wiborgs historia I-II* (Wiborg 1893–1895). J. W. Ruuth, *Viborgs stads historia I–II* (Helsingfors 1906).

2 J. W. Ruuth (Begr.), Erkki Kuujo et al. (Bearb.) *Viipurin kaupungin historia I–V* (Lappeenranta 1974–1982).

3 Ulla-Riitta Kauppi & Mihail Miltšik, *Viipuri: Vanhan Suomen pääkaupunki* (Helsinki 1993).

4 Rainer Knapas, „Vanhan Suomen kaupungit" und „Linnoitusten rakentaminen ja sotilasarkkitehtuuri", in: *Ars: Suomen taide* 2 (1988), S. 156–195; Juri Küttner, *Viipurin ortodoksinen Kristuksen pääkirkko* (unveröffentlichte pro-gradu-Arbeit, Universität Helsinki, Institut für Kunstgeschichte); Juri Küttner, „Viborgs Guvernements Atlas och dess tillkomst", in: *Finskt Museum* (Helsingfors 1987), S. 136–165.

5 Zum Beispiel: J. Vikstedt [später: Juhani Viiste], *Suomen kaupunkien vanhaa rakennustaidetta* (Helsinki 1926), S. 5.



Fassade des sog. Neuen Rathauses von Wiborg, später Historisches Museum; der Plan von Brynolf Blomkvist illustriert die Bemühungen um ein „hanseatisches Stadtbild" um die Jahrhundertwende (Provinzialarchiv Mikkeli).

[6] Otto-Iivari Meurman, „Katsaus Wiipurin asemakaavan kehitykseen ajanjaksona 1293–1918", in: *Wiipurin teknillisen klubin 25-vuotisjuhlajulkaisu* (Viipuri 1920), S. 58; Ilmari Raekallio, *Päivä Viipurissa* (Viipuri 1925); S. 12; Herman Hultin, „Viipuri, Karjalan pääpaikkakunta ja etumuuri", in: *Finlandia vuosikirja 1927* (Helsinki 1928), S. 9–28; Ilmari Raekallio, *Viipurin linna* (Viipuri 1928), S. 99 und 106; Börje Sandberg & H. J. Viherjuuri (Hg.), *Viipuri* (Helsinki 1936), S. 1. – Siehe auch: Arno Tuurna, „Alkusanat", in: J. Kivi-Koskinen et al. (Hg.), *Viipurin kirja* (Pieksämäki 1958), S. 7; Viljo Nissilä, „Viipuri kautta aikojen", ebda., S. 50; Otto-I. Meurman, *Viipurin arkkitehdit* (Helsinki 1977), S. 7; Kaari Utrio, *Vuosisatainen Viipuri: Katsaus Viipurin historiaan* (Helsinki 1991), S. 139.

[7] Päiviö Tommila, *Suomen historiankirjoitus: tutkimuksen historia* (Porvoo/Helsinki 1989), S. 178.

[8] Otto-Iivari Meurman & Maarit Huovinen, *99 vuotta: Mörrin muistelmia* (Porvoo/Helsinki/Juva 1989), S. 121.

[9] Karjala 27. 7. 1918.

[10] Bereits früher wurde von Sven Hirn, Osmo Jussila, Rainer Knapas und Erkki Kuujo diese Problematik diskutiert: Sven Hirn, *Rajatapauksia: Vanhan Viipurin ja Karjalan kulttuurimiustoja* (Helsinki 1964), S. 86–141; Osmo Jussila, *Venäläinen Suomi* (Porvoo/Helsinki/Juva 1983); Rainer Knapas, „Viipuri – vanha ruotsalainen, venäläinen ja suomalainen kaupunki", in: Tuomas Forsberg et al. (Hg.), *Ikuinen Viipuri: Ajankuvia seitsemältä vuosisadalta* (Keuruu 1993), S. 9–31; Erkki Kuujo, „Idän ja lännen välissä", in: Jouni Kallioniemi (Hg.), *Viipurin seitsemän vuosisataa* (Turku 1993), S. 8–31.

[11] Hirn (wie Anm. 10), S. 146–150. Wiborgsbladet 23. 1. 1897, 27. 2. 1897, 22. 4. 1897, 19. 11. 1898 und 22. 11. 1898.

[12] Otto-Iivari Meurman, *Viipurin arkkitehdit* (Helsinki 1977), S. 115.

Mart Siilivask

Deutsche Architekten und Baumeister in Dorpat/Tartu

in der zweiten Hälfte des 19. und am Anfang des 20. Jahrhunderts und ihr Beitrag zur örtlichen Baukunst

Die Aufgabe dieses Referats ist nicht, einen umfassenden Überblick über deutsche Architekten in Estland zu geben, wohl aber auf Grund der behandelten Beispiele von in Dorpat beschäftigten deutschen Architekten und Baumeistern des 19. und 20. Jahrhunderts die Rolle der Deutschen in der örtlichen Baukunst zu verdeutlichen.

Die leitende Rolle der Deutschen in der hiesigen Baukunst war bedingt durch die historisch entstandene Stellung des baltischen Deutschtums. Eine Lage, in der die Auftraggeber der Bauwerke hauptsächlich örtliche Deutsche waren, bedingte die Bevorzugung deutscher Meister und erleichterte ebenso die Adaptation deutscher Baumeister auswärtiger Herkunft. Deswegen war auch das gesamte baltische Architekturleben deutschsprachig und orientierte sich hauptsächlich an Deutschlands Vorbildern. Die baltischen Ostseeprovinzen Rußlands waren ein Vorort der deutschen Kultur im Osten – auch im Bereich der Architektur.

Im 19. Jahrhundert waren fast alle Dorpater Architekten und entwerfende Baumeister deutscher Herkunft. Dabei stammen mehrere von ihnen nicht aus Estland, sondern waren hauptsächlich aus Norddeutschland eingewandert. Im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts kam eine Menge deutscher Ingenieure und Architekten einheimischer Herkunft dazu, von denen mehrere am 1862 begründeten Rigaer Polytechnikum studierten, danach aber an technischen Hochschulen Deutschlands sowie in St. Petersburg sich weitergebildet hatten. Das Rigaer Polytechnikum wurde zu einer wertvollen Pflanzstätte für einheimische Ingenieure und Architekten, dabei auch für die ersten Berufsangehörigen estnischer Herkunft.

I. Architekten der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts:

Johann Wilhelm Krause (1763–1827) stammte aus Schlesien. Als Architekt war er eigentlich Autodidakt. Im Jahre 1780 kam er nach Livland, wo er wegen seiner Kenntnisse in den hiesigen Literatenkreisen berühmt wurde. Im Jahre 1803 wurde er zum Universitätsarchitekt und Professor der Civilbaukunst an der Dorpater Universität ernannt und bekleidete den Posten bis Mitte der 1820er Jahre. Seine Stellung in Estland ist vergleichbar mit der C. L. Engels in Finnland – er war der erste, der die Formen des reinen Klassizismus in die Dorpater Baukunst einführte. Andererseits war er auch der erste, in dessen Schaffen die pittoresken Formen des Historizismus sich äußerten – besonders bei seinen Umbauentwürfen für die Domruine zur Universitätsbibliothek 1803–1805 und bei der Anlage des Parks auf dem Domberg.

Moritz Hermann Jacobi (1801–1874) – mehr bekannt als Gelehrter (an der St. Petersburger Akademie seit 1847), doch als Architekt nicht minder bedeutend. Als Architekt in Potsdam wurde er ein mutiger Nachfolger K. F. Schinkels. In Dorpat entwarf er nach Schinkels Vorbildern die Pläne für die Universitätskirche und der Flügel des Hauptgebäudes und einen Plan für die Marienkirche, die zu den frühesten Beispielen des reifen Historizismus in Estland gehören.

Conrad Cristoph Stremme (1804–1877) stammte aus Hannover, war Universitätsarchitekt und Professor der Civilbaukunst in den 1840er Jahren. Als Zögling der Berliner Bau-Akademie versuchte er in Dorpat die Prinzipien des deutschen Rundbogenstils und einer radikalen eklektischen Architekturkonzeption zu propagieren, doch er scheiterte in seinen praktischen Unternehmungen. Nach der Streichung der Architekturprofessur in Dorpat ging er zurück nach Deutschland, von wo aus er später weiter nach Texas wanderte und in Architekturbüros in St. Antonio tätig war. Sein Projekt für das Pharmazeutische Institut der Universität ist eines von den eigenartigsten Beispielen des frühen Historizismus.

Obwohl die Ideen und Entwürfe der beiden eben Genannten meistens unverwirklicht blieben, sind diese für die Architekturgeschichte sehr bedeutend – durch sie erreichten die neuartigsten Architekturideen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihre Widerspiegelung in Estland. Mindestens wirkte ihr Schaffen auf ihren Nachfolger als Universitätsarchitekt, *Carl Rathhaus* (1805–1872), der

ihre Pläne weiter entwickelte und einige, wie die Universitätskirche und die Flügel des Hauptgebäudes (1856–60) in mehr oder weniger veränderter Form realisierte.

II. Architekten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts:

Maximilian Rötscher (1837–1885) stammte aus Preußen, studierte an der Berliner Bau-Akademie, kam im Jahre 1863 nach Livland und wurde im nächsten Jahr Stadtarchitekt in Dorpat. Er wurde erster Vertreter der Berliner Neurenaissance (Gebäude der Dorpater Bank 1877; Gebäude des Lehrer-Seminars in der Lai-Straße [damals: Breite Str.] 1876–78 u. a.) und des dekorierten Holzbaustils (Klinikgebäude auf dem Domberg, Marktschuppen, einige Wohnhäuser) in Dorpat.

Otto Mohr – dieser aus Berlin stammende Baumeister brachte neben Rötscher die Formen der Neurenaissance in Dorpat ein. Von ihm stammen einige Beispiele des repräsentativen Villenstils, Haus E. v. Nolckens, Ülikooli (damals: Johannis-Str.) 20 (1876) und Haus R. v. Wahls, Pepleri (Peplerstraße) (1877).

Reinhold Guleke (1834–1927) war der erste deutsche Architekt, der aus den Baltischen Ländern stammte. Er studierte am Polytechnikum zu Karlsruhe, war danach als Stadtarchitekt in Pärnu tätig und seit 1881 Universitätsarchitekt zu Dorpat. Seine Bauten vertreten meistens die Neurenaissance (Neues Anatomikum), Wohnhaus Gildi [damals: Gildenstr.] 1 u. a.) und den sogenannten *Rohbaustil* (Archivgebäude, Gebäude der Bierfabrik).

Eine kürzere Zeit waren in Dorpat die ebenfalls in Deutschland ausgebildeten deutschbaltischen Ingenieure *Conrad v. Sengbusch* und *Hermann v. Stavenhagen* tätig, die eine wichtige Rolle bei der Einführung der neuartigen Ziegel- und Hohlbauweise spielten.

Friedrich Hübbe (1814 – nach 1911), ein aus Mecklenburg stammender Baumeister, wurde in Dorpat der Hauptvertreter des eklektischen Historizismus. Von ihm projektierte Gebäude (v. Knorrings Wohnhaus, Lai 32, Geschäftshaus Rüütli [damals: Ritterstr.] 21 und das eigene Haus Vabaduse pst. [damals: Scharrenstr.] 6) und ebenso zahlreiche Holzgebäude besitzen reich dekorierte Fassaden mit Formen der Neurenaissance, des Neubarock oder der sogenannten nordischen Renaissance.

Otto Schröder (1854–1913), ein im Bautechnikum zu Höxter aus-

gebildeter Baumeister, entwarf ebenso manche Villen (Lai-Straße 1) und Geschäftshäuser wie auch zahlreiche Holzwohnhäuser im Stil der Neurenaissance und des dekorativen Holzbaustils. Als dritter ist *Wilhelm Schilling* zu nennen, der die neogotische katholische Kirche und zahlreiche Wohnhäuser entwarf.

Carl Bescht, ein aus Deutschland stammender Baumeister, vertrat in den 1890er Jahren die deutsche Renaissance beim Bau einiger größerer Stadthäuser und Holzwohnhäuser.

Durch diese Vertreter erreichten die verschiedenen Stil- und Bauarten des Historizismus die Dorpater Architektur. Während einige Innovatoren und Wegbereiter der Neuerungen waren, verbreiteten und nutzten die anderen diese Neuerungen in ihrer Baupraxis, z. B. in der Holzarchitektur. Da die Nachahmung und die Anpassung an große Vorbilder für das 19. Jahrhundert typisch war und mehrere der Baumeister selbst aus Deutschland stammten, war auch die Dorpater Architektur des Historizismus sehr häufig an Deutschlands Vorbildern orientiert.

III. Architekten am Anfang des 20. Jahrhunderts:

Robert Pohlmann (1868 – nach 1930), in Dorpat als Sohn eines deutschen Baumeisters geboren, begann in den 1890er Jahren mit Entwürfen eklektischer Holzwohnhäuser, am Anfang des 20. Jahrhunderts aber geht er zum Jugendstil über und entwirft manche hervorragenden Wohn- und Geschäftshäuser.

Rudolph v. Engelhardt (1857–1913) entstammte einer estländischen Adelsfamilie, er studierte in Darmstadt und in St. Petersburg. Schon in den 1880er Jahren praktizierte er in Reval/Tallinn und entwarf die neogotische Villa Oettingen in Dorpat. Am Anfang des 20. Jahrhunderts war er einer der ersten, der sich die Prinzipien des Jugendstils aneignete und in eine nationalromantische Form umdeutete („Neobaltia"-Konventsquartier 1901–1903, Geschäftshaus für F. Kudrjavcev 1905, Marien-Apotheke 1907 und Pläne der Universitätsbibliothek 1909).

Victor Kessler (1873 – nach 1915), ein rußlanddeutscher Bau-Ingenieur, projektierte seit 1908 in Dorpat eine Reihe von Wohn- und Geschäftshäusern im Jugendstil.

Arved Eichhorn (1879–1922), ein Deutscher aus Dorpat, absolvierte das Rigaer Polytechnikum mit dem Architektendiplom.

1907–1922 war er als Dorpater Stadtarchitekt tätig. Er entwarf mehrere öffentliche Bauten (Gebäude der Elementarschule 1908, Deutsches Theater 1913–18, Villa Era 1 u. a.).

Jetzt kamen auch schon estnische Bau-Ingenieure – *Georg Hellat, Fromhold Kangro* und *Viktor Pihlak* – hinzu. Die zwei letzteren, wie manche anderen estnischen Architekten, erhielten ihre berufliche Ausbildung am Rigaer Polytechnikum bei dortigen deutschen Professoren.

Während in der vorigen Periode der Einfluß Deutschlands dominierte, begegnet man jetzt den Bauformen des Wiener Jugendstils sowie auch denen der finnisch-nordischen Nationalromantik, auch im Schaffen der deutschen Architekten (R. v. Engelhardt, V. Kessler). Gleichzeitig gebraucht z. B. F. Kangro auf den Fassaden seiner eigenen Villa deutsche Fachwerkgiebel.

Die deutsche Architekturtradition lebte fort in den während der 1920er Jahren gebauten Heimatstil-Villen des Gartenviertels Tammelinn und noch in einem etwas zurückhaltenden und konservativen Funktionalismus der 1930er Jahre.

Als Träger der örtlichen Architektur bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts kam den deutschen Architekten eine sehr wichtige Rolle in Estlands Architekturgeschichte zu. Vor allem durch ihre engen Beziehungen mit Deutschland hielt die hiesige Architektur den Kontakt zur europäischen Architekturwelt des 19. Jahrhunderts. Im Anfang des 20. Jahrhunderts stimulierte die Anwesenheit der deutschen Architekten die Bildung der nationalen Architektur, welche eigentlich auf dem von Deutschen vorbereiteten Boden heranreifte. ■

Ljubov' Kudrjavceva

Deutscher Einfluß oder gemeineuropäischer Stil des Ostseeraums?

Um die Frage positiv beantworten zu können, ob es irgendwelche Voraussetzungen für eine gemeinsame baltische Architektur gab, müssen wir in Betracht ziehen, daß in der Ostseeregion seit langem starke verschiedenartige Verbindungen vorhanden waren. Ein charakteristisches Beispiel für solche Verbindungen ist Wiborg, die kleine Stadt am Ufer des Finnischen Meerbusens. Das 700jährige Wiborg mit seiner Verflechtung russischer, deutscher, schwedischer und anderer baltischer Kulturen, verkörpert in sich die Idee enger historischer Wechselwirkung in der Region.

Aber diese Erscheinung historischer und kultureller Wechselwirkung ist bis heute noch nicht zu Ende erforscht und eine wenig bekannte Tatsache. Neulich zeigte sich ein Petersburger Architekturprofessor sehr interessiert, als ihm die Autorin dieses Artikels das Buch Robert Schweitzers über die Wiborger Deutschen zeigte. „Ja, lebten denn Deutsche in Wiborg?" fragte er erstaunt. Vielleicht zeigt dieses kleine Beispiel, daß die Geschichte der Verhältnisse im Ostseeraum noch einer sorgfältigen Erforschung und einer breiteren Popularisierung bedarf. Das gilt für die Geschichte als solche wie auch für eines ihrer Teilgebiete, die Geschichte der Architektur.

Gerade die Architektur der Länder der Ostseeküste verdeutlicht dem Betrachter besonders klar die historische und kulturelle Gemeinsamkeit dieser weiten Region. Es scheint, daß für den Ostseeraum (nicht nur für die Küstenregion) zwei historische Perioden besonders fruchtbar waren im Sinne eines gemeinsamen architektonischen Stils.

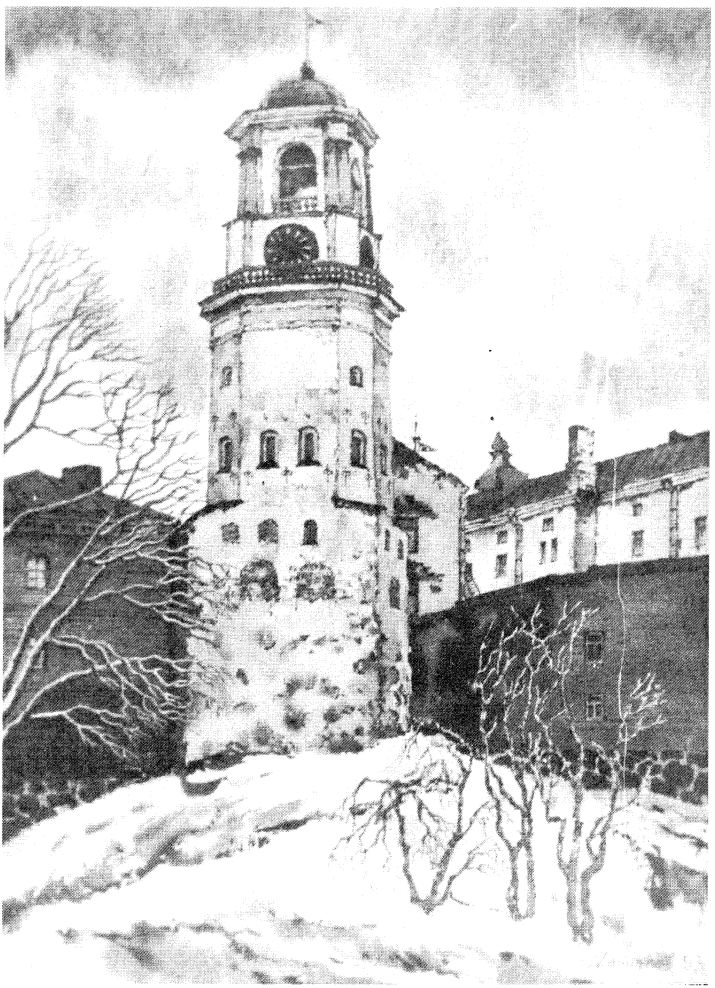
Die erste Periode war die Übergangsepoche vom Mittelalter zur Neuzeit, als das Alte und das Neue eine eigenartige, qualitativ neue Mischung bildeten, ohne einander zu widersprechen. Die Vereinigung von Gotik-, Barock- und Renaissance-Elementen und die nördlichen Bauverfahren prägten die wichtigsten Stilrichtungen im Ost-

seeraum jener Epoche, vereinigt im Terminus „Nordische Renaissance". Die Architektur der Städte und die architektonische Richtung in der Region wurden hauptsächlich von Schweden, Dänemark und den größten Handelszentren des hansischen Raums, wie Hamburg und Lübeck, geprägt.

Die erste Etappe der Bildung einer Architektursprache des Ostseeraums, die durch gemeinsame regionale Stilelemente charakterisiert ist, wurde durch Stilrichtungen abgelöst, die einen breiten europäischen Charakter hatten: den Klassizismus und Eklektizismus.

Im Verlauf der zweiten architektonischen und stilistischen Integrationsperiode waren die neuen zukünftigen Staaten in den Grenzen des Russischen Reiches besonders aktiv. Dieser Prozeß fand am Ende des 19. Jahrhunderts statt, auf dem Hintergrund des Kampfes der Völker des Ostseeraumes für ihre Eigenstaatlichkeit und der Verbreitung des Jugendstils in Kunst und Architektur, der in Europa viele nationale Schulen hervorbrachte. Eine der interessantesten war die Schule der finnischen Romantik, die schon bald die nationalen Grenzen überschritt und den Grundstein legte für einen neuen gemeinsamen Stil in einer Reihe von Ländern: Finnland, Rußland, Estland, Lettland und zum Teil Litauen.

Neben der Schönheit, Einfachheit und Strenge der architektonischen Lösungen, welche in Verbindung mit dem eigenen Kolorit zur Anerkennung des finnischen Stils in Europa führten, z. B. auf der berühmten Pariser Ausstellung im Jahre 1900, hatte die Popularität der Schule auch andere Gründe. In Estland, Lettland und Litauen bildete der Wunsch nach der Loslösung von der russischen Herrschaft und vom traditionellen Elitedenken der deutschbaltischen Kreise einen solchen Grund sowie die natürliche Anziehungskraft der benachbarten Vorbilder. Die Betonung dieses nordischen Charakters in der örtlichen Architektur und Kunst wurde hier ein Mittel zum Verständnis der eigenen Unabhängigkeit. In diesem kulturellen und architektonischen Prozeß spielte Finnland die Rolle eines „älteren Bruders", aber etwas unerwartet nahm noch ein weiteres Zentrum im Ostseeraum als vollwertiges Mitglied an diesem Prozeß teil – St. Petersburg. Diese Stadt des majestätischen Klassizismus, die wie ein geisterhafter Schatten in weißer nördlicher Nacht entstanden ist, war nun bereit, nicht-klassizistische Bilder aufzunehmen, die Formen und Farben des europäischen Nordostens.



Die klassizistische Umgestaltung des Turms der mittelalterlichen Dominikanerklosterkirche von Wiborg zeigt den Willen zu einem einheitlichen Stil der Architektur im Ostseeraum in dieser Epoche. (Nach einem Aquarell von Ravil' Manapov).

Wir können vermuten, daß die Tradition des Bürgerbaus ein mächtiger und einer der beständigsten verbindenden stilistischen Faktoren an der Ostseeküste blieb, der seinen Anfang in der Gotik, im Spätmittelalter und in der „nordischen Renaissance" genommen hatte. Wahrscheinlich hat eben diese Tradition jenen Archetypus der nordöstlichen europäischen Stadt hervorgebracht, den wir uns in Rußland nach einem ganz bestimmten Muster vorstellen: die Turmspitzen, die kleinen Wohnhäuser unter ziegelgedeckten Dächern mit hohen Giebeln und Wetterfahnen und eng aneinandergerückte Häuser in schmalen Gassen.

Tatsächlich veränderte diese Tradition nordeuropäischer hanseatischer Baukunst im Verlauf der Jahrhunderte ihre Funktion als Antwort auf veränderte Anforderungen. Sie wurde vor allem vom Klassizismus verdrängt, aber mit dem Aufkommen des Eklektizismus, als in breiter Öffentlichkeit das Vergangene romantisiert wurde und der Historismus in Mode kam, lebte diese Tradition mit neuer Kraft auf. Ende des 19. Jahrhunderts wurde zum Beispiel die „retrospektive stilistische" Tendenz, welche Elemente der nordischen Renaissance und des Barocks benutzte, an der gesamten Ostseeküste sehr populär.

Nun wurden die oberen und die Dachstockwerke mit schönen Ziergiebeln und Wetterfahnen geschmückt und die bunten Fassaden mit Fensterverkleidungen, Portalen und eleganten Ankern versehen.

In der Epoche des Jugendstils zollten auch die national-romantischen Schulen Dänemarks, zum Teil Deutschlands, Finnlands und nicht zu vergessen Schwedens den traditionellen Formen lokaler Baukunst ihren Tribut. Neue Veränderungen brachte die Zeit des Neoklassizismus und des Funktionalismus, als die postbürgerlichen Gebäude, dem Geschmack der Epoche entsprechend, viel schlichtere Fassaden erhielten, deren Hauptunterscheidungsmerkmal das Fehlen des Giebels war. Auch die modernen Architekten wenden sich manchmal den alten traditionellen Formen zu, die sie auf einfarbige, flache Fassaden und schlichte Giebel reduzierten. Auf diese Weise ist die nordische Renaissance fast bis heute erhalten geblieben, friedlich neben den verschiedenen architektonischen Neuerungen.

Man muß bemerken, daß diese Richtung, die für den nördlichen Teil Europas genau so eine „Protorichtung" war wie der Klassizis-

mus für Italien, in sich keine neue Tendenz darstellte (wie jede Tradition) und viel weniger Aufmerksamkeit seitens der Architekturkritik genoß als andere, neue Stilrichtungen. Deshalb ist es nicht erstaunlich, daß diese Richtung noch nicht ihren Platz in der Geschichte der Architektur gefunden hat, am wenigsten in Rußland. Wir nennen diesen Stil in Rußland „retrospektive Stilisierung", wenn wir überhaupt unsere Aufmerksamkeit auf einen solch traditionellen Architekturtyp richten, der Jahrhunderte bestanden hat. Aber es scheint, daß ein neuer, genauer definierter Terminus nötig ist, der den ostseeregionalen Charakter dieser Architektur widerspiegeln könnte. In meiner Dissertation „Die stilistische Entwicklung der Architektur Wiborgs 1890–1940 und die Bildung eines ‚retrospektiven' Bildes der Stadt" schlage ich den Ausdruck „Hansestil" vor. Vielleicht ist es möglich, gemeinsam eine treffendere Bezeichnung zu finden. ■

Aus dem Russischen von Rudolf Mumenthaler

VI

Wirtschaft, Berufliche Wanderung, Innovation

Thomas Martin

Deutsche Bankiers in St. Petersburg

Es ist bemerkenswert, daß man, ohne danach zu suchen, immer wieder auf das Wirken deutscher Unternehmer im Banksektor der Hauptstadt St. Petersburg stößt. Anhand einiger Beispiele kann man einen Überblick über das Engagement deutscher Unternehmer im Banksektor von St. Petersburg geben und zeigen, auf welche Weise deutsche Bankiers für den Zustrom deutschen und ausländischen Kapitals ins Zarenreich sorgten und so zur Kreditierung von Handels- und Industrieunternehmungen beitrugen.

Es liegt in der Natur der Sache, da es sich bei den Bankiers um eine zahlenmäßig recht kleine Gruppe handelt, daß der quantitative Ansatz dem Forschungsgegenstand nur unzureichend gerecht wird. Es ist daher sinnvoller, die Strukturen aufzuzeigen, die dem Engagement deutscher Bankiers in St. Petersburg zugrunde lagen. Interessant ist die Beschäftigung mit dieser Variation beruflich motivierter Immigration von Innovationsträgern unter Berücksichtigung der Kontroverse hinsichtlich der Bedeutung ausländischer Unternehmer für den Verlauf der Industrialisierung in Rußland. Die Frage, ob Kapital- oder Technikimport die bedeutenderen Auswirkungen hatte, scheint in Bezug auf ausländische Bankiers in Rußland leicht zu beantworten.[1] Doch hatten nicht nur die Kapitalströme, die durch Vermittlung der in Rußland tätigen deutschen Bankiers ins Land geleitet wurden, entscheidenden Einfluß auf die russische Wirtschaft. Mindestens ebenso folgenreich war der Import von „Banktechnik" und westeuropäischer Bankkultur in einen Wirtschaftsraum, in dem das private Kreditwesen bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein nur schwach entwickelt war. Die schwache Ausprägung des privaten Kreditwesens ist nur eine der spezifischen Rahmenbedingungen der russischen Wirtschaftsentwicklung besonders der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.[2]

Die Substitutierung privatkapitalistischer Entwicklung durch staatliche Initiativen ist nach Alexander Gerschenkron konstitu-

ierendes Merkmal der Industrialisierung ökonomisch rückständiger Länder. Zu diesen zählte Rußland in der Mitte des 19. Jahrhunderts ohne Zweifel. Besonders deutlich wird die ökonomische und infrastrukturelle Rückständigkeit Rußlands im Vergleich zu den fortschrittlichen Staaten Westeuropas durch Verlauf und Ergebnis des Krimkrieges illustriert. Die Niederlage der Armee auf eigenem Territorium führte der St. Petersburger Entwicklungsbürokratie die Notwendigkeit umfangreicher Reformen und wirtschaftlicher Modernisierung vor Augen.

Auf dem Geld- und Kreditsektor markierte die Aufgabe der monopolähnlichen Position, die der Staat auf diesem Gebiet innehatte, den Anbruch der Reformära. Seit den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts eröffneten sich so neue Perspektiven für ausländisches Kapital und Unternehmertalent.[3] Bevor nun auf die zahlreichen Neugründungen von Industrie- und Handelsbanken seit 1860 und die deutsche Beteiligung an diesem Gründungsfieber im einzelnen näher eingegangen werden kann, ist ein Exkurs in das Jahr 1798 nötig.

In diesem Jahr, genauer am 1. 3. 1798, faßte Zar Paul I. die Hofbankiers durch einen Ukaz im sogenannten Kontor der Hofbankiers (kontor pridvornych bankierov) zur besseren Kontrolle ihrer Tätigkeit zusammen. Anlaß für diese Maßnahme war der spektakuläre Bankrott des Hofbankiers Sutherland, der mit erheblichen finanziellen Einbußen für den russischen Staat verbunden gewesen war. In diesem Kontor der Hofbankiers spielte der deutsche Bankier A. F. Rall bereits eine entscheidende Rolle. Die grundlegende Bedeutung der Hofbankiers für die zaristische Regierung bestand in den Kontakten, die sie zu den wichtigsten Geldmärkten Westeuropas in Paris, Amsterdam, London und Hamburg unterhielten. Sie nutzten diese Kontakte, um durch Auslandsanleihen den Kapitalbedarf des Staates zu decken, und arbeiteten dabei eng mit den russischen diplomatischen Vertretungen im Ausland zusammen.

In der Zeit der napoleonischen Kriege wurde die Position A. F. Ralls durch seinen Konkurrenten Ludwig Stieglitz[4] erschüttert, so daß nach Bankrott und Selbstmord Ralls Ludwig Stieglitz unangefochten als einer der reichsten und einflußreichsten Bankiers der Hauptstadt galt und als König der St. Petersburger Börse apostrophiert wurde. Bereits Ende des 18. Jahrhunderts waren die beiden

Brüder Nikolaus und Bernhard Stieglitz aus Arolsen in der Grafschaft Waldeck nach Rußland gekommen. Nikolaus eröffnete ein Handelshaus in St. Petersburg, und Bernhard beschäftigte sich mit Branntweinpacht in Krementschug. Durch die Berichte seiner Brüder über unternehmerische Perspektiven in Rußland informiert, siedelte auch Ludwig Stieglitz 1803 nach St. Petersburg über und begann seine Karriere mit dem Unterlaufen der Kontinentalsperre. Das derart erwirtschaftete Kapital investierte Ludwig Stieglitz in Bankgeschäfte und war damit so erfolgreich, daß er nach dem Bankrott seines schärfsten Konkurrenten Rall die bereits beschriebene Position in der Petersburger Finanzwelt einnahm. Bei der Unterbringung von Auslandsanleihen der russischen Regierung stellte er sein Geschick in den Dienst der russischen Regierung, wofür er 1828 mit der Erhebung in den Adelsstand und der Ernennung zum Baron belohnt wurde. 1841, zwei Jahre vor seinem Tode, sorgte Ludwig Stieglitz für die Unterbringung einer Auslandsanleihe über 50 Mio. Metallrubel, die für den Bau der Eisenbahnlinie St. Petersburg – Moskau benötigt wurden.

Nach dem Tode von Ludwig Stieglitz sorgte sein Sohn Alexander in enger Zusammenarbeit mit dem im Stieglitz'schen Unternehmen hochgekommenen Bankier Felleisen für den weiteren Aufstieg des Bankhauses Stieglitz. Das rußlanddeutsche Bankhaus Felleisen bestand als eigenständiges Unternehmen in St. Petersburg bis zu seinem Bankrott im Jahre 1888. Ökonomische Grundlage des Stieglitz'schen Unternehmens war die Vermittlung von Auslandsanleihen der russischen Regierung. In den Jahren 1820–1855 wurden 13 Auslandsanleihen in Westeuropa untergebracht mit einem Gesamtwert von 346 Mio. Metallrubeln, wobei die bedeutendsten Anleihen während des Krimkrieges zur Finanzierung der Kriegsanstrengungen getätigt wurden. Auf anderweitige industrielle Unternehmungen von Ludwig und Alexander Stieglitz ist bereits in einem anderen Zusammenhang hingewiesen worden. Hier sei der Vollständigkeit halber die Gründung der Newski-Baumwollspinnerei (Nevskaja bumagoprjadil'naja manufaktura) in St. Petersburg erwähnt, die das Engagement in der Textilindustrie, neben der Gründung einer Leinen- und Wollspinnerei in Narva, abrundete. Des weiteren war A. Stieglitz am Bau der ersten russischen Eisenbahnen durch seine Funktion als Mitbegründer der russischen Eisenbahn-

hauptgesellschaft (glavnoe obščestvo železnych dorog) beteiligt. Es handelte sich hier um ein Konsortium zumeist ausländischer Investoren, welchem Konzessionen zum Bau verschiedener Eisenbahnlinien mit einer Gesamtstreckenlänge von ca. 4000 Werst übertragen worden waren. Stieglitz' Position in diesem Konsortium beruhte auf seiner Mittlerfunktion, die ihm auf Grund seiner Kontakte zur russischen Regierung einerseits sowie zu den westeuropäischen Kapitalanlegern andererseits naturgemäß zufiel.

Schon in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts war das Bankhaus Stieglitz mit dem des legendären Frankfurter Bankiers Salomon Heine verglichen worden. Aus den 50er Jahren berichten die Zeitgenossen, daß es möglich gewesen sei, mit Wechseln auf Stieglitz Europa, Nordamerika und Teile Asiens zu bereisen, ohne je in finanzielle Schwierigkeiten zu geraten. Dies belegt den übernationalen Wirkungskreis und die Ausstrahlung dieses rußlanddeutschen Unternehmens.

Für den Bau der Peterhofer Eisenbahn mit einer Nebenlinie nach Krasnoe Selo auf eigene Rechnung wurde A. Stieglitz der Orden des Hl. Stanislaus I. Klasse verliehen. Eine Spende von 300.000 Rubel während des Krimkrieges hatte die Ernennung zum Staatsrat im Jahre 1854 zur Folge, die Ernennung zum wirklichen Staatsrat erfolgte nur zwei Jahre später 1856.

Der Niedergang des Bankhauses Stieglitz erfolgte zeitgleich mit dem Beginn der sogenannten Ära der großen Reformen Ende der 50er Jahre. In die Vorstellungen der relativ progressiven Beamten im Finanzministerium hinsichtlich einer wirtschaftlichen Modernisierung und Umstrukturierung Rußlands paßte ein derartiger Anachronismus, wie ihn die Monopolstellung A. Stieglitz' in der russischen Finanzwelt darstellte, nicht länger. Vorwand für die Demontierung A. Stieglitz war die offensichtliche Mißwirtschaft in der Eisenbahnhauptgesellschaft, die im Rahmen einer Pressekampagne in den beiden Hauptstädten vor allem A. Stieglitz zur Last gelegt wurde. Äußeres Anzeichen für eine Neuorientierung der zaristischen Finanzbürokratie war die Unterbringung einer Auslandsanleihe am 12. 5. 1859 durch das rußlanddeutsche Bankhaus Kapherr & Co. in St. Petersburg unter Ausschluß des Bankhauses Stieglitz, womit das Monopol des letzten Hofbankiers endgültig durchbrochen worden war. Man war jedoch anscheinend nicht gewillt, das

Ansehen des Bankhauses Stieglitz allzusehr zu ruinieren – dies hätte das Vertrauen der ausländischen Investoren, die es bis dahin gewohnt waren, daß A. Stieglitz als Hofbankier die Interessen der zaristischen Regierung vertrat, in die finanzielle Stabilität Rußlands gefährden können. Als Geste der Versöhnung und Kompensation für den Verlust der Stellung als Hofbankier wurde A. Stieglitz der Posten des ersten leitenden Direktors der 1860 neugegründeten Staatsbank angetragen. A. Stieglitz, der sich zwischenzeitlich schon mit dem Gedanken getragen hatte, Rußland zu verlassen, nahm den Posten an und wurde 1862 zum Geheimrat, 1881 zum wirklichen Geheimrat ernannt. Dies, sowie die Tatsache, daß Finanzminister Reutern in seiner Amtszeit enge Kontakte zu A. Stieglitz unterhielt und ihn zu seinen engsten Beratern zählte, beweist, daß die ökonomische Position des Bankiers A. Stieglitz 1859/60 zwar empfindlich erschüttert worden war, es ihm aber dennoch gelang, sich in einer stärker ausdifferenzierten und pluralistisch strukturierten Finanzwelt unter veränderten Rahmenbedingungen auch in den 70er und 80er Jahren ökonomisch zu behaupten. Die Monopolstellung der 40er und 50er Jahre hingegen war unwiederbringlich verloren.

Bis weit in die 60er Jahre des 19. Jahrhunderts hinein waren die Möglichkeiten zur privaten Kreditierung von Handel und Industrieunternehmungen in Rußland äußerst begrenzt. Dennoch waren auch in der ersten Jahrhunderthälfte einige Privatbanken entstanden, an denen Deutsche bedeutenden Anteil hatten.[5] Es handelte sich hier zumeist um die Auswanderung deutscher Unternehmer, die mit im Lande selbst erwirtschaftetem Kapital Bankunternehmen gründeten. Dies zeigt das Beispiel von Johann Wilhelm Junker, der als gelernter Futteralmacher 1818 aus Göttingen nach Rußland übersiedelte und dort ein Galanteriewarengeschäft eröffnete, aus dem sich 1846 eine Privatbank entwickelte, die bei ihrer Gründung über ein Grundkapital von 500.000 Rubel verfügte. Das Bankhaus Junker & Co. zählte gegen Ende des 19. Jahrhunderts zu den ältesten bestehenden Privatbanken in Rußland. 1911 wurde die Firma in eine Aktiengesellschaft umstrukturiert. Einen ähnlichen Verlauf nahmen die Firmengeschichten der rußlanddeutschen Bankhäuser Wyneken & Co., Meyer & Co. und Kapherr & Co. – um an dieser Stelle nur einige der bedeutendsten in St. Petersburg ansässigen rußlanddeutschen Bankhäuser zu nennen.

Für ausländische Unternehmer, die im russischen Reich tätig werden wollten, war die Frage der Untertanenschaft ein zentrales Problem. Bis 1860 konnten Ausländer nur als Mitglieder der ersten Gilde ihre Geschäfte als ausländische Staatsbürger in Rußland betreiben. Hierfür war eine jährliche Gebühr von 1200 Rubel zu entrichten. Die Einschreibung in die zweite (300 Rubel/Jahr) oder dritte Gilde (115 Rubel/Jahr) war lediglich russischen Untertanen gestattet. Der liberale Geist der 60er Jahre durchbrach auch auf diesem Gebiet das starre Schema und führte zu einer Erweiterung der unternehmerischen Perspektiven.

Der durch Eisenbahnbau und forcierte Industrialisierung erhöhte Kapitalbedarf hatte in einem Wirtschaftssystem, welches traditionell unter Kapitalmangel litt, ein beständiges Ansteigen des Zinsfußes zur Folge. Im Bereich des Zollvereins waren Kapitalanleger auf Grund des relativ niedrigen Zinsfußes zur gleichen Zeit auf der Suche nach lukrativen Anlagemöglichkeiten, so daß es zu einer klassischen Verknüpfung von „pull"- und „push"-Faktoren kam. Angezogen durch den hohen Zinsfuß drängte ausländisches Kapital in der Folgezeit immer stärker auf die russischen Finanzmärkte und fand durch die Gründung zahlreicher Aktiengesellschaften auch auf dem Banksektor St. Petersburgs seit der Mitte der 60er Jahre neue Anlagemöglichkeiten. Aktiengesellschaften und besonders Aktienbanken waren das geeignete Vehikel zum Transport des verstärkten Kapitalimportes. Sie schufen die Strukturen, die der russischen Wirtschaft den Kapitalstrom zuführten.

1864 wurde die Sankt-Petersburger Privat-Handelsbank als erste Aktienbank nach russischem Recht gegründet.[6] Beteiligt am Grundkapital von 5 Mio. Rubel waren die Staatsbank unter ihrem leitenden Direktor A. Stieglitz sowie Anleger aus Deutschland und Österreich mit einer weiteren Million. Die restlichen 3 Millionen wurden von Anlegern aus dem übrigen europäischen Ausland und Rußland aufgebracht. Die Beteiligung der Staatsbank hatte überdies einen symbolischen Charakter. Sie sollte den in Frage kommenden Anlegern signalisieren, daß diese qualitative Neuerung auf dem russischen Banksektor mit dem Segen und der aktiven Unterstützung des russischen Staates, hier vertreten durch die Staatsbank, zustandegekommen war.

Neben der rein materiellen Bedeutung hatte der Kapitalimport aus dem deutschsprachigen Raum weiterführende infrastrukturelle

Auswirkungen auf den russischen Banksektor. Den deutschen Kapitalien auf dem Fuße folgten die Bankspezialisten, angestellte Unternehmer, heutigen Managern vergleichbar. So waren z. B. sowohl der Hauptbuchhalter der Privat-Handelsbank, Albert Liman, als auch der Hauptkassierer Simon auf Vermittlung der deutschen Anleger aus Berlin engagiert worden. Diese berufliche Migration zeigte langanhaltende Wirkung, wie sich schon daran erkennen läßt, daß Statuten und Rechenschaftsberichte der Privat-Handelsbank in St. Petersburg in deutscher Sprache veröffentlicht wurden. Auch der geschäftliche Briefwechsel neugegründeter St. Petersburger Banken erfolgte auf Deutsch. Aus den Erinnerungen der Zeitzeugen läßt sich der Schluß ziehen, daß der deutschen Sprache die Funktion einer lingua franca im St. Petersburgischen Bankwesen zukam, was den verstärkten Zuzug weiterer deutscher Fachkräfte natürlich förderte.

Auch die Sankt-Petersburger Diskontobank und die Internationale Handelsbank waren unter erheblicher Beteiligung deutscher Banken gegründet worden. An ersterer beteiligten sich die Berliner Disconto-Gesellschaft sowie die Bankhäuser Bleichröder & Co. und Mendelssohn & Co. Die Gründung der Internationalen Handelsbank erfolgte unter Beteiligung der Frankfurter Bankhäuser Gebr. Bethmann & Co. und Erlanger & Co. sowie Berenburg, Goßler & Co. aus Hamburg. Dominiert wurde diese Neugründung allerdings durch die Österreichische Kreditanstalt für Handel und Gewerbe in Wien, die von 12,5 Mio. Rubel Grundkapital bis 1872 11,2 Mio. Rubel einzahlte.

Bei der Russischen Bank für Außenhandel[7] ist keine direkte Beteiligung reichsdeutscher Banken zu verzeichnen. Der Einfluß rußlanddeutscher Bankhäuser wie Meyer & Co. und Wyneken & Co. war dafür so groß, daß sie 1871 die Ernennung des damaligen Präsidenten der Staatsbank E. Lamanskij zum Leiter des Präsidiums durchsetzten. Die Bank unterhielt Filialen in Berlin und London, durch die Kontakte zu den westeuropäischen Kapitalmärkten vermittelt wurden. Die Berliner Filiale taucht in den Rechenschaftsberichten gegen Ende der 70er Jahre nicht mehr auf.

Die meisten Neugründungen von Aktiengesellschaften in St. Petersburg kamen unter mehr oder weniger starker Beteiligung von reichs- oder rußlanddeutschen Banken zustande. Die engen Beziehungen auf diesem Sektor spiegelten den Zustand der außenwirt-

schaftlichen Kontakte zwischen dem deutschen Reich bzw. seinem Vorgänger, dem Zollverein, und dem russischen Reich wider. In den 60er und 70er Jahren waren Zollverein bzw. Deutsches Reich wichtigster Außenhandelspartner Rußlands, während umgekehrt Rußland als Abnehmer deutscher Industrieprodukte für die Entwicklung ganzer Branchen der deutschen Industrie von entscheidender Bedeutung war. [8]

Begünstigt wurde der Zustrom ausländischen Kapitals durch die entschiedene Förderung des Finanzministers Reutern, der während seiner Amtszeit die Gründung von 37 Aktienbanken und 78 Gesellschaften für gegenseitigen Kredit gegen zum Teil erheblichen Widerstand im Reichsrat durchgesetzt hatte.

Durch Aktienbanken unter starker ausländischer Beteiligung eng mit den weltweit vernetzten Finanzmärkten verbunden, lernte Rußland 1875 auch die Schattenseiten des internationalen Finanzsystems kennen, als die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise in Rußland spürbar wurden. Zwei Begriffe, die in dieser Zeit aus der deutschen Sprache in die russische übergingen, illustrieren farbiger als alle theoretischen Ausführungen die Stimmung dieser Jahrzehnte. „grjunderstvo" und „krach" spiegeln sozusagen Glanz und Elend der Zeit zwischen Gründungsfieber, Börsenspekulation und orientalischer Krise Ende der 70er Jahre und damit verbunden auch Zusammenbruch und wirtschaftliche Stagnation zu Beginn der 80er Jahre wider.

In den letzten Jahren des Untersuchungszeitraumes engagierte sich auch die Deutsche Bank verstärkt in Rußland, wie an der Kapitalerhöhung der Russischen Bank für Außenhandel um 7,5 Mio. Rubel auf 20 Mio. Rubel deutlich wird. 40 % der Kapitalerhöhung wurden von der Deutschen Bank in Zusammenarbeit mit dem Wiener Bankverein aufgebracht. Dieses Engagement war vom Beauftragten der Deutschen Bank, Georg Siemens, einem Vetter der in der Elektroindustrie engagierten Siemens-Brüder, bei einem Aufenthalt in St. Petersburg 1881 vorbereitet worden. Hier sei am Rande bemerkt, daß auch Karl Siemens, Leiter der Petersburger Siemens-Niederlassung (Siemens & Halske, Sankt-Petersburg), Aktien der Privat-Handelsbank besaß.

Bevorzugter Partner der Berliner Bank Bleichröder & Co. war die Sankt-Petersburger Diskontobank. Durch ihren Beauftragten

Carl Fürstenberg, der die russischen Verhältnisse auf Grund zahlreicher Rußland-Reisen und längerer Aufenthalte in St. Petersburg aus erster Hand kannte, hielt sie engen Kontakt zu ihrem russischen Partner. Nach Fürstenbergs Wechsel zur Berliner Handelsgesellschaft, deren Geschäftsinhaber er 1883 wurde, sorgte er für eine Intensivierung der Zusammenarbeit und verdrängte seinen alten Arbeitgeber Bleichröder & Co. aus dieser Partnerschaft. Erleichtert wurde das Engagement der Handelsgesellschaft im Rußlandgeschäft dadurch, daß Fürstenberg das Vertrauen des Finanzministers Wyschnegradski hatte. Ende 1890 wurde der Handelsgesellschaft sogar die Verwaltung eines Teils der Auslandsguthaben des russischen Staates übertragen, eine ebenso gewinn-, wie prestigeträchtige Aufgabe.

Darüber hinaus sorgte Fürstenberg für eine bis dahin einmalige beruflich motivierte Migration in umgekehrter Richtung. Zur Festigung der Zusammenarbeit zwischen Handelsgesellschaft und Sankt-Petersburger Diskontobank holte er den russischen Bankmanager German Rafalowitsch als Vertreter der Sankt-Petersburger Diskontobank in den Aufsichtsrat der Handelsgesellschaft nach Berlin. Damit schloß sich der Kreis der in diesem Vortrag vorgestellten, beruflich motivierten Auswanderung deutscher Bankiers nach St. Petersburg. ■

Anmerkungen:

1 Protagonisten dieser Forschungskontroverse sind z. B. O. Crisp und J. P. McKay. Siehe dazu O. Crisp, Studies in the russian economy before 1914, London 1976, sowie J. P. McKay, Pioneers for profit: Foreign entrepreneurship and russian industrialization, 1885–1913, Chicago 1970.

2 Zur Entwicklung des Kreditwesens in Rußland siehe z. B. S. Ja. Borovoj, Kredit i banki Rossii (seredina XVII v.-1861g.), Moskva 1958; ders., „Kreditnaja politika carizma v uslovijach razloeženija krepostničestva" in: Voprosy istorii 29 (1954), Nr. 2, S. 129–138.

3 Siehe dazu: B. Ischchanian, Die ausländischen Elemente in der russischen Volkswirtschaft: Geschichte, Ausbreitung, Berufsgruppierung, Interessen und ökonomisch-kulturelle Bedeutung der Ausländer in Rußland, Berlin 1913.

4 Näheres zu Ludwig und Alexander Stieglitz in B.V. Anan'ič, Bankirskie doma v Rossii 1860–1914 gg., Leningrad 1991, S. 8–22.

5 Siehe dazu: J. Mai, Das deutsche Kapital in Rußland 1850–1894, Berlin 1970.

6 „Desjatiletie pervago častnago kommerčeskago banka" in: Finansovoe obozrenie, No. 45 (10.XI.1874), S. 377–380.

7 „K svedeniju akcionerov Russkago dlja vnešnej torgovli banka" in: Finansovoe

obozrenie No. 45 (10.XI.1874), S. 381. Einen Überblick über die Entwicklung auf dem Banksektor findet sich in Finansovoe obozrenie No. 36 (7.IX.1874), S. 169–171; No. 49 (7.XII.1874) S. 412–414; No. 50 (14.XII.1874).

[8] Zur Bedeutung Rußlands für die deutsche Industrie siehe: W. Kirchner, „Über Profite deutscher Industrieunternehmen in Rußland vor 1914" in: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte, 28 (1983), S. 81–97, sowie: ders. Die deutsche Industrie und die Industrialisierung Rußlands 1815–1914, St. Katharinen 1984.

Weitere Literatur:

Amburger, E., „Das Deutschtum in Sankt Petersburg in seiner Vergangenheit" in: Deutsches Leben in Rußland 12 (1934), S. 28f

ders., „Der fremde Unternehmer in Rußland bis zur Oktoberrevolution im Jahre 1917" in: Tradition, Zeitschrift für Firmengeschichte und Unternehmerbiographie 6 (1961), S. 337–356

Bovykin, V.I., „K voprosu o roli inostrannogo kapitala v Rossii" in: Vestnik Moskovskogo Universiteta 19 (1964), Nr. 1, 55–83

Brandt, B.F., Inostrannye kapitaly i ich vlijanie na ekonomičeskoe razvitie strany, 3 Bde., Sankt-Peterburg 1898

Claus, R., Das russische Bankwesen, Leipzig 1908

Demidov, N., O gosudarstvennoj kreditnoj sisteme, Moskva 1842

Egorov, P.I., Inostrannye kapitaly v narodnom chozjajstve dovoennoj Rossii, Petrograd 1915

Eventov, L.Ja., Inostrannye kapitaly v russkoj promyšlennosti, Moskva 1931

Gindin, I.F., Banki i promyšlennost' v Rossii do 1917g., Moskva 1927 *ders.*, Russkie kommerčeskie banki, Moskva 1948

Kaufman, I., Statistika russkich bankov, Sankt-Peterburg 1875

Marjatta Hietala

Das deutsche Element als Innovationsträger im Nordosten

Die Frage der Innovationen und Innovationsträger ist seit zehn Jahren wieder aktuell. Europa scheint einheitlicher geworden zu sein, und die Mobilität der Menschen scheint zugenommen zu haben. Ich habe das Thema „Innovationsträger" in mehreren Zusammenhängen behandelt, und zwar wurde mein Interesse daran geweckt, als ich vor Jahren das Schulwesen im Alten Finnland sowie die Aktivität der Schulinspektoren untersuchte, die ja regelmäßige Kontakte mit der Universität Dorpat hatten.[1] Später habe ich mich mit der Verbreitung von Innovationen und Erfindungen befaßt und mich dabei auf Städte und Dienstleistungen konzentriert.[2]

Bei der Behandlung meines Themas wähle ich die folgenden Gesichtspunkte aus:

1. die Voraussetzungen für den Ideenaustausch
2. die Mobilität verschiedener professioneller Gruppen
3. einige Beispiele von Innovatoren.

Finnland und die baltischen Länder sind mit Mitteleuropa durch die See, die Kirche und gemeinsame Grundsätze der Gesetzgebung verbunden. Die Kontakte des nordöstlichen Ostseegebietes mit dem europäischen Festland sind vielschichtig. Die Einflüsse wurden zuerst durch Kirche und Kaufleute, später durch Literatur und Presse verbreitet. Unser europäisches Kulturerbe zeigt sich in den mittelalterlichen, nach deutscher Art gebauten Kirchen, in den Stadtplänen und öffentlichen Monumentalgebäuden. Gemeinsames Fachstudium und Spezialisierung an den mitteleuropäischen, vor allem an den deutschen Universitäten schufen eine gemeinsame Basis für Finnen, Esten, Letten und Litauer.

Verkehrsverbindungen

Die Ostsee verband Finnland und die baltischen Länder mit dem europäischen Festland. Die finnischen und baltischen Städte lagen genauso weit von London und Amsterdam entfernt, wie die schwedischen und norwegischen Städte. Im 16. Jahrhundert legte ein Bote mit Pferd höchstens 53 km pro Tag zurück, sowohl im Norden als auch im Süden, und ein Eilbote – je nach den Straßenverhältnissen – 106 km pro Tag. Die See verband Städte und Länder miteinander. Bei der Definierung von Lage und Erreichbarkeit Finnlands und der baltischen Länder sollte deren physischer Standort am Meer nicht vergessen werden.[3]

Gunvor Kerkkonen hat in ihrer auf Schuldbriefmaterialien basierten Untersuchung belegt, daß Herr Helming Ficke aus Reval am Anfang des 16. Jahrhunderts insgesamt 800 Handelspartner in Schweden-Finnland hatte, ein Viertel davon Bürger und Bauern auf den Ålandinseln, in Rauma und Turku. Im Schärengebiet wurde baltisches Getreide und Leinen gegen Fisch und Pelzwaren getauscht.[4]

Deutscher Einfluß im Mittelalter und in der Frühneuzeit

Auch wenn Finnland und die baltischen Länder weit von solchen großen Kulturzentren entfernt lagen, wie – in chronologischer Reihenfolge – Rom, Venedig, Antwerpen, Brügge, Lübeck, London, Paris und Berlin, so waren diese Länder doch nicht ohne kulturelle Bedeutung. Sich in den lokalen Verhältnissen auszukennen, war für die Hanseaten wichtig. Reval, Danzig und Lübeck waren wichtige Handelspartner Finnlands. Wäre also Finnland völlig bedeutungslos gewesen, hätte der Danziger Hanseat Hans Chonnert wohl kaum seinen Sohn für einen ganzen Winter nach Turku geschickt, um Finnisch und Latein zu studieren. Diese Information stammt nach Angaben von Kauko Pirinen aus der einzigen uns überlieferten mittelalterlichen Briefsammlung Finnlands. Der Verfasser dieser Briefsammlung, Paavali Scheel, war als Schiffsreeder und Geschäftsmann tätig und hatte Geschäftsfreunde in Danzig, Stralsund und Rostock sowie in Reval und Stockholm. Als Exportartikel werden in diesem Zusammenhang Butter, Pelzwaren, Felle, Lachs, Hecht und Tran, als Importartikel Salz, Hering, Honig, Hopfen, Gewürze, Medikamente, Tuch,

Zinn, Kupfer, Geschirr, Möbel, Baumaterialen, Papier, Bücher und Kunstwerke genannt.[5]

Wie dem auch sei, die Hanseaten spielten bis zum Anfang der Neuzeit in Turku eine führende Rolle; sie brachten die neuesten Tendenzen des Städtebaus mit. Der mittelalterliche Stadtplan von Turku mit seinem viereckigen Marktplatz sieht einem norddeutschen – z. B. von Danzig und Dorpat – ähnlich. Nach J.W. Ruuth erreichte die mittelalterliche Blütezeit Turkus in den 1430er – 1440er Jahren ihren Höhepunkt. Zu jener Zeit hatten alle 4 Bürgermeister einen Familiennamen deutschen Ursprungs, und Kontakte zu Flandern, Nowgorod, Lübeck, Danzig und Reval wurden aufgenommen.[6] Der Einfluß der deutschen Kaufleute reichte bis tief in die Nachbarprovinz Satakunta hinein. Seppo Suvanto hat für die Zeitperiode 1390–1571, unter insgesamt 3214 Beinamen, 103 Beinamen deutschen Urprungs oder deutschen Einflusses feststellen können, und zwar im Raum Ulvila, Kokemäki, Tyrvää, Pirkkala und Kangasala.[7]

Die Namenforschungen von Viljo Nissilä haben das Ausmaß deutschen Einflusses, der über Wiborg kam, auf die Provinz Savo gezeigt. Namen deutschen Ursprungs sind *Wilhunen* (von *Wilhelm*) und *Hartikainen* (von *Hartwick).* Ferner können Familiennamen wie *Astikainen, Laatikainen, Raatikainen, Reinikainen, Vainikainen* und *Vitikainen* auf deutsches Wortgut zurückgeführt werden. Ohne wirtschaftliches Interesse hätten deutsche Kaufleute wohl nicht bis nach Savo reisen wollen.[8]

Im 17. und 18. Jahrhundert konnte finnischer Teer für den Bedarf niederländischer und großbritannischer Seefahrt verkauft werden, im 19. Jahrhundert lockten die finnischen Wälder Unternehmer an. Die See verband Finnland und die baltischen Länder mit Norddeutschland.[9]

Statistik

Im 19. Jahrhundert konnte die Verbreitung von Information über neue Erfindungen und Institutionen unterschiedlich erfolgen: die folgenden Verbreitungskanäle scheinen aufgrund meiner Untersuchungen die wichtigsten zu sein:

1. Auslandsstudium und persönliche Kontakte
2. Internationale Kongresse und Ausstellungen
3. Forschungen, Literatur, Statistiken und Zeitschriften.

Alle diese Arten der Informationsbeschaffung wurden um die Jahrhundertwende eingesetzt.

Durch das weitentwickelte statistische System waren Vergleiche in den meisten Lebensgebieten möglich. Seit der Gründung des Statistischen Amtes im Jahre 1749 in Schweden (wovon Finnland damals ein Teil war) gehörte das finnische System der Informationsaufbereitung zu den besten in Europa. Die gut ausgearbeitete Bevölkerungsstatistik wurde in anderen Ländern Europas sogar bewundert. Der Arzt Johan Rabbe analysierte in den 1850er Jahren Sterblichkeitsstatistiken und veröffentlichte jährlich Zusammenfassungen, in denen er die Angaben mit den ausländischen Statistiken verglich. Es herrschte die allgemeine Meinung, daß die Aufstellung von Statistiken von äußerster Wichtigkeit sei. Rabbe meinte, die Bedeutung der Statistiken für die gesellschaftliche Ordnung gleiche der Bedeutung von Dampf und Strom für die Entwicklung der Eisenbahn und der Telegrafie.[10]

Die Statistiken können zum Fortschritt wesentlich beitragen, indem die statistischen Angaben des eigenen Landes mit denen der anderen Länder verglichen werden. Durch diesen Vergleich werden die Stärken und Schwachstellen sichtbar. Die Konfirmationsbücher der evangelischen Kirche geben Einsicht in die Lesefertigkeiten der Bevölkerung. Die Gründung von statistischen Hauptämtern (1865 in Finnland) ermöglichte einen systematischen Aufbau des statistischen Wesens. Die ersten Statistiken, die vom neuen statistischen Hauptamt aufgestellt wurden, waren Statistiken zum Außenhandel. Die Generaldirektoren des statistischen Amtes, beispielsweise K.E.F. Ignatius, hatten enge Kontakte mit Mitteleuropa, neben dem deutschen Statistischen Amt auch mit dem belgischen und französischen. Es ist bekannt, daß Finnen von den 1850er Jahren an regelmäßig an europäischen statistischen Kongressen teilnahmen.[11]

In Estland war der Beitrag des Historikers und Statistikers Paul Jordan (geb. 1825) für den Aufbau des Statististischen Amtes von wesentlicher Bedeutung. Ab 1865 arbeitete er als Sekretär im Sta-

tistischen Komitee des Estnischen Gouvernements, und in den Jahren 1871 und 1881 leitete er die Volkszählung in Reval.[12] Ab 1880 war er Hofrat und arbeitete als Sekretär im Statistischen Büro des Revaler Börsenkomitees. Wie seine finnischen Kollegen, nahm er an internationalen Kongressen teil, z. B. 1891 in Wien. Er war auch Mitglied des Internationalen Statistischen Instituts (International Statistical Institute) in London sowie korrespondierendes Mitglied des Geographischen Instituts, ebenso in London.

Sehr aktiv in ihren Kontakten mit dem europäischen Festland waren auch die leitenden Städtegremien. Zum Beispiel in Helsinki waren diese sehr gut über die neueste Literatur informiert, was sich durch die umfassenden, vor allem deutschsprachigen Bestände der Bibliotheken belegen läßt.

Bibliotheken

In den finnischen Bibliotheken finden sich die wichtigsten Werke zur Kommunalverwaltung der damaligen Zeit. Ein großer Teil der Bücher und Zeitschriften, die früher den leitenden Beamten zur Verfügung standen, wurde in der Bibliothek des Statistischen Amtes der Stadt Helsinki aufbewahrt; sie befinden sich heute in der Bibliothek des Statistischen Zentralamtes. Die Bestände umfassen die wichtigsten Werke zur städtischen Verwaltung, zum Steuer- und Gemeindewesen oder zur Bodenpolitik der Städte, beispielsweise von den bekannten Kommunalpolitikern Otto Most oder Adolf Damaschke. Damaschkes Werk „Aufgaben der Gemeindepolitik" wurde von dem Sozialpolitiker Eino Kuusi ins Finnische übertragen („Kunnallispolitiikan tehtävistä"). Die Unterstreichungen und Anmerkungen belegen, daß die Werke auch gelesen wurden. Eino Kuusi war später als Professor in Dorpat tätig.[13]

Die in den finnischen Bibliotheken aufbewahrten Kongreßrapporte, Ausstellungskataloge und gedruckten Reiseberichte zeugen von den vielfältigen Kontakten mit Mitteleuropa. Die von der Jahrhundertwende an erscheinenden sozialwirtschaftlichen Zeitschriften Finnlands umfaßten regelmäßig auch Rezensionen ausländischer Literatur. Das in den zwanziger Jahren veröffentlichte Handbuch der Staatswissenschaften glich in mancher Beziehung den entsprechenden deutschen Handwörterbüchern der Kommunalwissenschaften und der Staatswissenschaften.[14]

Finnische Kontakte um die Jahrhundertwende

Ich habe die finnischen Kontakte der Beschlußfasser mit anderen Ländern Europas vor der finnischen Selbständigkeitserklärung im Jahre 1917 untersucht und dabei die Intensität dieser Kontakte feststellen können. Das Europa vor dem Ersten Weltkrieg war sehr international eingestellt, sämtliche Sektoren der städtischen Kultur und Technologie wurden höchst aktiv entwickelt. Laboratorien, Krankenhäuser und Schulen in Deutschland zogen Gaststudenten an. Wasserreinigungsanlagen in den Niederlanden, kaufmännische und technische Hochschulen in der Schweiz, Kleiderateliers in Frankreich lockten neben anderen Europäern auch Finnen für das Aufbaustudium an.[15] Allein an den deutschen Hochschulen studierten in den Jahren 1900–1914 insgesamt 274 Studenten und 11 Studentinnen aus Finnland.[16] Vom Ende des 19. Jahrhunderts an hatten viele finnische Ingenieure ihre erste Arbeitsstelle in den Edison-Fabriken in Amerika oder bei der Straßenbahngesellschaft Bamberg. Auf wissenschaftlichen Kongressen waren Finnen sehr oft Sektionsvorsitzende oder stellvertretende Sektionsvorsitzende.[17]

Die erste Voraussetzung aller Kontakte war die Motivation. Die Entscheidungsträger und Meinungsführer, die Fachleute von Ärzten bis zu Krankenschwestern, von Volksschullehrern bis zu Ingenieuren, von Kindergartenaufsehern bis zu Werk- und Zeichenlehrern sahen ihr höchstes Ziel darin, die Stellung Finnlands unter anderen zivilisierten Nationen zu sichern und Helsinki auf eine Ebene mit den mitteleuropäischen Hauptstädten zu bringen. Zur Interpretation reicht hier nicht aus, daß der Druck, dem allgemeinen Fortschritt folgen zu müssen, etwa durch die Unterdrückungsperioden zugenommen hätte. Vielmehr ist dieser Druck auf die Berufsausbildung, auf eine starke Arbeitsmotivation und den Wunsch, für Finnland zu arbeiten, zurückzuführen.

Beamte, Lehrer, Ärzte und Ingenieure mit starkem Selbstbewußtsein waren unterwegs in Europa. In ihren Reiseberichten und Erinnerungen ist Finnland nicht ein Land der Peripherie, sondern ein Land der Möglichkeiten, das mit aller Kraft aufgebaut werden soll. Auch wenn das Praktikum im Ausland längere Perioden in Anspruch nahm und auch wenn viele finnische Ingenieure in ausländischen Betrieben arbeiteten – die meisten kamen letztlich nach

Finnland zurück. Bedeutend ist auch der Beitrag finnischer Ingenieure zum Aufbau der Industrie und Infrastruktur in den baltischen Ländern.

Know-how in Nordosteuropa: Ingenieure

Nun frage ich: Welche Rolle haben die baltischen Länder als Studien-, Praktikums- oder Arbeitsort für finnische Innovatoren gespielt? Als Beispiel für diese Kontakte werde ich Ingenieure anführen. Dabei werde ich in diesem Zusammenhang nicht darauf eingehen, inwieweit auch Familienbeziehungen in andere Länder des Ostseeraums Mobilität noch zusätzlich begünstigten.

Aufgrund meiner früheren Untersuchungen wußte ich, daß die Ingenieure eine der aktivsten Berufsgruppen waren. Es gibt auch gutes Forschungsmaterial über die Zeit von 1870 bis zum Zweiten Weltkrieg. Die polytechnische Schule in Helsinki wurde 1872 nach deutschem Vorbild eingerichtet. Viele finnische Ingenieure haben auch an der Technischen Hochschule in Berlin-Charlottenburg ihre Studien weitergeführt.

Es kann auch gefragt werden, welche Bedeutung die Auslandsaufenthalte oder die Arbeitsperioden im Ausland wohl für die spätere Berufslaufbahn der Betreffenden hatten und wie das angeeignete Know-how angewandt wurde. Aufgrund der Matrikelmaterialien kann die Frage nur soweit zufriedenstellend beantwortet werden, sofern über die eingetragenen Personen einige richtungsweisende Resultate und Beispiele angeführt werden.

Die baltischen Länder bildeten bis zum Ersten Weltkrieg einen Teil der Welt finnischer Ingenieure: sie boten Praktikum- oder Arbeitsstellen an. Für die Zeitperiode 1850–1940 konnten wir insgesamt 18 Ingenieure und Architekten feststellen, die entweder ihr Praktikum im Baltikum absolviert oder dort gearbeitet hatten. Das 19. Jahrhundert erlebte eine rapide Entwicklung der Infrastruktur: Eisenbahnen, Maschinenwerkstätten und Fabriken stellten vermehrt Arbeitskräfte an.[19]

Die Nobel-Fabriken in Baku, St. Petersburg oder Balenchy waren für viele Finnen die erste Praktikumstelle und bedeuteten gleichzeitig auch das Sprungbrett für eine internationale Anstellung. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts galten die westeuropäischen Länder als Arbeitsmarkt.

Der Ingenieur Birger Rosenius (geb. 1860 in Wiborg) absolvierte sein Praktikum in den Nobel-Fabriken, arbeitete anschließend in der Papierfabrik Krylow in St. Petersburg, fuhr dann nach Amerika und kam später zurück, um in St. Petersburg eine Agentur zu gründen. Von 1893 bis 1900 leitete Ingenieur Rosenius die Zellulosenfabrik in Reval. Der Maschineningenieur Karl Skogster (geb. 1859 in Tuusula) arbeite nach seinem Studienabschluß 8 Monate in der Maschinenfabrik Nobel und darüber hinaus zwei Jahre als Zeichner (1882–1884). Später war er als Mechaniker in der Zellulosenfabrik in Reval tätig. Das von Ingenieur Erik Luther (geb. 1881 in Helsinki) in der Revaler „Volta"-Fabrik 1902 absolvierte Praktikum half ihm in seiner beruflichen Laufbahn weiter. 1903 fuhr er zu weiterführenden Studien nach Zürich. Nachdem er seine Studien als Maschineningenieur abgeschlossen hatte, wurde er zuerst bei L. Schwarzkopf in Basel und 1907 bei der Gesellschaft für Zementfabrikation in Noworossisk am Schwarzen Meer angestellt.[20]

Ingenieur Luther war keine einmalige Erscheinung. Viele Finnen führten ihre Studien an den deutschen Hochschulen weiter. Neue Informationen wurden durch Personen aus einem Land ins andere und aus einem Institut ins andere übertragen. Ein Beispiel dafür, wie das von finnischen Ingenieuren in Deutschland angeeignete Know-how den Städten Narva, Reval und Riga zugutekam, bieten die Lebensläufe der Ingenieure, die in den 1850er, 1860er und 1870er Jahren geboren wurden. Der Chemiker Frans Herman Erich (geb. 1864 in Naantali) legte einen Kurs in der Bayerischen Höheren Zentrallandwirtschaftlichen Schule ab und arbeitete dann als Braumeister in Finnland und Estland. Antero Aalberg absolvierte zuerst sein Praktikum in einigen finnischen Zellulosenfabriken sowie in der Maschinenfabrik A. Gutmann in Frankfurt an der Oder. Er studierte die Papierindustrie in Deutschland, Frankreich, Italien und Österreich. Später wurde er von der Papier- und Zellulosenfabrik Steinback in der Nähe von Frankfurt an der Oder angestellt und ging dann nach Riga, wo er am Ende des 19. Jahrhunderts Direktor der Papier- und Zellulosenfabrik Schlack wurde.[21]

Für die Architekten bedeutete der Aufbau moderner Verkehrsverbindungen Herausforderungen und Arbeitsmöglichkeiten. Nachdem Karl Theodor Mellgren sein Studium an der Stockholmer Kunstaka-

demie in der Mitte des 19. Jahrhunderts abgeschlossen hatte, arbeitete er als Architekt auf den Eisenbahnbaustellen im Baltikum. Von 1870 bis 1877 war er mit Eisenbahnarbeiten der Maschinenfabrik in Kolomna beschäftigt. Später stand er im Dienst des Moskauer Generalgouverneurs und arbeitete auch als Techniker in der Bauabteilung des Moskauer Gouvernements.[22]

Die Architektin Bertha Kristiina Enwald (geb. 1871 in Parikkala) konnte ihr Studium und ihr Können im Architektenbüro Goljek in Dorpat anwenden, nachdem sie zuerst beim Architekten Schulman in Savonlinna und dann bei den Architekten Ikonen und Hindersson in Kuopio (1895–1896) sowie im technischen Büro I. F. Huurs in St. Petersburg gearbeitet hatte.[23]

Die Jahre der Selbständigkeit der baltischen Länder boten aktiven Unternehmern gute Möglichkeiten. Als bestes und erfolgreichstes Beispiel dafür sei hier Paavo Kyrenius genannt, der 1885 in Reval geboren war und in Sortavala zur Schule ging. Er arbeitete in Sortavala, England (1907) und Tampere und kehrte 1913 nach Reval zurück, um bei der Baltischen Eisenbeton- u. Bahngesellschaft Kyrenius & Co und ab 1914 bei der Estländischen Papierfabrik Turgel zu arbeiten. Die Errichtung von fünf Eisenbetonbrücken in Finnland und Estland sowie von mehreren Flugzeughallen in Livland und Kurland wird ihm zugeschrieben.[24]

Unter den selbständigen baltischen Staaten war Lettland — neben Estland – ein wichtiges Investitionsziel. Der Ingenieur Väinö Huida (geb. 1891 in Lavia) schloß sein Studium 1920 ab und unternahm Studienreisen nach England, Deutschland und in die Vereinigten Staaten. Von 1925 bis 1928 arbeitete er als Betriebsingenieur bei Alba Nova Oy und später bei AG Vulkan Riga-Goldingen. Von 1928 bis 1940 leitete er eine Furnierholzfabrik. Ingenieur Huida war ein aktiver Verteidiger finnisch-ugrischer Kultur, und es heißt, er habe für die Finnisch-Ugrische Gesellschaft die Aufsicht der Bauarbeiten am Gesellschaftshaus und Museum der Liven in Domesnäs 1938 bis 1939 durchgeführt.[25]

Schlußfolgerungen

Die Einführung von Innovationen sowie deren Anwendung hängen von Individien und ihrer Änderungbereitschaft ab. In Finn-

land gab es reichlich innovationsfreudige Beamte und Fachleute, hatten doch viele von ihnen, sogar auf den höchsten Rangstufen, ihre Ausbildung an ausländischen Universitäten erhalten. So war der Fall auch in Estland.

Die Mobilität der Menschen ist eine Voraussetzung für innovative Tätigkeit, Kreativität und Verbreitung von Innovationen.

Die finnischen Verbindungen zur mittel- und westeuropäischen Stadtkultur waren sehr eng, besonders von der Mitte des 19. Jahrhunderts an. Die für Großstädte charakteristischen Probleme, wie kommunale Infrastruktur, Wasser, Energie und Lebensmittelversorgung waren der Grund für die ausgedehnten Reisen der Fachleute und Beamten, von denen viele bereits aufgrund ihrer Studien über Kontakte zur deutschsprachigen Kultur verfügten.

Gegen Ende der Autonomie war die europäische Orientierung überall dort vorhanden, wo am modernen Wohlfahrtsstaat gebaut wurde: im Bildungswesen, im Gesundheitswesen und in der Sozialpolitik. Die europäische Orientierung zeigt sich in der Architektur der Schulen und Krankenhäuser. Nach Pariser und Münchener Vorbildern wurden in Finnland und im Baltikum große Schulburgen errichtet, wo es genug Luft zum Atmen, aber auch ästhetische Erlebnisse zum Genießen gab. Der Berliner Pavillonbau spiegelt sich in den neuen Epidemiekrankenhäusern wieder, die von Ärzten und Architekten zusammen geplant wurden. Auch Monumentalgebäude – Banken, Firmen und gewöhnliche Wohnhäuser – sind ein Beweis von internationalen Einflüssen und Kontakten.[26]

Ein Beispiel von innovativen und internationalen Frauen war die Lehrerin Maikki Friberg. Sie reiste in mehrere Länder Europas und suchte Ideen und Modelle für die Erneuerung des Geographieunterrichts sowie für die Schaffung von Fortbildungsklassen. Maikki Friberg studierte an den Universitäten Berlin, Zürich und Bern; zuvor fuhr sie für einen Sommer nach Estland, um ihr Deutsch zu verbessern.[27] Die Zulassung zur Berliner Universität war alles andere als einfach, aber Frau Friberg gab nicht auf. Sie fuhr speziell nach Berlin, um sich mit dem Rektor zu treffen und eine Sondererlaubnis zu erlangen, Universitätsvorlesungen noch vor der offiziellen Bearbeitung ihres Antrages besuchen zu dürfen. 1896 promovierte Maikki Friberg mit einer Dissertation über die skandinavischen Volkshochschulen, die – wie sie meinte – überall positives Aufsehen

erregten, wo sie das Volkshochschulsystem vorstellte: in Berlin, Dresden und Wien. 'Finnland' begann bei den Dresdener Zuhörern Gestalt anzunehmen. Ein Student oder Forscher im Ausland war automatisch Kulturbotschafter seines Landes.[28] Er filtrierte die Information, gab diese aber auch an andere weiter. Den Schlüssel zum Fortschritt bildeten Einzelpersonen mit Initiative, die entweder auf eigene Kosten oder aus Stipendienmitteln Studien- und Kongreßreisen nach verschiedenen Ländern unternahmen.

In der europäischen Geschichte war die Zeitperiode vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg eine Zeit internationaler Orientierung. Die Gebildeten beherrschten mehrere Fremdsprachen. In der Polytechnischen Schule, oder, wie sie später hieß, in der Technischen Hochschule, wurden Deutsch, Englisch und Französisch unterrichtet. Russisch und Schwedisch waren Haus- oder Schulsprachen. So konnten Praktikum- und Arbeitsstellen in verschiedenen Ländern gesucht werden. Deutschland nahm eine Sonderstellung auf dem Gebiet der Kommunaltechnik ein. Auch für finnische und schwedische Ärzte und Ingenieure spielte Deutschland, vor allem Berlin, eine Sonderrolle – vom Ende des 19. Jahrhunderts an aber gewannen die Vereinigten Staaten immer mehr an Bedeutung, was u. a. Edison zu verdanken ist. Die Informationskanäle waren offen: technisches und wirtschaftliches Können und neue Innovationen verbreiteten sich sehr schnell über persönliche Kontakte, Statistik und Literatur. In diesem Verbreitungsprozeß spielten aktive, international orientierte professionelle Gruppen eine entscheidende Rolle. Besonders aktiv waren Ingenieure aus dem Gebiet um Wiborg und Helsinki.

Wenn wir vom deutschen Element im nordöstlichen Ostseegebiet sprechen, dürfen wir nicht vergessen, daß internationale Orientierung für alle westlichen Länder typisch war. Die Voraussetzung für die Aneignung moderner Kommunaltechnik waren Investitionen, Ideenaustausch, Ausbildung und Studienreisen – alles Elemente, die auch heute von wichtiger Bedeutung sind. ■

Anmerkungen:

[1] Hietala, Marjatta: Erik Gabriel Melartinin toiminta ja motiivit Viipurin läänin koululaitoksen palveluksessa v. 1805–1814. In: Historiallinen Arkisto 79, Hrsg.: Suomen Historiallinen seura 1983, S. 131–176 + Beilagen.

[2] Hietala, Marjatta: Services and Urbanization at the Turn of the Century. In: The diffusion of Innovations, Studia Historica 23, Hrsg.: Finnish Historical Society, Helsinki 1987; Hietala, Marjatta: Beziehungen zwischen Urbanisierung und Dienstleistungen an Beispielen deutscher Großstädte 1890 bis 1910. In: Innerstädtische Differenzierung und Prozesse im 19. und 20. Jahrhundert. Geograpische und historische Aspekte, hrsg. von Heinz Heineberg, Köln 1987, S. 331–349; Hietala, Marjatta: Berlin und andere deutsche Städte als Vorbild für die Stadtverwaltungen von Helsinki und Stockholm um die Jahrhundertwende. In: Blicke auf die deutsche Metropole, hrsg. von Gerhard Brunn und Jürgen Reulecke, Essen 1989, S. 201–223.

[3] Braudel, Fernand: The Structures of Everyday Life, Civilization & Capitalism 15th–18th Century, Vol. 1. London 1985, S. 424f.; Pounds, N. J. G.: An Economic History of Medieval Europe, New York 1974, S. 388f.

[4] Kerkkonen, Gunvor: Borgare och Bondeseglare, Handelssjöfart pa Reval och i SV-Finlands skärgård under tidigt 1500-tal, Historiallisia tutkimuksia 106, Helsingfors 1977, S. 206–211.

[5] Pirinen, Kauko: Keskiajan välittyminen Suomeen. In: Suomen Kulttuurihistoria I, Porvoo 1987, S. 11–39.

[6] Gardberg, C. J.: Kaupunkilaitos keskiajan ja uuden ajan alussa. In: Suomen Kaupunkilaitoksen Historia I. Helsinki 1981, S. 23, 32, 33.

[7] Suvanto, Seppo: Knaapista populiin, Tutkimuksia erilaistumisesta Satakunnan talonpojistossa vuosina 1390–1571, Historiallisia tutkimuksia 142, Vammala 1987, S. 146–148.

[8] Nissilä, Viljo: Suomalaista nimistötutkimusta, Suomalaisen kirjallisuuden seuran toimituksia 272, Helsinki 1962.

[9] Beiträge zur Statistik des Handels von Reval und Baltischport, Jahrgänge 1881–1893, hrsg. vom Handelsstatistischen Bureau des Revaler Börsen-Comités, Reval, Druck: Buchdruckerei des „Revaler Beobachter" Tallinn. Braudel, Fernand: The Perspective of World, Civilization & Capitalism 15th-18th Century, Vol 3. London 1985, S. 207–211.

[10] Rabbe, Johan: Om Statistik. In: Finlands almänna tidning 1857.

[11] Hietala, Marjatta: Katsaus tilaston ja tilastoinnin historiaan. In: Tutkijan tilastolliset tiedonlähteet, Marjatta Hietala – Kari Myllys (Hrsg.). Helsinki 1982, S. 12–34.

[12] Siehe z. B. Statistik des Gouvernements Ehstland, hrsg. von Paul Jordan, Reval 1867.

[13] Damaschke, Adolf: Aufgaben der Gemeindepolitik, 4. Auflage. Berlin 1901.

[14] Valtiotieteiden käsikirja, Hrsg.: Leo Harmaja – A. E. Tudeer u. a. Helsinki 1921–1924.

[15] Hietala, Marjatta: Innovaatioiden ja kansainvälistymisen vuosikymmenet, Tietoa, Taitoa ja Asiantuntemusta. Helsinki eurooppalaisessa kehityksessä 1875–1917, 1 = Historiallinen arkisto 99:1 = Helsingin kaupungin tietokeskuksen tutkimuksia 1992:5:1. Helsinki 1992, S. 207–244.

[16] Meriläinen, Minna: Suomalaiset opiskelijat Saksan yliopistoissa ja teknillisissä

korkeakouluissa vuosina 1900–1914. Suomen historian pro gradu-tutkielma. Jyväskylän yliopisto 1990.

[17] Polyteknisen Opiston matrikkeli 1849–1897, Kotka 1899.

[18] Hietala, Marjatta: Innovaatioiden ja kansainvälistymisen vuosikymmenet, wie Anm. 15, S. 233.

[19] Quelle: Suomen Polyteknillinen Opisto 1898–1908, Nimikirja Suomen Polyteknillisen Opiston opettajista ja oppilaista 1898–1908. Hämeenlinna 1917; Polyteknisen Opiston matrikkeli 1849–1897. Kotka 1899; Suomalaisen Teknikkojen Seuran nimikirja 1896–1936. Hrsg. von Y. Talvitie, Helsinki 1936; Suomen Sähköinsinööriliitto r.y. Matrikkeli. Hrsg. von Ole Frase, Helsinki 1951.

[20] Quelle: Suomen Polyteknillinen Opisto 1898–1908, wie Anm. 19, S. 234; Polyteknisen Opiston matrikkeli 1849–1897, wie Anm. 19, S. 237, 240.

[21] Ebda., S. 345, 445.

[22] Ebda., S. 168.

[23] Ebda., S. 344.

[24] Quelle: Suomen Polyteknillinen Opisto 1898–1908, wie Anm. 19, S. 317.

[25] Suomen Sähköinsinööriliitto r.y. Matrikkeli, wie Anm. 19, S. 103.

[26] Estland, 20 Jahre Selbständigkeit, hrsg. von Albert Pullerits, Tallinn 1938, S. 45–52.

[27] Friberg, Maikki: Tieni varrella tapaamia I, Helsinki 1920, S. 26–44.

[28] Ebda., S. 130–152; Hjelt, Ester: Lannistumaton, Maikki Fribergin elämänkerta, Jyväskylä 1945, S. 150.

VII
Wichtige Datenbanken zu Migration und Kontinuität des deutschsprachigen Elements im Nordosten

Hermann Beyer-Thoma

Die „Datenbank Amburger" am Osteuropa-Institut München

Einer der Pioniere der wissenschaftlichen Erforschung des Zuzugs von Ausländern ins vorrevolutionäre Rußland ist ohne Zweifel Professor Erik Amburger, der, selbst noch im Jahr 1907 im alten Sankt Petersburg geboren, auch durch seinen familiären Hintergrund mit seinem Untersuchungsgegenstand verbunden ist. Mehr als ein halbes Jahrhundert lang hat er Daten über deutsche und andere Einwanderer in Rußland und über deren Nachkommen gesammelt. Die so entstandene Kartei erfaßt rund hunderttausend Personen und hat Erik Amburger zu einer der viel gefragten Persönlichkeiten der internationalen wissenschaftlichen Gemeinschaft werden lassen. Erik Amburger erhält laufend Anfragen sowohl von Wissenschaftlerkollegen als auch von Privatleuten, die sich mit der Geschichte ihrer Familien beschäftigen. Nun ist das Osteuropa-Institut in Zusammenarbeit mit Professor Amburger dabei, diese unersetzliche Sammlung, die bislang aus handgeschriebenen, oft schon etwas brüchigen Zettelchen im DIN-A 7-Format besteht, am Computer in eine Datenbank einzugeben, um sie so der Nachwelt besser bzw. überhaupt zugänglich zu machen.

Erik Amburger hat sich bei der Sammlung seines Materials auf die „städtischen" Bevölkerungsschichten konzentriert; bäuerliche Siedler sind in seiner Kartei fast nicht vertreten. Der wissenschaftliche Wert des „Amburger-Archivs" liegt vor allem darin, daß es erlaubt, den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Werdegang und die verwandtschaftlichen Verbindungen von Ausländerfamilien über mehrere Generationen hinweg – in der Regel bis zur Revolution – zu verfolgen. Es handelt sich also um das ideale Material für wissenschaftliche Familienrekonstitutionen. Auf einzigartige Weise erfaßt das „Amburger-Archiv" auch die Ausländer bzw. Ausländischstämmigen nach verschiedenen Berufsgruppen.

Die gesammelten Informationen vermitteln ein umfassendes Bild von der sozialen Stellung der betreffenden Personen: Regelmäßig

angegeben sind Tag und Ort von Geburt und Tod – auch beim Ehepartner –, ferner Religion, Stand, Ausbildung und die einzelnen Stationen des beruflichen und gesellschaftlichen Lebens mit Datum einschließlich der dabei erreichten, in der vorrevolutionären russischen Gesellschaft ja so wichtigen Ränge sowie empfangener Orden. Auch Namen und Vornamen der Eltern, oft mit Berufs- oder Standesangabe des Vaters, werden, soweit sie ermittelbar waren, genannt. Nur gelegentlich finden sich Einblicke in die Besitzverhältnisse. Mehr als Arbeitshilfen denn als systematisch gesammelte Informationen hat Erik Amburger gelegentlich entsprechende Angaben auch zu den Kindern und manchmal sogar zu Geschwistern notiert. Auf der Rückseite der Zettelchen findet sich schließlich noch ein Fundstellenverzeichnis.

Die gesamte Datenbank besteht zur Zeit aus zwei Datenbasen, die miteinander verknüpft sind.

1. Die Datenbasis „Amburger" enthält die Personendaten. Die Struktur dieser Datenbasis folgt im wesentlichen dem Spektrum an Informationen, die Erik Amburger zu den einzelnen Personen zu sammeln pflegt, wie es überhaupt das oberste Prinzip bei der Datenaufnahme ist, so „quellentreu" wie möglich zu bleiben, wobei Erik Amburgers Personalzettel als „Quellen" behandelt werden. In einigen Fällen wurden in Absprache mit Erik Amburger jedoch etwas stärkere Differenzierungen vorgenommen. Eine der Besonderheiten der Datenbank, die später einmal Familienrekonstitutionen erleichtern soll, sind die Verknüpfungen zwischen den Dokumenten bzw. Datensätzen: Zu jedem Verwandten ist eine Elementarinformation mit dem Namenselement „Id-Nr." (Identifikationsnummer) vorgesehen, die auf die Identifikationsnummer (d. h. die fortlaufende Nummer) der betreffenden Person an der Stelle verweist, wo sie ein Dokument bildet. Über diese „Brücke" kann man sich bei Bedarf alle Verwandten einer Person ausgeben lassen, sofern nur die Verwandtschaftsbeziehung in der Datenbasis festgehalten ist.

2. In der Datenbasis „Quellen" sind die bibliographischen bzw. archivalischen Angaben zu den Fundstellen abgelegt. Bei einer Abfrage in der Datenbasis „Amburger" können sie bei Bedarf mit abgerufen werden. Derzeit enthält die Datenbasis „Quellen" etwa dreitausend Dokumente.

Die Datenaufnahme am Osteuropa-Institut wurde von Mai 1991 bis Oktober 1992 durch die Fritz-Thyssen-Stiftung unterstützt, außerdem, und noch bis Ende 1993 weiterlaufend, durch das Bundesministerium des Inneren. Seitdem hat das Osteuropa-Institut München die Datenaufnahme zunächst allein weiterfinanziert, allerdings in entsprechend vermindertem Umfang. Ende 1996 wurde von der Stiftung Volkswagenwerk eine großzügige Unterstützung bewilligt, mit deren Hilfe es möglich war, zusätzliche Hilfskräfte und eine Projektleiterin einzustellen, um die Daten bis Anfang des Jahres 1999 vollständig einzugeben und auch über das Internet zugänglich zu machen. Derzeit sind die Angaben zu etwa 50.000 Personen vollständig elektronisch gespeichert. Der Rest ist zumindest namentlich erfaßt. Zu den ersten 16.000 Personen, die bis Anfang 1997 vollständig aufgenommen wurden, liegt ein gedrucktes Verzeichnis vor. Es soll nach und nach ergänzt werden. Das Osteuropa-Institut München beantwortet im Rahmen der technischen Möglichkeiten auch jetzt schon alle Anfragen zum Amburger-Archiv. Die Daten zu Personen, die noch nicht vollständig im Computer erfaßt sind, können in den Kopien der Originalzettelchen ohne Mühe eingesehen werden. Auf Wunsch werden auch Kopien angefertigt. ■

Dirk-Gerd Erpenbeck

PAN: Das Personen-Archiv Narva

Das Personen-Archiv Narva entstand im Zusammenhang mit Vorarbeiten zur Erforschung verschiedener Themen aus der Geschichte der Stadt Narva und seiner Bevölkerung und ist der Forschungsstelle Ostmitteleuropa (FOME) bei der Universität Dortmund zugeordnet. Es enthält thematisch bezogene Einzeldateien, abgespeichert meist als „Datenbank", mit überwiegend personengeschichtlichen Angaben aus der Zeit von 1581 bis zur Umsiedlung 1939. Benutzt wird das Programm „Microsoft Works". Die Programmführung und -nutzung erfolgt in deutscher Sprache.

Bis 1991 konnten dabei zunächst nur Daten aus bereits vorliegenden Veröffentlichungen bearbeitet werden. Seit 1992 konnte durch die freundliche Unterstützung von Herrn Indrek Jürjo in Tallinn/Reval sowie besonders von Herrn Enn Küng in Tartu/Dorpat auch einschlägiges Archivmaterial ausgewertet werden.

Anfangsziel war die detaillierte personengeschichtliche Aufarbeitung sämtlicher seit 1939 aus Narva und der näheren Umgebung umgesiedelten Personen, zunächst ausgehend von den Angaben bei Oskar Angelus (Verzeichnis der aus Estland nach Deutschland Umgesiedelten, Tallinn 1939, Bd. 1 und 2); durch Korrespondenz mit ehemaligen Narvensern konnten umfangreiche Erweiterungen erreicht werden (Herkunft, Verbleib, Familie usw.) Inzwischen darf man durchaus von Materialien zu einem maschinenlesbaren Bürgerbuch von Narva seit 1581 sprechen.

Den meisten Dateien liegt entsprechend der Offenheit der Datenmengen und deren variabler Struktur ein „Arbeitsbogen-Prinzip" (Datensatz; Ausdruck als DIN A4) mit wahlweise gestaltetem Aufbau nach unterschiedlichen Merkmalen (Feldern) zugrunde. Je nach Bedarf lassen sich alle Größen beliebig variieren, und eine (Teil-) Umwandlung in ggf. erwünschtes Textverarbeitungsformat ist durch geringe Änderungen möglich. Wegen der Beschränkung auf einen lokalen Bezugsrahmen mit vergleichsweise kleinen Datenmengen erwies sich das Programm „Works" als durchaus hinrei-

chend; ggf. sind die Daten auch mit anderen, in ihrer Flexibilität und im quantitativen Umfang leistungsstärkeren „Vollprogrammen" austauschbar. Wahlweiser Listen- oder Einzelausdruck, beliebiges Auswechseln der internen Abfolge und Abfrage nach Einzelbegriffen erlauben unterschiedlichste Such-, Analyse- und Statistik-Funktionen. Das „Arbeitsbogen-Prinzip" hat sich zudem als praktisch erwiesen, besonders bei eigenen Anfragen bzw. zur Beantwortung von genealogischen Problemen, da es die erforderliche Schreibarbeit erheblich reduziert. – Anfragen können ggf. durch e-mail gestellt werden an:

erpenbeck.bo@t-online.de

Übersicht der vorhandenen Personen- und Sachdateien

Thema der Datei	*Datensätze*
1. Narvenser vor der *Umsiedlung* Einzelpersonen mit genealogischen Angaben und Quellen (Herkunft, Eltern, Kindern, Verbleib)	554
2. Schüler- und Lehrer-Album *Deutsche Schule* in Narva 1919–1939	250
3. Kirchenbuch der Deutschen Johannis-Gemeinde:	
a) Trauungen und Begrabene 1741–1833 (als Register)	3200
b) Taufen, Trauungen, Begrabene 1908–1939 (vollständig)	1258
4. *Bürger-* und Einwohner-*Buch* Narva 1581–1704 (in Zusammenarbeit mit Herrn Enn Küng, Dorpat)	1535
5. *Bürgeraufnahmen* Narva 1660–1832	719
6. Die Hauseigentümer der Altstadt Narvas von 1581 bis 1904	288
7. Mitgliederverzeichnis des Narvaer Clubs *„Harmonie"* 1806–1906	710
8. Mitgliederverzeichnis der Narvaer *Altertumsgesellschaft* 1864–1868	195

Übersicht der vorhandenen Personen- und Sachdateien (Fortsetzung)

Thema der Datei	*Datensätze*
9. Narvaer Wähler- und Personenverzeichnis *1866*	300
10. Adreßbuch Narva *1921* (Auszug)	271
11. Adreßbuch Narva *1939* (Auszug für Betriebe, Berufe usw.)	575
12. Register „75 Jahre Gesellschaft der *Krähnholmer* Manufaktur" 1933	288
13. Personenlisten *17. Jahrhundert:* meist jahresbezogen (ca. 50 Listen), u. a. Einwohnerliste 1599 und 1706	
14. Datensammlungen unterschiedlichen Umfangs zu *Einzelfamilien* (u. a. Hahn, Dieckhoff, Fonne, Sutthoff, Rodde, Kolbe, Kanawin, Tomilin)	
15. *„Narva Picta":* Bild-Register unterschiedlicher Herkunft darin: Museum Narva, Foto Marburg (Narva), Varia	500
16. *Ratsherren* mit Familien: 1704–1878	
17. (Im Aufbau): *BALT-WEST:* Migration aus Westfalen ins Baltikum	

■

Antero Leitzinger

Einbürgerungen in Finnland bis 1939

Das „Register der Einbürgerungen in Finnland" (KANSALAISTAMISET-rekisteri) ist ursprünglich mit Hilfe des Apple-Macintosh-Kartei-Programms angelegt worden, wurde aber später PC-kompatibel umformatiert. Es kann von Forschenden im Nationalarchiv (Kansallisarkisto) Helsinki (früher Valtionarkisto/Staatsarchiv) und im Institut für Auswanderungsforschung (Siirtolaisuusinstituutti) Piispankatu 3, FIN-20500 Turku, benutzt werden.

Das Register enthält 3624 Datensätze. Ein Datensatz bezieht sich jeweils auf einen Ausländer, der als finnischer Staatsbürger angenommen wurde, sowie gegebenenfalls auf seine Familienmitglieder zu dem Zeitpunkt, in dem der Einbürgerungsbeschluß durch den Kaiser von Rußland und Großfürst von Finnland erfolgte. Die Einbürgerung trat erst in dem Augenblick in Kraft, in dem der Ausländer den Untertaneneid vor dem zuständigen Gouverneur ablegte, weshalb versucht wurde, im Register auch zusätzlich zum Datum des Einbürgerungsbeschlusses auch das Datum des Eides zu erfassen, wenn darüber Informationen vorlagen.

Das Register erfaßt die Daten der in den Jahren 1832–1917 eingebürgerten Ausländer. In den davorliegenden Jahren erhielt man die Staatsbürgerschaft einfach durch Eintragung in das Kirchenbuch einer beliebigen finnischen Gemeinde, aber seit 1832 wurde die Erlaubnis des Kaisers obligatorisch, zu deren Erhaltung die Gesuche die verschiedensten Behörden durchlaufen mußten. Es ist zu beachten, daß sich eine finnische Staatsbürgerschaft (offiziell „Zugehörigkeit zu den Untertanen des Kaisers in Finnland") als Voraussetzung zu voller rechtlicher Gleichberechtigung in Finnland herausbildete, die auch von den übrigen russischen Untertanen besonders erworben werden mußte, aber die Rechte russischer Untertanen in Rußland mit einschloß.

Die Daten wurden aufgenommen nach der ununterbrochenen Aktenserie des Senats von Finnland bzw. seiner zuständigen Ab-

teilung („Expedition/toimituskunta"), nach den (lückenhaft erhaltenen) Verzeichnissen der Untertaneneidsablegungen der Provinzbehörden sowie einigen früheren Forschungsarbeiten. Als Hilfsmittel wurden die Einbürgerungskartei von Dag Lindberg sowie folgende Untersuchungen herangezogen: Martha Müller: Mecklenburger in Osteuropa (Wissenschaftliche Beiträge zur Geschichte und Landeskunde Ost-Mitteleuropas 91, Marburg/Lahn 1972); Robert Schweitzer: Lübecker in Finnland (Saksalaisen kultuurin edustämissäätiön julkaisuja 2, Lübeck 1991) und Antero Leitzinger: Schweizer in Finnland, Helsinki 1991.

In Zukunft soll die Kartei auch mit in anderen Spezialuntersuchungen sowie in der allgemeinen wissenschaftlichen Literatur enthaltene Daten angereichert und bis zum Jahre 1939 erweitert werden. Das Projekt ruht jedoch bis auf weiteres wegen Koordinations- und Finanzierungsschwierigkeiten.

Das Register ermöglicht, die eingebürgerte finnische Bevölkerung ausländischer Herkunft nach Herkunftsland, Beruf, Zeitpunkt der Einwanderung nach Finnland und Wohnort aufzuschlüsseln. Es ermöglicht statistische Berechnungen und erleichtert die Eingrenzung wanderungsgeschichtlicher Suchanfragen. Genealogen können leicht überprüfen, wann und woher eine Familie nach Finnland gekommen ist. Obwohl das Register nicht die eigentliche Akten-Nr. des Einbürgerungsbeschlusses enthält, erspart es Irrwege bei deren Auffindung. Aufgrund des im Register enthaltenen Datums des Beschlusses kann man in den Diarien des jeweiligen Jahres (bisweilen des vorangegangenen Jahres) eine Verweisung auf die Originalakte finden.

In einigen Fällen sind den Einbürgerungsgesuchen eine Geburtsurkunde, der Paß oder weitere detaillierte Erläuterungen beigefügt, aber ansonsten ergibt die eigentliche Akte keine über den Registerdatensatz hinausgehende Information. Allerdings hat die Datenerfassung der Einbürgerungsbeschlüsse für russische Untertanen einige Mängel, und in dieser Hinsicht ist das Register auch nicht vollständig.

Die Datensätze bestehen aus neun Feldern:

1. Datum des Einbürgerungsbeschlusses
2. Datum des Untertaneneids (fehlt für einige Jahre und einige Provinzen)
3. Familienname
4. Vornamen
5. Beruf oder Titel
6. Frühere Staatsbürgerschaft (bei russischen Untertanen auch das Gouvernement)
7. Wohnort in Finnland
8. Familienmitglieder
9. Anmerkungen und besondere Quellenverweise

Die Rechtschreibung der Familiennamen ist nach Möglichkeit standardisiert, aber da sie ursprünglich in verschiedenen Schreibweisen auftauchen, wird eine sorgfältige Suche unter verschiedenen Varianten empfohlen.

Von den 3624 Datensätzen in dem Register beziehen sich fast 50 % auf schwedische Untertanen, während nach den russischen Untertanen (781) die Deutschen aller deutschen Staaten (681) die drittgrößte Gruppe bilden. Auf einen Datensatz kommen im Durchschnitt zwei Personen (die meisten Eingebürgerten waren verheiratet und hatten auch schon Kinder), so daß in dem Untersuchungszeitraum von 85 Jahren etwa 7000 Personen die finnische Staatsbürgerschaft erhalten haben dürften. Tausende von Ausländern lebten jedoch im 19. Jh. über Jahre – oft sogar über Generationen – hinweg, ohne die Staatsbürgerschaft zu beantragen. Moslemische Tataren, Juden und im Prinzip auch römisch-katholische Menschen konnten überhaupt die finnische Staatsbürgerschaft nicht erhalten, bevor in Finnland die Bekenntnisfreiheit eingeführt wurde. ■

Robert Schweitzer

Datenbanken über Deutschbalten aus der PRPD-Gruppe an der Universität Tartu

Im Jahre 1995 arbeitete an der Universität Tartu eine informelle Gruppe, die sich nach ihrem Arbeitsgebiet, der Erstellung von Datenbanken historischer Personen, „Projects of Retrospective Personal Data" nannte. Ihr Ziel war, durch gegenseitige methodologische und datentechnische Beratung retrospektive Personendatenbanken so aufzubereiten, daß sie einer großen Bandbreite interdisziplinärer Fragestellungen genügen könnten.

Unter den sechs Einzelprojekten, die seinerzeit vorangetrieben wurden, sind in dem hier gegebenen Zusammenhang zwei von besonderem Interesse: die „Prosopographische Datenbank des deutschbaltischen Adels" (Prosograafiline andmebaas „Balti aadli register") und die Anwendungssoftware „Assembler".

Die „Prosopographische Datenbank des deutschbaltischen Adels" wurde in ihrem Kernbestand in den Jahren 1994–1996 mit Unterstützung durch den Estnischen Wissenschaftsfonds (Eesti Teadusfondi) und die Hansapank Tartu am Historischen Institut der Universität Tartu und am Estnischen Historischen Archiv (Eesti ajalooarhiiv) in Tartu unter der Leitung von Veiko Berendsen aufgebaut.

Als Datenbasis diente das Genealogische Handbuch der Baltischen Ritterschaften, dessen Angaben in die Datenbank eingegeben wurden. Sie können durch weitere Daten aus Kirchenbüchern (u. a. St. Johannis in Dorpat), Dienstlisten und Einwohnerverzeichnissen ergänzt werden. Das Ziel des Projekts ist dabei nicht nur in erster Linie die Erfassung großer Datenmengen, sondern ihre Eingabe in eine relationale Datenbank. Die Daten werden als Datentypus erfaßt; ein geschlossener Text eines prosopographischen Eintrags wird erst wieder durch die Recherche-Software rekonstitu-

iert, dagegen können die Daten unter den Einzelgesichtspunkten personenübergreifend zusammengefaßt und analysiert werden. Die beiden grundlegenden Datentypen sind das Ereignis, das nach seinem Zeitpunkt, aber auch nach dem Ereignistyp (Geburt, Eigentümerstatus, Wohnort, Dienstliche Beförderung u. ä.) erfaßt ist und recherchiert werden kann, und die Eltern-Kind-Relation. Die Anzahl der Ereignisse pro erfaßter Person beträgt im Durchschnitt um 20.

Die von Jüri Westerblom entwickelte Recherchesoftware „Assemble" ist für unter WINDOWS laufende Personendatenbanken in PowerBuilder 4.0 unter Verwendung der Recherchesprache WatcomSQL aufgebaut. Mit Hilfe der Software OLE können diese Daten zur quantitativen Auswertung in die Systeme SPSS, SAS oder Statistica überführt werden.

Der erste Sucheinstieg – der ebenso Einstieg bei der Erfassung neuer Daten sein kann – wird über die Kriterien „Ereigniszeit", „Ereignistyp", „Objektname" (=Personenname) und „Objektliste" vorgenommen. Die aus einer Quelle über eine Person ermittelten Daten können aus anderen Quellen angereichert werden, wobei die Quelle selbst festgehalten wird.

An den Datenbestand können daher nicht nur personengeschichtliche Fragestellungen im engeren Sinne, sondern auch komplexe sozialgeschichtliche Fragen gestellt werden – um konstruierte Beispiele zu nennen: Welchen Dienstrang hatte ein deutschbaltischer Adliger im Durchschnitt bei Geburt seines ersten Kindes? Wie ist der zeitliche Prototyp des Aufstiegs eines baltischen Adligen durch die Dienstränge zu denken?

Genauere Auskunft erteilt Veiko Berendsen, c/o Eesti ajaloo arhiiv, Liivi 4, EE-2484 Tartu, Fax +372-7-421482. ■

Aufgrund des Materials von Veiko Berendsen

Ausblick

Igor Ljamin

Monrepos – der Blick in das 21. Jahrhundert

Die Rolle der kleinen kulturellen Zentren bei der Bildung einer neuen kulturellen Union des Ostseeraums

Im Nordwesten Rußlands ist es schwer, eine Stadt zu finden, deren Schicksal so widerspruchsvoll und gleichzeitig so interessant ist, wie Wiborg. Die „Intrige der Geschichte" besteht, meiner Meinung nach, darin, daß die jahrhundertealte Stadt heute objektiv keine Stammbevölkerung hat – eines der tragischen Ergebnisse des Zweiten Weltkriegs. Glücklicherweise ändert sich das Selbstbewußtsein der Menschen im heutigen Rußland viel schneller, als ökonomische und politische Reformen vorankommen. Und das ist zu betonen, weil die Freiheit des Geistes, der Gedanken und des Glaubens für Rußlands Menschen viel wichtiger ist als die neuesten Technologien.

Als gutes Beispiel des neuen historischen Denkens ist meiner Meinung nach das Jahr 1993 zu nennen. Damals haben die Einwohner der Stadt zusammen mit der kulturellen Öffentlichkeit einiger Länder des Ostseeraums das 700jährige Jubiläum der Gründung des Wiborger Schlosses begangen. Historiker und Architekten, Künstler und folkloristische Kollektive aus Rußland, Finnland, Schweden, Deutschland, Litauen und Estland haben an vielen Jubiläumsveranstaltungen teilgenommen. Im Juni des Jubiläumsjahres fand auch eine wissenschaftliche Konferenz statt, auf der Robert Schweitzer seine Untersuchung „Die Wiborger Deutschen" den Teilnehmern vorstellte. Dieses kurze, aber wissenschaftlich fundierte Werk löste reges Interesse bei den Fachleuten aus, und die Bekanntschaft mit ihrem Autor bildete den Anfang unserer Zusammenarbeit.

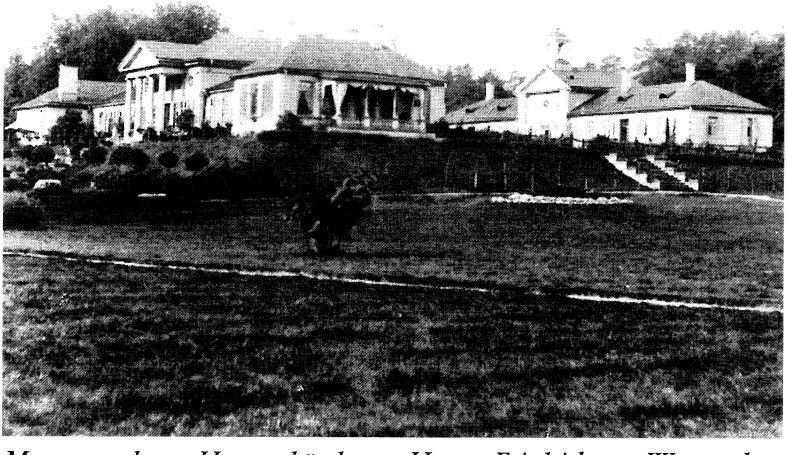
Der nächste Schritt war die Exkursion der Ostsee-Akademie Lübeck-Travemünde unter wissenschaftlicher Leitung von Dr. Jörg Hackmann durch die Länder um den Finnischen Meerbusen mit Stationen in Wiborg und Monrepos im Oktober desselben Jahres. Schon damals – 1993 – denke ich, hat Monrepos die Teilnehmer nicht nur bezaubert, sondern auch ihre Aufmerksamkeit auf die Perspektiven seiner Entwicklung gelenkt. Es ist fast symbolisch: in demselben Jahr 1993 wurde die erste und vorläufig die einzige Monographie über die Geschichte des Gutshauses und Parkensembles Monrepos und seiner Besitzer von der schweizerischen Wissenschaftlerin Dr. Eeva Ruoff herausgegeben.

Und heute halte ich es für meine angenehme Pflicht, Worte der Dankbarkeit an die deutschen, finnischen und estnischen Kollegen für die Einladung unserer kleinen Delegation aus Monrepos zur Teilnahme am Symposium zu richten.

In meinem Vortrag formuliere ich erstens kurz das moderne Paradigma von Monrepos und nenne zweitens die Hauptthesen der Konzeption der Gründung und der Entwicklung des Zentrums für Kultur des Ostseeraums von Monrepos.

Historische Vorbemerkung

„Monrepos repräsentiert sowohl in seinem Namen als auch in vielen Details seiner Parkanlage die Idee, wie die Ideale der italienischen, französischen und deutschen Kunst und Weltanschauung über einen beharrlichen und festgelegten Zivilisationsprozeß in der nordischen Welt verwurzelt wurden." Diese Definition von Professor Matti Klinge aus seiner Monographie „Die Ostseewelt" (dt. Helsinki 1995) charakterisiert kurz und genau das europäische Element in der historischen Konzeption der Entstehung von Monrepos am Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Ohne die Autorität des Autors zu bezweifeln, gestatte ich mir nur, die angegebene Charakteristik zu ergänzen. Dazu reicht es, den Rahmen der Geschichte zu erweitern – dann fallen noch zwei Faktoren des kulturellen Einflusses ins Auge: der russische Faktor und der ethnographische – der karelische – Faktor. Der letzte Faktor ist wenig erforscht, aber ein Beispiel seiner Verkörperung in Monrepos wird unten angeführt. Bis zum heutigen Tag sind zahlreiche



Monrepos, dessen Hauptgebäude von Herzog Friedrich von Württemberg 1782 erbaut und so genannt wurde, diente ihm als Residenz während seiner Amtszeit als Statthalter bis 1787. Dann ging es in das Eigentum von Baron Ludwig Heinrich von Nicolay (1737–1829) über, der – in Straßburg als Enkel eines aus Lübeck eingewanderten Arztes geboren – 1769 zum Erzieher des späteren Zaren Paul nach St. Petersburg berufen wurde und sich hier zur Ruhe setzte. Nicolay machte das Schlößchen zu einem kleinen kulturellen Zentrum, legte einen berühmten Park an und sammelte eine Bibliothek von über 5000 Bänden, die heute in der Universitätsbibliothek Helsinki aufbewahrt wird.

technische Installationen, der Grundriß des regelmäßig angelegten Teils des Parks sowie andere Elemente des noch Mitte des 18. Jahrhunderts von dem ehemaligen Besitzer, dem Militärkommandanten von Wiborg und russischen General P. A. Stupischin erbauten Gutshauses erhalten.

Wenn man diese Umstände nicht berücksichtigt, ist das Bild von Monrepos als einer kulturellen und historischen Erscheinung unvollständig. Nicht so eindeutig kann gleichfalls die Persönlichkeit von Ludwig Heinrich von Nicolay, der gleichzeitig Höfling und Dichter, Enzyklopädist und Beamter und der interessanteste Besitzer von Monrepos war, eingeordnet werden.

Im Archiv der russischen Fürsten Woronzow wird ein Dokument mit folgendem Wortlaut aufbewahrt:

„... Ludwig-Heinrich Nicolay ... ist 1737 in Straßburg geboren. Nach Straßburg kamen seine Urahnen aus Schweden. Nach dem Studium an der Straßburger Universität wohnte er in Paris und schloß sich dem wissenschaftlich-literarischen Kreis von d'Alembert, Falconet, Grimm, Diderot an. Der Reiz ihrer Bildung und ihrer hohen Kultur widerspiegelten sich in der nachfolgenden Tätigkeit von Nicolay. 1764 machte Nicolay eine Reise durch England mit den jungen Söhnen des Grafen und Hetmans Rasumowski. In dieser Zeit wohnte Hermann Lafermière, der Altersgenosse von Nicolay und sein bester Freund, mit dem er zusammen an der Straßburger Universität studierte, in Petersburg ... Graf Panin schrieb einen Brief nach England und berief Nicolay als einen der Lehrer des 15jährigen Großfürsten und Thronfolgers Paul. Das war 1769, und in diesem Jahr ließ sich Nicolay für immer in Rußland nieder. Als vielseitig gebildeter Mensch zeichnete er sich durch Hochherzigkeit aus und vereinte deutsche Gründlichkeit und französische Lebhaftigkeit ...
Baron L. H. Nicolay ist unter die bekannten Schriftsteller zu zählen. Man nennt ihn den deutschen Florian. Aber das beste Zeugnis der künstlerischen Neigung seiner Seele ist das von ihm in Wiborg eingerichtete Gutshaus Monrepos, wo er bis zu seinem letzten Tag, dem 18. November 1820, lebte.

Peter Bartenew

Monrepos, den 23. August 1881."

Im Laufe von 150 Jahren wohnten in Monrepos vier Generationen der Familie des Barons Nicolay, wobei sie treu Rußland dienten. Später bekamen die Vertreter eines anderen deutsch-baltischen Geschlechts – die von der Pahlen – das Erbrecht am Gutshaus. So vereinigten sich in Monrepos Zweige von zwei berühmten Familien. Und wieder eine seltsame Koinzidenz: L. H. Nicolay war Lehrer und einer der Erzieher Pauls I. als Thronfolger und Graf Peter von

der Pahlen nahm an der Verschwörung gegen Paul I. als Zaren teil.

Zur Zeit ist ein direkter Nachkomme der Besitzer von Monrepos, Konsul Peter Graf von der Pahlen, ein bekannter finnischer Diplomat, im finnischen Generalkonsulat in Hamburg tätig.

Das allgemeine Konzept

Einer realen Sache liegt immer ihre Vorstellung in Gedanken – eine Idee – zugrunde. Wenn der moderne Forscher über Probleme und Perspektiven der Wiedergeburt von Monrepos nachdenkt, gelangt er immer zu der Notwendigkeit, eine ähnliche Vorstellung zu formen und in dieser Vorstellung eine Widerspiegelung der sozialkulturellen Vorgänge unserer Zeit zu finden. Aber die Meinung eines Fachmanns – eines Architekten oder Ökologen, eines Historikers oder eines Ökonomen – erfaßt nur eine Facette und gibt keine Vorstellung im ganzen.

Ich formuliere das Problem, wie ich es im allgemeinen sehe, vom Standpunkt der Leitung dieses Prozesses. Genauer gesagt: als ein gewisses Bild der Zukunft, eine Gestalt, in der der Sinn der Sache enthalten ist, einerseits, und als ideales Modell der Entwicklung, andererseits. Wir finden noch bei Platon dasselbe Wort – griech. Eidos – „die Gestalt", „das Aussehen", „die Idee".

Sieben Jahre sind seit der Gründung des staatlichen historisch-architektonischen Museums und Naturschutzparks „Monrepos" vergangen. Im Laufe dieser Zeit haben mindestens 300 Fachleute aus verschiedenen Ländern ihre Ideen und beruflichen Kenntnisse in die Erforschung und Restaurierung des Parks und des Gutshauses Monrepos eingebracht. Und viel Arbeit steht noch bevor.

Aber der wichtigste Block an Information – die Daten zur Erforschung und Restaurierung – ist schon gesammelt und im Museum deponiert. Allerdings sind alle diese Ergebnisse dem breiten Kreis interessierter Fachleute und Laien kaum zugänglich. Sie sind aber zweifellos von Interesse sowohl für die Forscher als auch für die Restaurierungspraktiker in der ganzen Welt als beispielhafte Erfahrung bei der Erforschung des geheimnisvollen Gebiets der Landschaftsarchitektur des 18.–19. Jahrhunderts, bei der Restaurierung von Holzbauten des Klassizismus und bei dem Versuch der Erhaltung dieser einzigartigen Naturumgebung.

Nach siebenjähriger Erfahrung bei dieser Arbeit bin ich der Meinung, daß die Idee der Teilnahme an einer „Kulturhanse", einem neuen humanitären internationalen Bund des 21. Jahrhunderts, zum Hauptprinzip jedes beliebigen Projekts der Wiedergeburt von Monrepos – ja, zu seinem Symbol – erhoben werden sollte.

Diese Ansicht findet unerwartet eine historische Stütze. Im Buch „Die Ostseewelt" bemerkt Professor Matti Klinge: „Der berühmte Sprachwissenschaftler und Forscher der Mythologie, Jakob Grimm, entsandte 1847 seinen Gruß mit der Herkunft der Bedeutung des Wortes ‚Hansa' an die Lübecker. Hansa bedeutet Bund, es handelt sich um dasselbe Wort wie finnisch ‚kansa', das heute ‚Volk' bedeutet. Ende des 19. Jahrhunderts wurde die Idee der ‚neuen Hanse' entwickelt, d. h. der Gedanke der wirtschaftlichen, politischen und geistigen Gemeinschaft des Ostseeraumes."

Ein interessantes Beispiel. Der Sohn des deutschen Barons Ludwig Nicolay, der russische Diplomat Paul Nicolay, findet den Ort, wo Väinämöinen, der legendäre Sänger der karelischen Runen, wohnt. 1831 (so datiert W. Dmitrijew) stellt Paul in Monrepos eine Skulptur von Väinämöinen auf, die in Kopenhagen nach dem Entwurf des dänischen Bildhauers Borup gegossen wurde. Bemerkenswert ist aber, daß das Monument zu Ehren des Helden des mündlichen Volksepos aufgestellt wurde! Bekanntlich wurde die erste literarische Ausgabe des „Kalevala" von Lönnrot erst 1835 verwirklicht. Später war dieses erste Denkmal verlorengegangen, an seiner Stelle wurde die weithin bekannte Skulptur von Takkanen aufgestellt, deren Schicksal heute unbekannt ist.

Ich denke, daß die Idee eines internationalen Wettbewerbs zur Wiederherstellung dieses bemerkenswerten Denkmals an seinem historischen Ort auf der Hand liegt. Für eine Garantie der Verwirklichung dieses Entwurfs sollte man die Unterzeichnung der Berner Konvention über den Schutz der literarischen und künstlerischen Werke entsprechend der Pariser Akte vom 24. Juli 1971 durch Rußland halten.

Fünf Jahre kulturelle Initiativen

Die Entwicklung der zwischenstaatlichen Beziehungen im Nachkriegseuropa eröffnet die Möglichkeit, einige historische Parallelen

zu ziehen. Das Abkommen von Maastricht, der Eintritt Dänemarks, Schweden und Finnlands in die Europäische Union, die Aktivität osteuropäischer Staaten sind Merkmale einer neuen politischen und wirtschaftlichen Integration. Ein weiterer Faktor der Annäherung sind die Probleme der Ökologie. Diese Vorgänge rufen meiner Meinung nach auch die Notwendigkeit der Wechselwirkung von Kulturen hervor. In dieser Hinsicht spielen internationale, gesellschaftliche und wissenschaftliche Organisationen eine wichtige Rolle.

Ich führe nur einige Beispiele solcher kultureller Zusammenarbeit an:

- *Juli 1990:* Auf Anregung einer Gruppe von Einwohnern Wiborgs wird in Finnland eine öffentliche nicht-kommerzielle Gesellschaft „Monrepos" gebildet. Die Gesellschaft ist unser Hauptpartner und Koordinator aller Projekte. Im Laufe von fünf Jahren wurden alle geplanten Aktionen aufgrund von kulturellen Initiativen durchgeführt. Unter den Gründern möchte ich besonders den Architekten Juha Lankinen erwähnen.
- *Juni 1991:* Erstes Restaurierungspraktikum von Architekturstudenten der Technischen Hochschule Tampere unter der Leitung von Professor Panu Kaila.
- *April 1992:* Die Konferenz des nationalen Komitees ICOMOS Finnlands „Wiborger Denkmäler: Erforschung und Restaurierung"; die Akten der Konferenz sind veröffentlicht.
- *August 1993:* Das I. internationale Symposium „Probleme der Restaurierung des Parks Monrepos" unter Teilnahme von Studenten der Landschaftsarchitektur unter der Leitung der Professoren Tom Simons, Helsinki, und Arkadij Wergunow, Moskau. Es ist eine Sammlung der Arbeiten von Studenten veröffentlicht.
- *1992-1995:* Das alljährliche traditionelle Kammermusik-Festival „Konzertabende in Monrepos" unter der Leitung von Alexander Potapow (Moskau). Das Festival wird unter der Mithilfe der Direktion der nationalen und internationalen Wettbewerbe des Ministeriums für Kultur der Russischen Föderation durchgeführt.
- *August 1995:* Das II. Internationale Symposium über Restaurierung und Erhaltung der historischen Gärten und Parks „Der skan-

dinavische Kurs – Monrepos" mit der Teilnahme von Fachleuten und Studenten aus Rußland, Finnland, Schweden, Norwegen und Dänemark. Das Symposium wurde unter dem Patronat des Skandinavischen Ministerrates organisiert und durchgeführt.

Indem ich eine Reihe der genannten Projekte analysiere – und ihr Verzeichnis kann beträchtlich ergänzt werden – ziehe ich eine Hauptschlußfolgerung: das Streben nach Partnerschaft auf dem Gebiet der Kulturpolitik hat schon einen unumkehrbaren gesamteuropäischen Charakter erworben. Offensichtlich ist auch die Tendenz, diesen auf das Niveau der lokalen, regionalen und nationalen Prozesse zu übertragen. Diesen Fragen wurde das Augustseminar „Neue Modelle der kulturellen Politik und der Praxis" aus dem Programm der Sommeruniversität Amsterdam gewidmet. Ähnlichen Charakter haben die Initiativen der Louis-Pasteur-Universität in Straßburg, die uns von Doktor Robert Triomphe angeboten waren. In diesem Kontext betrachte ich auch unser Symposium.

Die Tätigkeit und die Ausrichtung dieser Vorgänge sind in den verschiedenen Ländern verschieden. Ich muß bemerken, daß Widersprüche manchmal an den Schnittpunkten der Interessen von Teilnehmern an humanitären Projekten entsteht – wenn das Projekt einerseits ein Element der staatlichen Doktrin ist, und andererseits von der privaten Initiative abhängt, in bezug auf welche immer eine besondere Rücksicht notwendig ist. In diesem Fall ist es besonders kompliziert, ein Feld der Konsolidierung der Interessen zu bestimmen. Ich muß betonen, daß es um humanitäre, nicht-kommerzielle Projekte geht.

Zu den Aufgaben des gegebenen Vortrags gehört nicht, daß Maß des Einflusses von Rußland auf die Entwicklung der angegebenen Vorgänge zu analysieren. Aber es ist für uns wichtig, die gegenwärtige Lage von Monrepos in der Hierarchie der Erscheinungen des internationalen kulturellen Lebens zu bestimmen. Ohne zu übertreiben kann man diese Lage mit einem Wort – „Renaissance" – benennen. Es geht um Wiedergeburt nicht im wörtlichen Sinn, weil die Restaurierung des Ensembles von Gutshaus und Park mehrere Jahre dauern wird. Wir sprechen heute über die Wiedergeburt des Namens Monrepos, über seinen neuen historischen und kulturellen Klang.

Perspektiven

Vor mehr als zwei Jahrhunderten behauptete Montesquieu, daß „Europa ein aus einigen Provinzen bestehender Staat ist." Aber im Laufe von 10 Jahren nach dem Schengener Abkommen haben die Völker von Westeuropa viel mehr auf dem Wege zur Vereinigung geleistet, als seit der Zeit der großen französischen Enzyklopädisten und Romantiker. Für uns ist besonders jene Tatsache symbolisch, daß gerade in Straßburg, in der Stadt, die ein Symbol der Versöhnung von Frankreich und Deutschland ist, der offizielle Sitz des Europaparlaments ist. Die Festigung der Europäischen Union ist meiner Meinung nach eine wichtige Voraussetzung für die Realisierung der Idee der Kulturhanse.

Die Notwendigkeit einer ähnlichen humanitären Bewegung ist offensichtlich. Darum hat die Zeitschrift „Silta-Brücke" ein Motto „Ostseeland – Partnerland" geprägt. Ich bin überzeugt, daß diese Idee Verständnis findet, und ich hoffe, daß sie auch von Fachleuten, Organisatoren und Teilnehmern dieses Symposiums unterstützt wird.

Nach der Bestimmung des Paradigmas von Monrepos und seines heutigen Status quo formulieren wir also unser Ziel: die Gründung einer internationalen Vereinigung (Korporation) im Bereich der Kooperation der kulturellen Tätigkeit der Länder des Ostseeraums – das Kulturelle Zentrum des Ostseeraums Monrepos. Die korporative Mission des Zentrums wird als Einheit zweier Ziele definiert: der Erhaltung des nationalen kulturellen Erbes einerseits und der Integration der nationalen Kulturen zur Befriedigung der kulturellen Bedürfnisse aller Völker der Ostseeländer andererseits. Jetzt versuchen wir, die Hauptthesen der Konzeption bei der Gründung des Zentrums zu bestimmen.

Wenn ich das Projekt als einen Schritt in der Entwicklung des Wiedergeburtvorganges sehe, dann gestatte ich mir zu behaupten, daß die Aufgabe, ihrer Natur nach, synkretistisch ist. Ihre Lösung ist nur von der Position der Leitung möglich. Ich nenne drei Hauptaspekte dieser Lösung:

- *der juristische Aspekt:* Laut Erlaß des Präsidenten Rußlands vom 20. 2. 1995 ist Monrepos ins Register der Objekte des historischen und kulturellen Erbes von föderaler Bedeutung eingetra-

gen. Die Eintragung Monrepos ins Nationale Programm der Erhaltung und Entwicklung der Kultur ist eine Garantie der staatlichen Unterstützung bei der Restaurierung des Ensembles von Gutshaus und Park.

- *der ökonomische Aspekt:* Die Tätigkeit des Zentrums verläuft im Bereich der nicht-materiellen Produktion mit einigen Dienstleistungen als Basis, obwohl die Ergebnisse einiger Tätigkeitsarten als Waren vorgestellt werden können. Aus der Erfahrung russischer und ausländischer kultureller Zentren kann man behaupten, daß die sozialen Tätigkeitsmotive – das Streben nach Kontakten, schöpferischem Tun und neuen Kenntnissen sowie die Befriedigung der Neugier und das berufliche Interesse – für den Verbraucher die wichtigsten sind.
- *der kulturelle Aspekt:* Ausgehend von der Bestimmung der korporativen Mission des Zentrums hat der letzte Aspekt zweifellos Priorität. Darum untersuchen wir ihn ausführlicher.

Eine Reihe von Voraussetzungen, Hypothesen und analytischen Angaben gibt die Möglichkeit, Szenarien der Entwicklung des Zentrums zusammenzustellen. Szenarien als die Darlegung oder Beschreibung der zukünftigen Umstände, Szenarien als der Raum für die kreativen Diskussionen, die Phantasie und die Freiheit des Denkens. Universales Prinzip jedes Szenarios muß die Ausbildung im weitesten Sinne des Wortes sein. Die oben genannten Beispiele illustrieren diese Behauptung: nur im Rahmen des Ausbildungsprozesses kann man ein Feld der Konsolidierung von verschiedenen, vor allem aber von beruflichen Interessen bekommen. Seien es wissenschaftliche oder Restaurierungsarbeiten im Museum, Programme der Lehranstalten oder ästhetische Erziehung, historische Landeskunde oder ökologisches Monitoring.

Hier sehe ich eine in Hinsicht der Qualität andere, besonders wichtige Voraussetzung für die Verwirklichung des Projekts Kulturelles Zentrum des Ostseeraums Monrepos: das Zentrum kann als eine der Brücken für den Transfer von Idealen der Ausbildung in das bevorstehende Jahrtausend sein. Die Persönlichkeit von Ludwig Nicolay, sein Schaffen sind für uns ein gutes Beispiel dieser Mission. „Das Privilegium der Geschichte, den Königen Belehrungen anzubieten ...“ ist das Lebenscredo von Nicolay, der, ne-

benbei gesagt, der erste Übersetzer von Robertson ins Deutsche war. Der bekannte kanadische Forscher Edmund Heier, Professor an der Waterloo-Universität, bemerkt: „Er war einer der wenigen, der die Intrigen des russischen Hofs überstanden hat, der mit dem Adel begnadet und zum staatlichen Berater ernannt wurde. Und schließlich wurde er Präsident der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften."

Zum Schluß halte ich es für notwendig, zu betonen, daß ich die konkreten Programme der Tätigkeit des Zentrums nicht betrachte, weil ihre Wahl von den konkreten Interessen abhängt. Einige Beispiele sind die historische Eurotour „Große Reisen des 18. Jahrhunderts", das Musikfestival und der Wettbewerb „Junge Musiker in Monrepos", die Durchführung der Exkursion der Ostsee-Akademie. Aber die Ideen brauchen den Mechanismus ihrer Realisierung, sonst bleiben sie Phantasie. Ich bin der Meinung, daß die universale und traditionelle Form solcher Projekte die Gründung des Internationalen „Fonds der Wiedergeburt und der Entwicklung von Monrepos" ist.

*

Auf kurze Zeit
Ist dieser Hügel mein,
Auf lange Zeit
Bin ich dann sein.
(Inschrift auf einem Epitaph in Monrepos)

■

Anhang

Autoren und Herausgeber

(in alphabetischer Reihenfolge)

Waltraud Bastman-Bühner, Hanko/Helsinki

Waltraud Bastman-Bühner wurde 1944 in Tegernau/Baden geboren. 1960–63 Fachausbildung mit Staatsexamen zur Hauswirtschaftlichen Betriebsleiterin, 1963–67 Praktika, Studium an der Berufspädagogischen Hochschule Stuttgart und Referendarjahr mit Abschluß als Fachschuloberlehrerin. 1967 bis zur Heirat nach Finnland (1970) Chefredakteurin im Verlag Aenne Burda, Offenburg, 1970–93 Studienrätin an verschiedenen Lehranstalten in Hanko (Finnland), Fachbuchautorin und freie Journalistin, Gründerin und Chefredakteurin (1983–93) der finnisch-deutschen Zeitschrift SILTA-BRÜCKE, seit 1987 Geschäftsführerin der Stiftung zur Förderung deutscher Kultur (Aue-Stiftung), Helsinki, seit 1991 Vizevorsitzende des Vorstands. Mitglied im Kuratorium der Stiftung „Finnland-Institut in Deutschland" und im Kuratorium des Verbands der Finnisch-Deutschen Vereine, Helsinki.

Adresse: Halmstadinkatu 9 A 14, FIN-10900 Hanko
E-mail: wbb@aue.pp.fi

Veiko Berendsen, Tartu

Veiko Berendsen, geb. 1965 in Tallinn, schloß sein Studium der Allgemeinen Geschichte an der Universität Tartu 1990 als Diplom-Historiker ab. Seitdem veröffentlichte er einige Artikel zur Methodologie der Geschichtswissenschaft in estnischen Fachzeitschriften und spezialisierte sich auf Sozial- und Bevölkerungsgeschichte. Gegenwärtig ist er Assistent am Lehrstuhl für Allgemeine Geschichte an der Universität Tartu.

Dienstadresse: c/o Eesti ajaloo arhiiv
Liivi 4, EE-2400 Tartu

Hermann Beyer-Thoma, München

Hermann Beyer-Thoma, Dr. phil., wurde 1952 in Würzburg/ Deutschland geboren. Er studierte Slavistik, Osteuropäische Geschichte, Neuere Geschichte und Politische Wissenschaften an der Universität München und promovierte 1987 über das Thema „Kommunisten und Sozialdemokraten in Finnland 1944–1948". Seit 1992 ist er wissenschaftlicher Mitarbeiter am Osteuropa-Institut in München.

Adresse: Oberascherstr. 5, D-81476 München
E-mail: u9511aj@sunmail. lrz-muenchen.de

Viktor Dmitriev, Wiborg

Viktor Dmitriev, Kunsthistoriker, geb. 1944 in Kronstadt/Rußland. Absolvierte 1971 die V.-P.-Muchina-Kunstgewerbehochschule in St. Petersburg in der Fachrichtung „Künstlerische Architektur". Arbeitete danach an Restaurierungsprojekten im Museum „Park Monrepos" in Wiborg. Zur Zeit ist er Chef der Denkmalpflege im Leningrader Bezirk für Wiborg. Mitglied des Russischen Architektenverbandes.

Dienstadresse: c/o Park Monrepos
188900 Vyborg, Rußland
Fax +7-81278-20539

Dirk-Gerd Erpenbeck, Bochum

Dirk-Gerd Erpenbeck, Studiendirektor, wurde 1940 in Gladbeck/Deutschland geboren. Er studierte Geschichte und Englisch in Bonn, Newcastle/GB und Münster. Von 1969 bis 1972 war er wissenschaftlicher Assistent an der Universität Bochum und ist seit 1973 in Bochum im Schuldienst, seit 1981 als Studiendirektor. Seit 1989 ist er Mitglied der Baltischen Historischen Kommission und Mitarbeiter der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund, Studienstelle Baltikum.

Adresse: Drohnenweg 28, D-44795 Bochum
E-mail: erpenbeck-bo@t-online.de

Michael Garleff, Oldenburg

Michael Garleff, Dr. phil., wurde 1940 in Kiel/Deutschland geboren. Nach dem Studium der Germanistik, der allgemeinen und osteuropäischen Geschichte in Hannover, Marburg und Kiel promovierte er 1969 und war wechselweise im höheren Schuldienst und am Hist. Seminar der Universität Kiel tätig. Seit 1990 arbeitet er am Bundesinstitut für ostdeutsche Kultur und Geschichte, derzeit als Leitender Wissenschaftlicher Direktor. Er lehrt außerdem an den Universitäten Kiel und Oldenburg, ist Zweiter Vorsitzender der Baltischen Historischen Kommission, Stellvertr. Vorsitzender der Carl-Schirren-Gesellschaft und Geschäftsführendes Vorstandsmitglied des J. G. Herder-Forschungsrats Marburg.

Dienstadresse:
Bundesinstitut für ostdeutsche Kultur und Geschichte
Johann-Justus-Weg 147a, D-26127 Oldenburg

Marjatta Hietala, Tampere

Marjatta Hietala, Prof. Dr. phil., wurde 1943 in Valkeala/Finnland geboren. Sie promovierte über das Thema: „Der neue Nationalismus in der Publizistik Ernst Jüngers und des Kreises um ihn 1920–1933". Seit 1996 ist sie Professorin für Allgemeine Geschichte an der Universität Tampere: außerdem lehrte sie an den Universitäten Joensuu, Helsinki, Turku und Jyväskylä. Veröffentlichungen u. a.: „Services and Urbanization at the turn of the Century. The Diffussion of Innovations" (1987), Tietoa, taitoa, asiantuntemusta. Helsinki eurooppalaisessa kehityksessä (1875–1917). (Know how and Professionalism. Helsinki as Part of European Development 1875–1917) Vol. I. Innovaatioiden ja kansainvälistymisen vuosikymmenet" (1992).

Dienstadresse:
Tampereen Yliopisto, Historian laitos
PF 607, FIN-33101 Tampere
E-mail: himahie@uta.fi

Sven Hirn, Helsinki

Sven Hirn, Prof. Dr. phil., wurde 1925 in Helsinki/Finnland geboren. Er studierte Literaturgeschichte und promovierte 1958 zum Thema „Imatra als Natursehenswürdigkeit vor 1870". Danach war er Bibliothekar und von 1963 bis 1987 Chefbibliothekar der Stadtbibliothek Helsinki. Er ist Autor mehrerer Bücher über die Geschichte des Tourismus, des Theaters und der leichten Muse wie Tivoli, Zirkus, Popularmusik und Tanz in Finnland.

Adresse: Temppelikatu 21 C 63, FIN-00100 Helsinki

Avo Hirvesoo, Tallinn

Avo Hirvesoo wurde 1935 in Võru/Estland geboren. 1965 schloß er seine Studien der Musikwissenschaften an der Estnischen Musikakademie ab und war seither im Theater- und Musikmuseum, im Kulturministerium, in der Nationalbibliothek, bei Fernsehen und Rundfunk tätig. Er veröffentlichte ca. 1000 Beiträge über Musikgeschichte und -kritik sowie drei Bücher, darunter „Eesti Muusika Biograafiline Leksikon", ein Biographisches Lexikon zur estnischen Musik (1990).

Adresse: Tanuma 73, EE-0035 Tallinn. E-mail: hirvesoo@online.ee

Antti Karppinen, Helsinki

Antti Karppinen, Botschafter a. D., wurde 1923 in Altona/Deutschland geboren. Nach Abitur (Berlin) und Kriegsdienst von 1942 bis 1944 studierte er Germanistik, Slawistik, vergleichende Sprachwissenschaften sowie Volkswirtschaft in Helsinki bis zum Magisterabschluß. Von 1955 bis zur Pensionierung 1990 war er im diplomatischen Dienst tätig, u. a. als Finn. Generalkonsul in Leningrad (1973–1980), Botschafter in Prag (1980–1985) und Bonn (1985–1990). Er ist u. a. Vorstandsvorsitzender des Pro Balticum Forums, Helsinki/Hamburg, Kuratoriumsvorsitzender der Stiftung „Finnland-Institut in Deutschland" Berlin/Helsinki, Kuratoriumsmitglied der Deutsch-Finn. Handelskammer Helsinki.

Adresse: Ulvilantie 19 G 10, FIN-00350 Helsinki

Michail Katin-Jarcev, Moskau

Michail Katin-Jarcev, Diplom-Historiker, geb. 1969 in Moskau. Studium an der Historischen Fakultät der Universität Moskau, Diplom 1993, seitdem Aspirantur, Dissertationsprojekt „Deutschbaltischer Adel in russischen Diensten", Hauptarbeitsgebiet Genealogie des Adels. Wissenschaftlicher Redakteur des genealogischen Verlags Vird, St. Petersburg, Mitarbeiter am russ. Adelslexikon „Dvorjanskie rody Rossijskoj Imperii" (1–4, 1993–98) und Mitglied des Redaktionsausschusses des russ. Adelskalenders „Dvorjanskij kalendar'" (1–5, 1996– 98); Veröffentlichungen in der Enzyklopädie „Otečestvennaja istorija".

Adresse: Bolšaja Nikickaja 49-33, Moskau 121 069, Rußland
E-mail: KatinBal@cityline.ru

Laurence P. A. Kitching, Burnaby (Kanada)

Laurence P. A. Kitching, Prof. Dr. phil., wurde 1937 in Bracklesham Bay/England geboren. Er studierte an der Universität von British Columbia französische und deutsche Literatur und promovierte über Bertolt Brecht an der Universität von Indiana. Von 1986 bis 1990 gab er die Zeitschrift „Journal of Baltic Studies" heraus und ist Verfasser mehrerer Artikel und Bücher über deutsches Theater in den Baltischen Ländern und die Dramen von Bertolt Brecht. Er lehrt deutsche Sprache und Literatur als Associate Professor an der Simon Fraser University in Burnaby, British Columbia.

Adresse: V5Z1Z9 Vancouver, B.C., Kanada, 840 W.22nd Ave.
E-mail: kitching@sfu.ca

Sirje Kivimäe, Tallinn

Sirje Kivimäe, Dr. phil., wurde 1947 in Tallinn/Estland geboren. Sie studierte von 1965 bis 1970 Geschichte an der Universität Tartu. Von 1970 bis 1993 war sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Geschichte der Estnischen Akademie der Wissenschaften tätig und promovierte 1981. 1990/91 war sie Gastwissenschaftlerin an der Forschungsstelle Osteuropa der Universität Bremen und seit 1993 ist sie Forschungsstipendiatin des Estnischen Wissenschaftsfonds; 1994 war sie DAAD-Stipendiatin.

Adresse: Paiste 2–1, EE-0016 Tallinn

Ljubov' Kudrjavceva, Wiborg

Ljubov' Kudrjavceva, Kunsthistorikerin, geb. 1968. Studium am Repin-Institut für Malerei, Skulptur und Architektur (frühere Kunstakademie) St. Petersburg, Kandidatendissertation über die Architektur Wiborgs („Architektura goroda Vyborga konca XIX – pervoj poloviny XX veka: problemy stilističeskoj evoljucii") 1995, seitdem in Wiborg im Rahmen der Denkmalpflege tätig, jetzt an der Wiborger Filiale der Staatlichen Wirtschaftsingenieurakademie St. Petersburg.

Adresse: Storoževaja Bašnja 9–223, 188900 Vyborg, Rußland

Antero Leitzinger, Helsinki

Antero Leitzinger, Mag. pol., geb. 1962 in Helsinki, schloß sein Studium der Politologie an der Universität Helsinki 1988 mit dem Magisterexamen ab. Weitere Studien in Zürich und Helsinki folgten. Er arbeitet heute als Forscher im finnischen Ausländeramt. Seine Bücher zur finnischen Einwanderungsgeschichte: „Schweizer in Finnland" (1991) und „Mishäärit" (Die Mischären 1996), eine Geschichte der tatarischen Immigration nach Finnland.

Adresse: Keinutie 9 A 7, FIN-00940 Helsinki, E-mail: zinger@clinet.fi

Igor Ljamin, Wiborg

Igor Ljamin, Kunsthistoriker, geb. 1954 in Uljanowsk. Technisches Studium in Wladiwostok, danach Ausbildung zum Kunsthistoriker am Repin-Institut für Malerei, Skulptur und Architektur (frühere Kunstakademie) St. Petersburg bis 1987. Erster Direktor des Geschichts-, Architektur- und Naturensembles „Park Monrepos" in Wiborg 1988–1996, Mitglied des Museumsrats des Russischen Kulturministeriums. Veröffentlichungen zur Erhaltung und Weiterentwicklung von Kulturdenkmalen in Wiborg (Monrepos) und Polozk.

Adresse: c/o Park Monrepos, 188900 Vyborg, Rußland

Georg Luther, Helsinki

Georg Luther, pol. mag., wurde 1921 in Helsinki/Finnland geboren. Er beendete sein Studium an der Universität Helsinki 1950

mit dem Magisterexamen. Von 1948 bis 1984 war er Beamter in der Statistischen Zentralbehörde Finnlands und ist seither im Ruhestand. Als Freizeitforscher widmet er sich intensiv der Familien- und Personengeschichte. Er ist Mitglied der Genealogischen Gesellschaft Finnlands und hatte von 1985 bis 1988 deren Vorsitz inne.

Adresse: Djurgårdsvillan 8, FIN-00530 Helsingfors

Thomas Martin, Wiesbaden

Thomas Martin, Dr. phil., Wirtschaftshistoriker, geb. 1966 in Ehringhausen (Hessen). Studium der Geschichte und Russistik an der Universität Gießen bis 1983, anschließend Promotion in Osteuropäischer Geschichte mit der Dissertation „Die Baumwollindustrie in St. Petersburg und Moskau und die russische Zolltarifpolitik 1850–1891" (1998). Zur Zeit tätig bei der Lufthansa.

Adresse: Lahnstr. 59, D-65195 Wiesbaden

Svetlana Mel'nikova, St. Petersburg

Svetlana Mel'nikova, Dr. phil., acc. Prof., wurde 1956 in Leningrad geboren. Von 1974 bis 1979 studierte sie an der Akademie für Schauspielkunst und Theaterwissenschaft in Leningrad/St. Petersburg, wo sie von 1979 bis 1983 Aspirantin war und 1984 promovierte. Seit 1984 ist sie dort als Lektorin und seit 1991 als Professorin tätig.

Adresse: Piskarevskij pr. 21/2–56, 195176 St. Petersburg
Fax: +7-812-210-45-49

Rudolf Mumenthaler, Zürich

Rudolf Mumenthaler, Dr. phil., wurde 1962 in Burgdorf/Schweiz geboren. Von 1983 bis 1989 studierte er Allgem. Geschichte/ Schwerpunkt Osteuropa, Russistik und Politologie an der Universität Zürich. 1990–1997 war er Assistent an der Abt. für Osteurop. Geschichte der Universität Zürich und seit August 1997 ist er Leiter der Wissenschaftshistorischen Sammlungen der ETH Zürich.

Dienstadresse: Bibliothek der Eidgen. Techn. Hochschule,
Wissenschaftl. histor. Sammlungen, Römistr. 101, CH-8092 Zürich
E-mail: mumenthaler@library.ethzh.ch

Petri Neuvonen, Espoo

Petri Neuvonen, Kunsthistoriker, geb. 1964 in Helsinki/Finnland, arbeitet zur Zeit an der Fakultät für Architektur der Technischen Hochschule Helsinki an seiner Lizentiatenarbeit über die Architekturgeschichte Wiborgs 1860–1940. Veröffentlichte ein Baudenkmalinventar von Wiborg (Viipurin historiallinen Keskusta, 1994) und ist Mitarbeiter an einer mehrbändigen Untersuchung zur Geschichte des Wohnblocks in Finnland (Suomen Kerrostalot. 1990–).

Adresse: Meteorinrata 3 B 37, FIN-02210 Espoo

Timo Rui, Joensuu

Timo Rui, Mag. phil., wurde 1964 in Lappeenranta/Finnland geboren. Sein Studium der Geschichte an der Universität Joensuu schloß er 1992 mit dem Magisterexamen ab. Von 1991 bis 1993 war er Lehrer und Schulleiter in Tuupovaara. Seit 1994 hat er einen Forschungsauftrag an der Universität Joensuu.

Adresse: Kirsikkatie 1 E 25, FIN-80230 Joensuu
E-mail: rui@joyl.joensuu.fi

Hannes Saarinen, Helsinki

Hannes Saarinen, Prof. Dr. phil., wurde 1946 in Helsinki/Finnland geboren. Er promovierte 1974 an der Freien Universität Berlin. Seit 1980 ist er am Historischen Institut der Universität Helsinki tätig, seit 1990 als Professor. Zahlreiche Veröffentlichungen auf deutsch und finnisch zur europäischen Geschichte, zu den deutsch-finnischen Beziehungen im 19. und 20. Jh., zur Geschichte des Ostseeraumes (Danzig im Nordischen Krieg) und zur Kulturgeschichte Berlins.

Adresse: Puistokaari 12 A, FIN-00200 Helsinki
E-mail: hannes.x.saarinen@helsinki.fi

Robert Schweitzer, Lübeck

Robert Schweitzer, Dr. phil., Oberbibliotheksrat, geb. 1947 in Kassel. Studium der Geschichte, Slavistik und Politologie in Marburg/Lahn und Helsinki, Promotion 1978 („Autonomie und Autokratie: die Stellung des Gfsm. Finnland im Russ. Reich 1863–1899"),

Wiss. Bibliothekar an der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart und seit 1988 Stv. Direktor der Stadtbibliothek Lübeck, Abteilungsleiter für das Sondersammelgebiet Ostseeraum und Sekretär der internationalen Bibliotheks-AG „Bibliotheca Baltica". Lehraufträge für Osteuropäische Geschichte an der Universität Stuttgart 1982–88, seit 1994 im „Carelia Baltica"-Programm der Universität Joensuu. Als ehrenamtlicher Forschungsleiter der Aue-Stiftung Arbeiten über die Deutschen im europäischen Nordosten, zugleich weiterhin zur finnischen Geschichte der Zarenzeit („The Rise and Fall of the Russo-Finnish Consensus", 1997). Mitglied der Baltischen Historischen Kommission und der Wiss. Komm. zur Erforschung der Deutschen in Rußland; korr. Mitglied mehrerer wissenschaftlicher Gesellschaften in Finnland.

Adresse: St.-Jürgen-Ring 11, D-23560 Lübeck

Mart Siilivask, Tartu

Mart Siilivask, Kunsthistoriker, geb. 1966 in Tartu. Studium der Geschichtswissenschaft an der Universität Tartu mit Schwerpunkt Kunstgeschichte, Abschluß als Diplom-Historiker 1989. Seitdem wissenschaftlicher Mitarbeiter am Estnischen Amt für Denkmalpflege (Muinsuskaitseinspektioon) Tartu. Mehrere Aufsätze zur Architektur von Tartu im 19. und 20. Jahrhundert in estnischen und finnischen Zeitschriften und Sammelwerken.

Adresse: Lutsu 31-16, EE 2400 Tartu

Arvo Tering, Tartu

Arvo Tering, Dr. phil., wurde 1949 in Suure Jaani/Estland geboren. Er studierte Geschichte an der Universität Tartu. Seit 1972 ist er Mitarbeiter der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Tartu. Er veröffentlichte Beiträge über die Geschichte der Universität Tartu/Dorpat im 17. Jahrhundert sowie über die akademischen Kontakte der europäischen Unversitäten (z. B. Åbo, Uppsala, Leiden, Göttingen, Halle, Jena) zum Baltikum in der Frühen Neuzeit.

Adresse: Kaunase 4–38, EE-2400 Tartu

SAKSALAISEN KULTTUURIN EDISTÄMISSÄÄTIÖ
STIFTUNG ZUR FÖRDERUNG DEUTSCHER KULTUR

Die Stiftung wurde 1985 von Theodor und Ulla Aue in Helsinki/Helsingfors mit dem Ziel gegründet, deutsche Kulturbestrebungen in Finnland und im nordosteuropäischen Raum zu fördern und zu unterstützen. Das Attribut „deutsch" ist nicht als nationalstaatliche Bezeichnung zu verstehen, sondern schließt den gesamten deutschsprachigen Kulturraum und die Kulturbeziehungen deutschsprachiger Minderheiten ein. Den beiden Stiftern lag der Gedanke zugrunde, den Kontakt mit dem deutschsprachigen Zentrum Europas, der von jeher für diese Region von Bedeutung war, auf kulturellem Gebiet weiter zu pflegen, zu erweitern und zu vertiefen.

Im Sinne einer friedvollen Zukunft der europäischen Völker ist das gegenseitige Kennen und Verstehen ein nicht zu unterschätzender Baustein und als wichtigstes Ziel der Stiftung anzusehen. Nur die richtige Interpretation der Vergangenheit ermöglicht Verständnis für die Gegenwart und zukunftsweisende Erkenntnisse. Deshalb konzentriert die Stiftung ihre Arbeit in erster Linie auf die wissenschaftliche Forschung. Hauptziel dabei ist, die Wechselwirkung zwischen der Kultur des deutschsprachigen Raums und dem europäischen Nordosten zu beleuchten, denn deutsche Sprache und Kultur werden immer als Teil des europäischen Kulturkontinuums verstanden. Dabei gebührt den eingewanderten und jahrhundertelang in Nordosteuropa ansässigen deutschsprachigen Menschen besonderes Augenmerk. Im Mittelpunkt des Interesses steht die Balance von Integrationsbereitschaft einerseits und Festhalten an deutscher Kultur andererseits. Dieser Prozeß stellt sich von Land zu Land verschieden dar und macht in Finnland einen integralen Teil der Identität des Landes sichtbar.

Bei ihren Forschungen sieht sich die Stiftung in einen kooperativen Zusammenhang mit Personen und Institutionen ähnlicher Zielsetzungen gestellt. Sie führt nicht nur selbst Untersuchungen durch, sondern regt sie an, fördert ihre Publikation und führt auf Symposien und Seminaren Forschende zu ihren Themen, aber auch Zeitzeugen und Studierende zusammen.

Verwaltet wird die Stiftung durch einen Vorstand, der von einem Kreis befähigter Persönlichkeiten aus dem Geistes- und Kulturleben, dem Beirat, beraten wird.

Anschrift: Munkkiniemen Puistotie 18 B 47, FIN-00330 Helsinki

OSTSEE-AKADEMIE TRAVEMÜNDE

Europa wächst in Freiheit zusammen. In diesem Europa ist die Ostsee-Akademie ein Forum des Denkens und des Gesprächs, ein Ort der Begegnung und des Austausches. Die Ostsee-Akademie will den Menschen aus Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern, den Bewohnern Pommerns diesseits und jenseits der Oder, den Deutschen, den Polen und allen Nachbarvölkern im Osten Mitteleuropas und rings um die Ostsee ein Ort sein, in dem sie den ihnen gemeinsamen Raum und die ihnen gemeinsame Kultur als ihr Eigen entdecken. Auf diesem Fundament leistet die Ostsee-Akademie ihren Beitrag zu europäischem Bewußtsein.

Die Ostsee-Akademie besteht seit 1988 und wird finanziell von der Bundesregierung und dem Land Schleswig-Holstein getragen. Die Akademie führt jährlich über achtzig Veranstaltungen in Travemünde, im östlichen Mitteleuropa sowie in den Ländern an der Ostsee durch, vornehmlich in Polen, den baltischen Ländern und Rußland.

Zu ihrem Programm zählen unter anderem:

* Begegnungen von Menschen rings um die Ostsee und aus der Mitte und dem Osten Europas, die zur Verständigung und zu einem gemeinsamen, friedlichen Miteinander der Nationen und Volksgruppen beitragen und das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit fördern
* Diskussionen zur politischen, gesellschaftlichen, kulturellen und ökonomischen Entwicklung der Länder Ostmitteleuropas und der Ostseeregion
* wissenschaftliche Konferenzen und Fachtagungen
* Sommerkurse für Studenten aus Mittel- und Osteuropa
* Veranstaltungen der politischen Bildung zu den Problemen Mittel- und Osteuropas einschließlich des deutschen Einigungsprozesses für deutsche Teilnehmer
* Exkursionen für Fachgruppen und Studienreisen
* Herausgabe der Zeitschrift „Mare Balticum" und Publikationen von Tagungen.

Die Ostsee-Akademie ist ein Teil des Pommern-Zentrums in Travemünde. Sie verfügt über Tagungsräume für Gruppen von 10 bis 300 Teilnehmer sowie u. a. über eine Bibliothek und Möglichkeiten zur Simultanübersetzung. Zum Zentrum gehören neben der Akademie ein Gästehaus und Restaurantbetriebe.

Anschrift: Europaweg 3, D-23570 Travemünde

TALLINNA SAKSA KULTUURIINSTITUUT
DEUTSCHES KULTURINSTITUT TALLINN

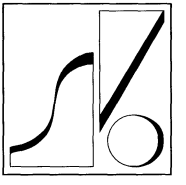
Die Idee, in Tallinn ein Zentrum für deutsche Sprache und Kultur zu errichten, das zum Teil nach Prinzipien eines Goethe-Instituts, jedoch überwiegend mit örtlichen Kräften, den hiesigen Verhältnissen angepaßt, fungieren sollte, wurde Anfang 1991 reif. An der Gründung des Kulturinstituts beteiligten sich drei Vereine: die Gesellschaft für Deutschbaltische Kultur in Estland, die Estnische Gesellschaft für Denkmalpflege und die Carl-Schirren-Gesellschaft aus Deutschland. Das deutsche Generalkonsulat in Leningrad, das damals noch für Estland zuständig war, unterstützte die Initiative. Das Tallinner Stadtarchiv stellte einen Raum für das Büro des Instituts zur Verfügung. Die feierliche Eröffnung fand am 13. April 1991 statt.

Laut Satzung ist das Deutsche Kulturinstitut „ein selbstloser gemeinnütziger Verein mit selbständigem Etat". Das Institut macht die deutsche Kultur in Estland bekannt und vermittelt kulturelle Kontakte. Seine Arbeit soll sowohl den Deutschunterricht als auch deutsche Literatur, Musik, Kunst, also möglichst alle wichtigen Kulturbereiche umfassen. Die Tätigkeit des Instituts wird von einem Vorstand geleitet, der sich aus Vertretern der Gründervereine und einem Vertreter der Deutschen Botschaft in Tallinn zusammensetzt. Die Arbeit des Instituts wird vom Auswärtigen Amt durch eine jährliche Zuwendung finanziert.

Seit seiner Gründung hat das Institut Deutschkurse – sowohl allgemeine als auch Speziallehrgänge – organisiert. Durch verschiedene kulturelle Veranstaltungen ist es allmählich gelungen, weitere Interessenten zu aktivieren und ein größeres Publikum zu erreichen. Zu nennen sind Ausstellungen deutschbaltischer Kunst (in Zusammenarbeit mit dem Estnischen Kunstmuseum und dem Historischen Museum), Vorführungen deutscher Spielfilme in Tallinn und anderen Städten Estlands, Vorlesungen über moderne deutsche Literatur und verschiedene Seminare.

Seit 1993 trifft sich dort der Deutschklub. Sowohl estnische Germanisten und Historiker als auch Fachkräfte aus Deutschland haben die Tätigkeit des Instituts mitgeprägt. Das Goethe-Institut hat wertwolle Hilfe geleistet. Das Deutsche Kulturinstitut besitzt die Lizenz, die international anerkannten Prüfungen des Goethe-Instituts abzunehmen. Die Kooperation zwischen dem Goethe-Institut und dem Deutschen Kulturinstitut wird weiter ausgebaut. Das Goethe-Institut hat seit 1998 einen Programmreferenten für Estland nach Tallinn entsandt.

Anschrift: Tolli 2, EE-10133 Tallinn



SUOMEN VIRON-INSTITUUTTI
FINNLAND-INSTITUT IN ESTLAND

Träger des Instituts ist die private finnische *Stiftung Finnland-Institut in Estland.* Sie wurde im Frühjahr 1993 von vierzig finnischen Organisationen, Universitäten und Firmen sowie vom Unterrichtsministerium und der obersten Schulverwaltungsbehörde Finnlands gegründet.

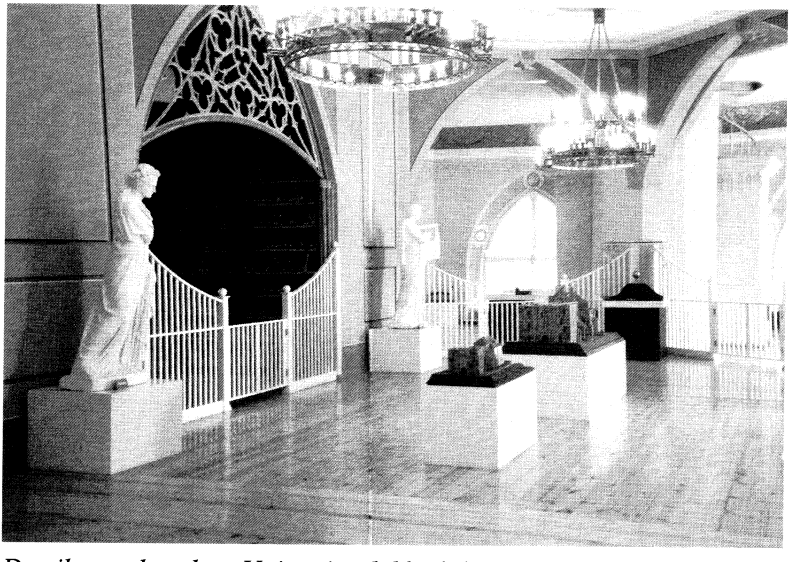
Das Institut selbst wurde am 15. März 1994 eröffnet. Es ist in Tallinn und Tartu ansässig.

Obwohl das Institut selbständig ist, also nicht dem finnischen Staat untersteht, wird es durch staatliche Institutionsförderung des finnischen Unterrichtsministeriums unterhalten.

Die Aufgabe des Instituts besteht in der Entwicklung finnisch-estnischer Kulturbeziehungen und schulischer Zusammenarbeit sowie darin, Informationen über Finnland zu erteilen und Kontakte der verschiedenen Wirtschaftszweige zwischen Finnland und Estland zu fördern. Um diese Ziele zu erreichen, veranstaltet das Institut Seminare, Vorlesungen, Ausstellungen, Filmvorführungen, Theaterbesuche und Konzerte.

Die Stiftung und das Institut werden von einem Vorstand, dem neun Personen, und einem Beirat, dem 16 Personen angehören, verwaltet.

Anschrift: Harju 1, EE-0001 Tallinn



Detail aus der alten Universitätsbibliothek (heute Universitätsmuseum) Tartu. Die Ruine der im 17. Jh. ausgebrannten Domkirche wurde nach der Wiedergründung der Universität Dorpat (1802) zur Universitätsbibliothek umgebaut. (Foto: W. Bastman-Bühner)

Beim Stadtrundgang am 8. 9. 1998 in Tartu/Dorpat. V. l. n. r.: Hermann Beyer-Thoma, Jörg Hackmann, Svetlana Mel'nikova, Sirje Kivimäe, Dirk-Gerd Erpenbeck, Robert Schweitzer, Olga Glazkova, Antero Leitzinger, Ljubov' Kudrjavceva, Laurence P. A. Kitching. (Foto: W. Bastman-Bühner)

Die Rolle deutschsprachiger Menschen im Nordosten Europas geht weit über das hinaus, was unter den Begriffen Hansische Dynamik und Deutschbaltische Beharrlichkeit zunächst ins Auge fällt. Erst wenn man die Existenz und Mobilität des deutschen Elements in einem Kontinuum von Stockholm bis St. Petersburg, von Lübeck bis Turku betrachtet, spiegelt sich die Vielfalt wider, mit denen diese Menschen die so unterschiedlichen Rahmenbedingungen in Schweden, Finnland, Rußland und den Baltischen Ländern ausfüllten. Der Finnische Meerbusen ist gleichsam der Brennpunkt dieser Spiegelung.

Die Aue-Stiftung/Helsinki hat deshalb 1995 in Zusammenarbeit mit der Ostsee-Akademie Lübeck-Travemünde unter diesem Thema ein Symposium zur deutschen Kultur im Nordosten Europas veranstaltet. Als Gastgeber konnte das Deutsche Kulturinstitut Tallinn gewonnen werden. Während die hier vorliegenden Ergebnisse des Symposiums gedruckt wurden, fand bereits das zweite – wieder in Tallinn – statt; die Reihe soll an jeweils thematisch festgelegten Orten im Ostseeraum fortgesetzt werden.

SAKSALAISEN KULTTUURIN EDISTÄMISSÄÄTIÖ
STIFTELSEN FÖR FRÄMJANDE AV TYSK KULTUR
STIFTUNG ZUR FÖRDERUNG DEUTSCHER KULTUR
HELSINKI/HELSINGFORS